Ernst Boerfchel *Hrs.*

Unser Eisernes Kreuz

Ein deutches heldenbuch

Ernst Boerschel

Unser Eisernes Kreuz



König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.
Der Stifter des Eisernen Kreuzes.

Unser Eisernes Kreuz

Ein deutsches Heldenbuch



Unter Mitarbeit
von
Paul Oskar Höcker, Rud. Presber, Graf Ernst zu Reventlow, Landrat z. D. Kammerherrn Paul Freihr. von Roëll, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Max Gg. Zimmermann, u. a.

Bearbeitet und herausgegeben
von
Ernst Boerschel

Mit 6 ganzseitigen Abbildungen



1915 Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1915

ISBN 978-3-662-22873-9 ISBN 978-3-662-24811-9 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-24811-9

Jungdeutschland

dargebracht

Jedem Volk der Erde glänzt
Einst sein Tag in der Geschichte,
Wo es strahlt im höchsten Lichte
Und mit hohem Ruhm sich kränzt;
Doch des Deutschen Tag wird scheinen,
Wenn der Zeiten Kreis sich füllt.

Schiller.

Vorwort.

Ein deutsches Heldenbuch ist dieses Buch genannt. Es soll Kunde davon geben, wie unter dem Zeichen des Eisens in den letzten hundert Jahren der Deutsche sein Leben dem Vaterlande opferte und mit seinem Blute endlich das Werk der Einigung schuf, das er jetzt zum erstenmal bitter zu verteidigen hat gegen eine Welt von Feinden. Das Eiserne Kreuz ist das schlichte Sinnbild solchen Heldentums. Von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen 1813 in Joch und Not gestiftet, ist es mit der Einigung aller deutschen Stämme der deutsche Kriegsorden geworden, der nun das mächtigste Volksheer schmückt, das die Geschichte kennt.

Jungdeutschland ist das Buch dargebracht. Unsere heranwachsende Jugend hat bei Ausbruch des Krieges ungestüm danach gedrängt, ihre Kräfte im Dienste des Vaterlandes zu erproben. Der „Deutsche Pfadfinderbund“ u. a. hat gezeigt, wie wertvoll sich seine Jugendausbildung im Ernstfalle erwies. Pfadfinder und andere Jungmannen sind zu den verschiedensten Geschäften und Ämtern herangezogen, ja sogar aufs Schlachtfeld zur Verwundetenfürsorge geschickt worden. Sie haben eine lobenswerte Haltung gezeigt und das Vertrauen in ihre reine Opferfreudigkeit vollauf gerechtfertigt. Manch einer von ihnen trägt heute das Eiserne Kreuz auf der Brust. Zu solch einer Jugend zu sprechen, ist ein erhebendes Gefühl und die schönste Aufgabe, die der Schriftsteller kennt. Unsere nationale Jugendpflege, die vor dem Kriege ihre Ziele mühsam erwirken mußte, ist durch den Krieg heilsam gefördert worden und wird nach ihm in straffere Entwickelung erstarken. Dann wird der Jugend die Erkenntnis von der Bedeutung des gegenwärtigen Krieges aufgehen, und aus den Heldentaten, die übermenschlich geleistet worden sind, mögen ihr die sittlichen Elemente sich einprägen, die auch den jetzigen Kampf des deutschen Volkes erhaben über die Kampfesweise seiner Feinde

stellten: Pflichtgefühl, Treue, Ausdauer und Gottvertrauen. In diesem Sinne sind ihr die folgenden Blätter, die angefüllt sind mit Erzählungen von deutschem wahren Heldentume, dargebracht als eine Mahnung, es den Vätern gleichzutun!

Nicht Ruhmredigkeit soll aus diesem Buche sprechen. Wenn es darauf ausginge, hätte es sich nicht mit einer so knappen Auswahl der im gegenwärtigen Kriege geleisteten und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneten Taten begnügt. Es sei hier gleich betont, daß von den Hunderten von Schilderungen, die dem Herausgeber vorlagen, die aufgenommenen nach keinen andern Rücksichten ausgewählt worden sind, als nach der Anlage des ganzen Buches, das den großen Sinn des Eisernen Kreuzes fühlbar machen und in den einzelnen Ereignissen und Taten ein Abbild des Geistes unseres unvergleichlichen Heeres geben will. So kommt es, daß auch die neuen Ritter des Ordens Pour le Mérite mit ihren Siegen aufgenommen sind, und daß andererseits von den Rittern des Eisernen Kreuzes sich keiner geringer eingeschätzt zu glauben braucht, weil er in dem Buche nicht seinen Namen findet. Jeder ist in diesem Kriege ein Held, und die wenigen stehen für alle.

Meinen Mitarbeitern herzlich zu danken, ist mir Bedürfnis. Dazu zähle ich auch alle die tapferen Feldgrauen, deren Heldentaten ich wiedergegeben habe. Besondern Dank sagen möchte ich verehrungsvoll Paul Oskar Höcker, der mir aus seinem prächtigen Buche „An der Spitze meiner Kompagnie" das Kapitel „Gefechtstage bei Lille" überlassen hat. Bei Lille hat sich Höcker das Eiserne Kreuz geholt, und gerade dieses Kapitel atmet in künstlerischem Drang den Gluthauch des Krieges und das fürchterliche Walten des Schicksals zwischen Leben und Tod. In entgegenkommender Weise hat der Ullsteinsche Verlag in Berlin, in dem Höckers Buch erschienen ist, den Abdruck erlaubt. Auch an Rudolf Presber richtet sich mein besonderer Dank. Zu der Theodor Fontaneschen Darstellung des „Erkundungsrittes des Grafen Zeppelin am 24. und 25. Juli 1870" war der Held der Erzählung selber so gütig, einige Anmerkungen einzuschicken, die nunmehr eine geschichtlich einwandfreie Schilderung des berühmten Rittes gewährleisten. Der Eroberer der Lüfte sieht in diesem Kriege sein Lebenswerk großartig vollendet. Nach unsäglichen Enttäuschungen und Mühen ist es ihm beschieden, seinem Vaterlande eine Waffe zu geben, die namentlich England erzittern macht. In dem Stück seiner Jugendgeschichte zwar regt sich noch nichts von dem der Luft Gesetze bietenden Zeppelinschen Erfindergeist. Aber die Ver-

bindungen des menschlichen Geistes sind wundersam. Und so will der kühne Ritt des jungen Grafen Zeppelin 1870 in Feindesland mit seiner Unerschrockenheit inmitten der Gefahr wohl passen zu dem unsterblichen Werke des Mannes und Greises, das durch alle Hindernisse und Mißgünste unbeirrt durchgeführt ward zu dem herrlichen Ziele, das uns heute an seinem Teile zum Siege über unsere Feinde verhilft. Es war sehr freundlich von der R. v. Deckerschen Hofbuchhandlung in Berlin, daß sie mir den Abdruck der Fontane'schen Schilderung aus dessen Buche „Der Krieg gegen Frankreich 1870—1871" gestattet hat.

Ein Quellennachweis über die Herkunft der einzelnen Berichte von der Erwerbung des Eisernen Kreuzes und ein Namensverzeichnis schließen das Buch ab und ermöglichen eine schnelle Übersicht des Inhalts.

Für Ergänzungen und Berichtigungen werde ich immer dankbar sein. Der Krieg geht zurzeit weiter und schafft jeden Tag neue Heldentaten.

Möge das Buch dem hehren Zeichen des Eisernen Kreuzes bescheiden gedient haben, indem es vornehmlich der Jugend dieses Zeichen ins Gewissen prägt als das Sinnbild des innern Wertes unseres Volkes, der ihm in Zukunft erhalten bleiben möge, ohne daß ihn Blut und Eisen erst zur Betätigung aufraffen müssen.

Berlin-Lankwitz, an Bismarcks 100. Geburtstage 1915.

Ernst Boerschel.

Inhalt.

Erster Teil. Seite

Das Eiserne Kreuz 1813 bis 1914. Seine Stiftung und Bestimmung. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Max Gg. Zimmermann 3

Wie unser alter Heldenkaiser sich das Eiserne Kreuz erwarb. Von Ernst Boerschel 14

Zweiter Teil.

Das Eiserne Kreuz 1870/71. Von Landrat z. D. Fürstl. lipp. Kammerherrn Paul Frhr. v. Roëll 25

Einleitung. — Sedan. — Der Brief König Wilhelms an die Königin Augusta in Berlin. — Im Sturm auf St. Privat. — Richtkanonier Heinrich Daupel. — „Herr Major, ich habe noch Kugeln und die müssen raus . . ." — Unerschrocken und treu.

Der Erkundungsritt des Grafen Zeppelin am 24. und 25. Juli 1870. Von Theodor Fontane. Mit Anmerkungen versehen von Ferdinand Graf v. Zeppelin 39

Heldenväter und Heldensöhne. Das Eiserne Kreuz in mehreren Geschlechtern. Von Ernst Boerschel 47

Einleitung. — In sechs Geschlechtern: v. Besser, v. Roëll. — In fünf Geschlechtern: v. Jena, Grafen Roedern, v. Sydow. — In vier Geschlechtern: v. Beczwarzowsky, v. Block, v. Hanstein, Hiller von Gaertringen, v. Lewinski, v. Loebell, v. Loeper, v. Neumann-Cosel, Grafen v. Schlieffen-Wisbuhr, Grafen Schmettow, v. Uebel, Grafen Wartensleben, v. Wechmar, v. Wellmann, Wellmann, v. Woyna, Zachariae. — In drei Geschlechtern: v. Bardeleben, v. Bonin, v. Borcke, v. Briesen, Buntrock, v. Eberhardt, v. Gostkowski, Günzel, v. Henning, Grafen v. Kirchbach, v. Merkatz, v. Puttkamer-Barnow, v. Rauch, v. Romberg, Schroeder, v. Trossell, Tschepel u. a.

Dritter Teil.

1914/15. Das Eiserne Kreuz. Von Rudolf Presber 65

Das Eiserne Kreuz 1. Klasse. Von deutschen Kriegs- und Heldentaten 1914/15. Von Ernst Boerschel. Mit Berichten und Schilderungen 67

Einleitung. — Voran der Kaiser. — Deutsche Fürsten im Felde: vier Siegesdepeschen; Heldentod. — Generalfeldmarschall von Hindenburg 1—4. — Der erste Sieg: Lüttich ist genommen! — Antwerpen gefallen! — „Eine der schönsten Waffentaten des Feldzuges." — Die Ruhmestage von Soissons. — Leutnant Otto v. der Linde, Ritter des Ordens Pour le

Seite

Mérite. — Durch die Maas an den Feind. — Unerschrocken im Zeppelin. — Gegen die Russen mit sieben Mann. — Dulce et decorum est pro patria mori: Hauptmann Kurt Dahm und Leutnant d. Res. Dr. Kurt Schroeder. — Unsere Helden der Luft. — Im Granatfeuer allein am Maschinengewehr. — Hut ab vor Unteroffizier Siewon! — Motorradfahrer Karl Schmidt. — Beim Sturm auf Dixmuiden. — Wehe den russischen Horden! — Aufopfernd für die Kameraden. — Der tapfere Wirt von Göppingen. — „Na, ja, das sind meine alten Brandenburger!" — Ehrentafel.

Unsere Blaujacken. Das Eiserne Kreuz in der deutschen Marine. Von Graf Ernst zu Reventlow 126

Einleitung. — Die Heldentat des „U 9". — Wie „Goeben" und „Breslau" vor Messina die Kette ihrer feindlichen Verfolger durchbrachen. — Die Odyssee der „Emden" 1—3. — Der deutsche Seesieg bei Coronel. — Aus Tsingtaus letzten Tagen.

Lieb Vaterland magst ruhig sein! Wie wir 1914/15 unser Eisernes Kreuz erwarben. Mit Feldpostbriefen deutscher Soldaten. Ausgewählt und bearbeitet von Ernst Boerschel 152

Einleitung. — „Wir Lebenden aber wollen siegen . . ." — „Herr Leutnant, ich melde mich . . ." — „Haltet aus . . ." — Sich opfern um jeden Preis. An der Piliza gegen die russische Übermacht. — Ehre unsern deutschen Lehrern! 1—3. — Vier Patrouillengänge an einem Tage und dann zum Sturm. — „Ich hatt' einen Kameraden . . ." — Durchs Feuer für ihren Leutnant. 1. 2. — Das war schwer verdient! — Unsere Sanitäter im Felde. Drei Beispiele für viele. — Einer, der mit niemandem tauschen will. — Todesmutig auf dem Beobachtungsposten. — „Damit ergibt man sich nicht." — Die Fahne gerettet! 1—3. — Landwehrunteroffizier Buchhändler Wolfgang aus Berlin. — „Herr Major, die Maschinengewehre rechts, die hol' ich!" — Bis in die Hauptstellung des Feindes. — Als Telephonist bei der Artillerie. — Was ein deutscher Maschinengewehrschütze ist. — Der Held der 9. Kompagnie. — Den feindlichen Beobachtungsposten in Brand gesteckt. — Eine englische Batterie entdeckt und vernichtet. — Mit dem Beil durchs Drahtverhau zum Sturm. — Die Bayern. 1—3. — Wie einer 30 Russen „umzingelte". — Ein Geschütz geholt. — Der Bildhauer im Schützengraben. — „Voran die Elsässer!" 1. 2. — Durch Nacht und Grausen. — Um den Yserkanal. — Kamerad Hans Heinemann. — Hoch klingt das Lied vom braven Landsturmmann! — Deutsche Heldinnen. — Ehrentafel.

Mein Eisernes Kreuz. Gefechtstage bei Lille. Von Paul Oskar Höcker 217

Vierter Teil.

Vorwärts Jungdeutschland! Deutsche Jugend 1914/15 im Kriege. Von Ernst Boerschel 229

Einleitung. — Jungdeutschland. — Unsere Pfadfinder. — Ehrentafel — Schluß.

*

Quellennachweis 239

Namenverzeichnis 244

Erster Teil.

Das Eiserne Kreuz 1813 bis 1914.

Seine Stiftung und Bestimmung.

Von Prof. Dr. Max Gg. Zimmermann, Geh. Regierungsrat.

Der gewaltige Krieg, den wir erleben, ist der dritte, in dem das Ehrenzeichen des Eisernen Kreuzes für heldenmütige Taten verliehen wird. Die schlichte Form, der geringe Wert der Stoffe — Gußeisen und silberne Umrandung —, aus denen es besteht, künden nicht nur die eherne Not, aus der es geboren ist, sondern sind auch ein Zeichen dafür, daß der Blick des Deutschen auf das Innere und nicht auf Äußerlichkeit gerichtet ist.

Fast wie ein eigenes Erlebnis drücken uns die schweren Jahre des preußischen Zusammenbruchs von 1806 und 1807. Aber wir kennen auch Bismarcks Wort von dem hier „zerschlagenen Eisen der altpreußischen Monarchie“, das unter dem schweren und schmerzlichen Hammer nun „zu dem Stahl geschmiedet wurde, der 1813 die Fremdherrschaft mit scharfer Elastizität zurückschleuderte“. Unter der Not der Zeit erwachte die Schwungkraft der deutschen Seele. Immer stürmischer wurde das Verlangen des preußischen Volkes nach Befreiung von dem französischen Joch. Was der Große Kurfürst, was Friedrich der Große für Brandenburg-Preußen getan, sollte nicht verloren gehen. Am 3. Februar 1813 erließ König Friedrich Wilhelm III. die „Bekanntmachung in betreff der zu errichtenden Jägerdetachements“ und am 17. März von Breslau aus seinen Aufruf „An Mein Volk“. Aus allen Ständen eilten viele Tausende freiwillig zu den Waffen, die größten Opfer wurden gebracht. Der König war selber erhoben von der gewaltigen vaterländischen Aufwallung, und in glücklicher Erkenntnis der Stimmung und der Zustände stiftete er das Eiserne Kreuz, das als seine eigene ideelle Schöpfung anzusehen ist. Mit dem neuen Orden schlang er ein gemeinsames hehres Band um

die Verteidiger des Vaterlandes. Denn das Eiserne Kreuz gehörte allen, die sich „in der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland alles abhängt", ein Verdienst erwarben. Es war nicht an Vorteile der Geburt und des Ranges gebunden, sondern lediglich an persönliches Verdienst. Kein Ordenszeichen ist so volkstümlich geworden, keins erscheint so wertvoll als dies Kreuz von Eisen.

Ein besonderes Abzeichen für sein Volk in Waffen zu schaffen, hatte Friedrich Wilhelm III. schon seit 1811 vor. Bereits damals wurde er, vornehmlich durch Gneisenau, zum Kriege gegen Napoleon gedrängt. Es wurde dafür die Errichtung einer Landwehr vorgesehen, die das Abzeichen in der Form eines einfachen Kreuzes aus zwei übereinandergehefteten Streifen von schwarzweißem Ordensband erhalten sollte. Der König wies darauf hin, daß diese Farben nicht nur die Preußens, sondern auch diejenigen des deutschen Ordens wären. Da dann auch das Eiserne Kreuz eine gewisse Ähnlichkeit mit den Ordenskreuzen hat, die in den Stadtwappen von Königsberg, Danzig und Elbing erscheinen, so glaubte man die Idee des Königs unmittelbar davon ableiten zu müssen. Eine solche Einwirkung wäre durchaus nicht unmöglich, da der König im Jahre 1802 Ost- und Westpreußen bereiste und in der Zeit der Erniedrigung vom 16. Januar 1808 bis zum 15. Dezember 1809 in Königsberg residierte. Von dem ehemaligen Ordenslande Preußen führten die Hohenzollern ihren Königstitel, und bei dem historischen Sinn des Königs konnte auch das mitgesprochen haben. Aber beim Ordenskreuz ist in der Regel und von Beginn an der senkrechte Balken länger als der wagerechte, beide sind ganz schwarz und nicht geschweift, sondern geradlinig. Die Schweifung der Arme kommt erst seit dem 15. oder 16. Jahrhundert vor, und die weiße Umrandung tritt erst auf, als man im 16. Jahrhundert anfing, das Kreuz auch auf dunkler Kleidung zu tragen. Für das Eiserne Kreuz ist, wie schon der Name sagt, das Material wesentlich. Das Ordenskreuz dagegen bestand nur ausnahmsweise aus Metall und dann niemals aus Eisen; meistens war es — wenn nicht aufgemalt — aufgestickt oder aus Kleiderstoff gefertigt. Die Idee des Königs zu dem für die Landwehr 1811 bestimmten kreuzförmigen Abzeichen aus übereinandergeheftetem Ordensband mag mittelbar von dem alten preußischen Ordenskreuz ausgegangen sein, aber dem Eisernen Kreuz von 1813 gab die entscheidende Gestaltung der Ton der Zeit selber, der in Eisen klirrte. Das einzige, was beim Eisernen Kreuz an das alte Ordenskreuz glaubhaft erinnert, ist die auffällige Tatsache, daß

bei ihm wie bei jenem die Vorderseite glatt gelassen wurde, und daß der Namenszug des Königs, die Eichenblätter und die Jahreszahl auf die Rückseite verwiesen wurden.

Max v. Schenkendorfs edler Dichtergeist hat uns 1813 die Verbindung des frommen preußischen Ordenskreuzes mit dem in Eisen erstandenen neuen Kreuz poetisch nahegeführt. Er hat uns dessen Wandlung vom weichen Tuch zum harten Eisen gleich einer frischen Verheißung gepriesen:

„War das alte Kreuz von Wollen,
Eisern ist das neue Bild,
Anzudeuten, was wir sollen,
Was der Männer Herzen füllt.

Denn nur Eisen kann uns retten,
Und erlösen kann nur Blut
Von der Sünde schweren Ketten,
Von des Bösen Übermut."

In diesem Sinne konnte das neue Kriegszeichen auch wirklich als Kreuz erscheinen: als Heils- und Siegessymbol dem gerecht Kämpfenden und als Schrecken dem Ungerechten. Denn daß die Kreuzesform ihren hohen christlichen Sinn beibehalten sollte, war selbstverständlich. Schon die religiöse Gesinnung des Königs hätte es nicht anders zugelassen; abgesehen davon, daß auch die meisten übrigen preußischen Orden die Kreuzesform haben. Vielleicht erinnerte sich der König gerade hier der legendarischen Erscheinung jenes leuchtenden Kreuzes in den Wolken, das mit der Flammenschrift „In hoc signo vinces" („In diesem Zeichen wirst du siegen") in der Schlacht bei Saxa Rubra im Jahre 312 dem schwankenden Kaiser Konstantin entgegenstrahlte, und glaubte, auch auf sich diese Verheißung beziehen zu dürfen. Es war nur natürlich, daß die Völker sich in ihren Kämpfen gegen Napoleon, der wie der Antichrist erschien, unter den besonderen Schutz des Christentums stellten. So weihten sich die Tiroler im Jahre 1809 dem heiligen Herzen Jesu, so erklärten die Russen ihren Kampf im Jahre 1812 als Religionskrieg zur Erhaltung der vaterländischen Heiligtümer. Die deutschen Dichter nannten den ausbrechenden Kampf einen heiligen Krieg, einen Kreuzzug.

Der König hing mit zuversichtlicher Liebe an seiner Schöpfung und wollte ihr eine besondere Verklärung geben. Seine tiefste Erinnerung schwebte ihm dabei vor: seine frühverschiedene Gattin, die Königin Luise, die den Tag der Freiheit nicht mehr schauen konnte. Er verknüpfte

dankbar das Gedenken an sie mit der neuen Stiftung. Ihr früher Tod aus Gram über die Erniedrigung Preußens hatte das Volk stark ergriffen, und der König rührte sinnig an das Herz seines Volkes, als er der Stiftungsurkunde des Eisernen Kreuzes, die am 20. März in der „Schlesischen Zeitung" in Breslau veröffentlicht wurde, das Datum des Geburtstages der Königin Luise gab. In der Phantasie des Volkes war sie zum Schutzengel Preußens geworden. So beschwor Theodor Körner ihre Erscheinung:

„Du Heilige! hör' deiner Kinder Flehen,
  Es dringe mächtig auf zu deinem Licht!
Kannst wieder freundlich auf uns niedersehen,
  Verklärter Engel! Länger weine nicht!
Denn Preußens Adler soll zum Kampfe wehen.
  Es drängt dein Volk sich jubelnd zu der Pflicht,
Und jeder wählt, — und keinen siehst du beben, —
Den freien Tod für ein bezwungnes Leben.

Und wie einst, alle Kräfte zu beleben,
  Ein Heil'genbild, für den gerechten Krieg
Dem Heeresbanner schützend zugegeben,
  Als Oriflamme in die Lüfte stieg:
So soll dein Bild auf unsern Fahnen schweben
  Und soll uns leuchten durch die Nacht zum Sieg.
Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache,
Luise sei das Losungswort zur Rache!"

Alles floß so zusammen, um der Stiftung des Eisernen Kreuzes 1813 eine Weihe zu geben, wie sie bisher keinem Orden innewohnte. Das ganze Volk fühlte sie ernst und bewegt mit, und bis in unsere Tage ist die Erinnerung daran nicht verblaßt, das erleben wir jetzt deutlich in uns selbst. Als das Stiftungsstatut in der „Schlesischen Zeitung" erschien, wirkte es zusammen mit dem Aufruf „An Mein Volk" beispiellos. Jeder seiner Sätze war glücklich gedacht und getroffen und stempelte den neuen Kriegs- und Tapferkeitsorden zu dem am höchsten geschätzten und gewünschten Ehrenzeichen eines Mannes. Daß er auch von denen erworben werden konnte, denen es nicht vergönnt war, mit der Waffe in der Hand für das Vaterland zu kämpfen, verschaffte den Daheimgebliebenen einen ausgleichenden Trost und spornte sie zu opferfreudiger Hilfs- und Liebestätigkeit an.

Die Stiftungsurkunde des Eisernen Kreuzes vom 10. März 1813 lautet:

Statut:

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen usw. usw.

In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt, und welcher nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend ausharren konnte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst, welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde, oder außerdem im Felde oder daheim, jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbständigkeit erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Demgemäß verordnen Wir wie folget:

I.

Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Unterthanen um das Vaterland ist:

Das Eiserne Kreuz

in zwei Klassen und einem Großkreuz.

II.

Beide Klassen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes schwarzes Kreuz von Gußeisen, die Vorseite ohne Inschrift, die Kehrseite zu oberst, Unsern Nahmenszug FW. mit der Krone in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813, und beyde Klassen werden an einem schwarzen Bande mit weißer Einfassung, wenn das Verdienst im Kampf mit dem Feinde erworben ist, an einem weißen Bande mit schwarzer Einfassung, wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen; die erste Klasse hat neben dieser Dekoration noch ein Kreuz von schwarzem Bande mit weißer Einfassung auf der Linken Brust und das Großkreuz, noch einmal so groß als das der beyden Klassen, wird an dem schwarzen Bande mit weißer Einfassung um den Hals getragen.

III.

Die Militair Ehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Dauer dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adlerordens zweiter und dritter Klasse, sowie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle in der Regel suspendirt. Das eiserne Kreuz ersetzt diese Orden und Ehrenzeichen und wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise, in den angeordneten zwey Klassen getragen. Der Orden pour le Merite wird in außerordentlichen Fällen mit drey goldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

IV.

Die zweyte Klasse des eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werden, die erste kann nicht anders erfolgen als wenn die zweyte schon erworben war.

V.

Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen schon besitzen, und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das eiserne Kreuz zweyter Klasse erhalten können.

VI.

Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung oder für die anhaltende Vertheidigung einer Festung die nicht in feindliche Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

VII.

Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eisernen Kreuze zusammen getragen.

VIII.

Alle Vorzüge, welche bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zweyter Klasse verbunden waren, gehen auf das eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt schon das Ehrenzeichen zweyter Klasse besitzt, kann bey anderweitiger Auszeichnung nur zuerst das eiserne Kreuz der zweyten Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich die mit dem Besitze des Ehrenzeichens verbundene Monatliche Zulage, die aber fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

IX.

In Rücksicht der Art des verwirkten Verlusts dieser Auszeichnung hat es bey den in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein Bewenden.

Urkundlich unter Unserer Allerhöchsteigenhändigen Unterschrift und beygedrucktem Königlichen Insiegel.

Gegeben Breslau, den 10. März 1813.

(L. S.)
Friedrich Wilhelm.

Ausdrücklich wird es hervorgehoben, daß das Eiserne Kreuz nur „in diesem Kriege“ erworben und verliehen werden kann. Es war damit als eigentümlicher Kriegsorden gekennzeichnet worden, der in den folgenden Friedenszeiten nicht weiter ausgegeben werden sollte. Etwas in Preußen damals Unerhörtes war es, daß dem gemeinen Soldaten die erste Klasse des Ordens zugängig war, und daß auch der General diese nur erhielt, wenn er durch sein früheres Verhalten die zweite Klasse schon erworben hatte. Aber gerade diese Gleichstellung aller Kämpfer war der schöne Gedanke bei dieser für ein Volksheer bestimmten Auszeichnung. Der König hielt es denn auch für nötig, in einem Diktat, das dem Erlaß des Statuts voraufging, die ihm vermutlich entgegengehal-

tenen Bedenken zu zerstreuen und seinen Grundsatz zu begründen. Er diktierte: „Der Soldat mit dem General ganz gleich; da jedermann doch weiß, wenn er den General und den Soldaten mit derselben Decoration erblickt, daß der General sich diese Decoration durch Verdienst in seiner Wirksamkeit, der Soldat aber nur in seiner beschränkten Sphäre erworben haben kann, und ebenso im Civil. Auch wenn der Soldat das Kreuz der ersten Klasse und der General das der zweyten hat; so weiß doch jedermann, daß dies nichts weiter andeuten soll, als: der Soldat hat sich durch persönliche außerordentliche Tapferkeit mindestens zweymal ausgezeichnet, der General durch sein Commando und dessen Erfolg nur einmal, der eine in dem sehr kleinen Wirkungskreise eines Soldaten, der andere in dem sehr großen eines Generals; und Niemand wird, auch in diesem Falle nicht, bestreiten wollen, daß die Verdienste des Generals, der nur ein Kreuz der zweyten Klasse hat, um den Staat viel größer sind, als die Verdienste des Soldaten, dem das Kreuz der ersten Klasse zu Theil geworden ist."

Die Worte bekunden, daß der König sich des nationalen und ethischen Kerns seiner Stiftung voll bewußt war. Vielleicht ist auf diese Bestimmung die gleiche Art der Behandlung des 1802 von Napoleon als Erstem Konsul gegründeten Ordens der Ehrenlegion von Einfluß gewesen. Sehr schön schließt der König sein Diktat mit den Worten: „Das sichtbare, für die ganze Generation bleibende bedeutungsvolle Andenken an diese eiserne Zeit, ist ganz eisern." Das Diktat, auf einem Zettel bei den Akten des Kaiserlichen Geheimen Zivilkabinetts, läßt keinen Zweifel darüber, daß die schlichten grundlegenden Gedanken der Schöpfung des Eisernen Kreuzes die des Königs selber waren. Sie haben am meisten dazu beigetragen, dem neuen Orden die große Volkstümlichkeit zu verschaffen und ihm das begeisternde Moment zu verleihen.

Aber sehr viel hing nun von der äußeren Form des unter so besonderen Verhältnissen gestifteten Kriegszeichens ab. Das Motiv des Eisens war gegeben; es kam jetzt auf die sinnentsprechende Gestaltung an. Sie war bei diesem einfachen und doch so viel bedeutenden Symbol ungleich schwieriger als bei einem andern, schon durch sein kostbares Material wirkenden Orden. Die älteste Zeichnung vom Eisernen Kreuz, die erhalten ist, lag einem Briefe des Kriegsrats Einsiedel vom 27. Februar 1813 an den Geheimen Kabinettsrat Albrecht bei; sie befindet sich jetzt im Geheimen Zivilkabinett. Sie wurde dem Könige vorgelegt und von ihm verworfen; sie entsprach in ihrer plumpen Form nicht dem Bilde,

das ihm vorschwebte. Der König fertigte eigenhändig einen neuen Entwurf an und traf nun auch zeichnerisch außerordentlich glücklich den Ausdruck seiner Absichten. Der Entwurf ist uns leider nicht erhalten, er gab aber in der Hauptsache dem Kreuz die bei der Ausführung beibehaltene Gestalt. Ebenso glücklich war der König in der Wahl des Künstlers, der seinen Entwurf künstlerisch ausgestalten sollte. Karl Friedrich Schinkel wurde von Breslau aus unter dem 13. März damit beauftragt. Eine ganze Anzahl von Schinkels Entwürfen ist im Schinkelmuseum der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, dessen Vorsteher der Verfasser dieser Zeilen ist, und im Kaiserlichen Zivilkabinett erhalten. Keine jedoch entspricht ganz der späteren Ausführung, namentlich ist die Schweifung der Arme nachträglich stärker betont worden. Durch die monumentale zeichnerische Form und die Zusammenstellung des stumpfen Schwarz des Gußeisens mit der leuchtenden silbernen Umrandung ist das Eiserne Kreuz zum künstlerisch schönsten preußischen Orden geworden. Dem Könige scheint die Schinkelsche Ausarbeitung sehr gefallen zu haben. Denn er kam bald von Punkt II des Statuts, daß die erste Klasse durch ein Bandkreuz auf der linken Brust bezeichnet werden sollte, ab und bestimmte am 16. Juni 1813, daß das Kreuz erster Klasse ebenfalls aus Gußeisen mit Silberumrandung und in der Form des Kreuzes zweiter Klasse herzustellen und an derselben Stelle wie vorher das Bandkreuz zu tragen sei.

Wie sehr der König seine Schöpfung liebte, geht daraus hervor, daß er das Kreuz zum Einzug der aus dem Felde heimkehrenden Truppen als dauerndes Andenken wollte am Brandenburger Tor anbringen lassen, und zwar in bedeutender Größe am Sockel der Quadriga oder am Gebälk. Es gelang Schinkel, den König davon zu überzeugen, daß eine solche Anbringung ästhetisch nicht glücklich sein würde, und er fand den geschickten Ausweg, das Eiserne Kreuz, umrahmt von einem Eichenkranz und überragt von dem preußischen Adler, auf den Stab in der Hand der Viktoria als Feldzeichen zu setzen. Auch für Schinkel, wie für das ganze Volk, war das Eiserne Kreuz ein Sinnbild für die Befreiungskriege geworden. Schinkel brachte es bei seinen — im Schinkelmuseum der Charlottenburger Technischen Hochschule befindlichen — Entwürfen zu Denkmälern für den Krieg und dessen Helden an hervorragender Stelle an. Der herrliche gotische Dom, den er auf dem Leipziger Platz in Berlin errichten wollte, und der eine wahre Gralskirche geworden wäre, enthielt es auf der Spitze des Turmes an Stelle der Kreuzblume und

im Wimperg über dem Hauptportal. Eine andere Absicht Schinkels war, auf dem Schloßplatze, da, wo jetzt der Begasbrunnen steht, einen Brunnen zu schaffen. Die Figur des Erzengels Michael in der Mitte sollte einen Flamberg tragen, dessen Griff die ungefähre Gestalt des Eisernen Kreuzes hatte. Auf dem Tempelhofer Berg wollte Schinkel eine riesige Säule mit Reliefbändern errichten. An ihrem Sockel sollte das Eiserne Kreuz prangen. Dann wieder plante er dort über einem mächtigen quadraten Unterbau ein Gebäude mit vier griechischen Tempelfronten und darüber aufsteigendem gotischen Turm. Leider kam nur der Turm zur Ausführung, an dem das Eiserne Kreuz eine so große Rolle spielt, daß die Anhöhe davon den Namen Kreuzberg erhielt. An allen Kriegerdenkmälern, die Schinkel entwarf, und an seinem schönen Grabdenkmal für Scharnhorst auf dem Invalidenkirchhof ist das Eiserne Kreuz angebracht.

Das erste Eiserne Kreuz wurde 1813 vom Könige dem Bataillonskommandeur, späteren Generalleutnant v. Borcke, für das Gefecht von Lüneburg am 2. April verliehen. Aber v. Borcke erhielt es nicht sogleich, denn erst am 14. April waren — bezeichnend für die Dürftigkeit der damaligen Verhältnisse — die ersten Stücke fertig; es waren nicht mehr als vier. Eins von ihnen soll der König dem Gedächtnis der verewigten Gemahlin gewidmet haben, indem er es an deren Lieblingsaufenthalt Paretz niederlegen ließ. Anfang Mai war die erste größere Anzahl, 300 Stück, fertig. Im ganzen sind 1813/15 verliehen worden: 9136 Eiserne Kreuze zweiter Klasse, 635 Kreuze erster Klasse und 5 Großkreuze. Die Großkreuze erhielten: Blücher für die Schlacht an der Katzbach — er bekam 1815 nach der Schlacht bei Belle-Alliance noch eine ganz besondere einzige Auszeichnung, das Eiserne Kreuz auf einem goldenen Stern —; Bülow für die Schlacht bei Dennewitz; Tauentzien für die Eroberung von Wittenberg; Yorck für die Kämpfe von Laon bis Paris, und der Kronprinz von Schweden Bernadotte. Am weißen Bande sind 1813/15 ausgegeben worden: 869 Eiserne Kreuze zweiter Klasse und zwei Kreuze erster Klasse, diese an Hardenberg und Wilhelm v. Humboldt. Außerdem durfte sich das Eiserne Kreuz nach den Kriegen vererben. Offiziere und Mannschaften, die wohl vorgeschlagen waren, es aber nicht erhalten hatten, empfingen die durch den Tod der früheren Inhaber erledigten Kreuze.

Seiner Armee wollte der König das Eiserne Kreuz dauernd erhalten. So wurde es allen Regimentern, die an den Befreiungskriegen teil-

genommen hatten, in die Spitze ihrer Fahnen und Standarten verliehen. Es wurde in die königlichen Standarten aufgenommen und ging dann von der preußischen in die deutsche Kriegsflagge über, die seit 1894 gleichzeitig die Flagge der preußischen Amtsgebäude ist. Die Landwehr trägt es als Abzeichen an der Kopfbedeckung bis auf den heutigen Tag. Absichtlich ist es immer unentschieden gelassen, ob das Eiserne Kreuz als Orden oder als Ehrenzeichen zu betrachten sei, ob sich die Besitzer „Ritter" oder „Inhaber" nennen dürfen. Schon während der Befreiungskriege wurde es üblich, die verzierte Seite des Kreuzes nach vorn zu tragen. Dieser ursprünglich nicht vorgesehene Brauch wurde erst durch eine Kabinettsorder vom 19. April 1837 als zulässig anerkannt.

* * *

In den Kriegen 1864 und 1866 wurde das Eiserne Kreuz nicht erneuert, weil diese Kriege nicht in dem Sinne wie die Befreiungskriege national waren. 1870 jedoch war die Zeit gekommen. Der alte Erbfeind erhob sich wieder gegen Preußen; der Neffe des Korsen suchte seinen wankenden Thron durch einen willkürlichen Eroberungskrieg zu stützen.

Am 19. Juli 1870 erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs an Preußen: der Tag war im Andenken König Wilhelms und des Volkes geheiligt durch den Tod der Königin Luise. Das teure Bild der Mutter, die alten unvernarbten Erinnerungen stiegen in dem Könige auf, und er erneuerte an demselben Tage das geweihte Zeichen. Wieder ward der Segen der Unvergeßlichen auf die preußischen Fahnen herabgefleht. „Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldentaten unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege, will Ich das von Meinem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen", hieß es am Anfang des königlichen Erlasses an das Staatsministerium. Alle wesentlichen Bestimmungen des Statuts von 1813 wurden in die neue Stiftungsurkunde aufgenommen. Wie sein Vater fertigte der König selber eine Zeichnung. Er verfügte, daß die Rückseite so bleiben sollte wie bei dem früheren Kreuz, daß die bisher unverzierte Vorderseite dagegen oben mit der Königskrone, in der Mitte mit einem W, und unten mit der Jahreszahl 1870 geschmückt werden sollte. Die Verleihung wurde auch auf die nichtpreußischen Regimenter ausgedehnt, was 1813 nicht der Fall war. Wie in den

Befreiungskriegen erhielten später alle am Kampfe beteiligten Regimenter das Kreuz für ihre Fahnen und Standarten; diejenigen, die beide Kriege mitgemacht, schwarzweiße Fahnenbänder mit dem Eisernen Kreuz.

Diesmal brauchten die Helden, die sich das Kreuz von Eisen errungen hatten, nicht so sehnlich auf das hehre Zeichen zu warten, wie ihre Väter 1813. Schon Anfang August ging die erste Sendung Eiserner Kreuze ins Große Hauptquartier ab. Der erste Ausgezeichnete war der Kronprinz Friedrich Wilhelm für die Siege von Weißenburg und Wörth. Bald zierte es die Brust der Krieger aus allen deutschen Stämmen. Im ganzen wurden 1870/71 verliehen: 41705 Eiserne Kreuze zweiter Klasse, 1296 Kreuze erster Klasse und 9 Großkreuze. Am weißen Bande erfolgten 4086 Verleihungen der zweiten Klasse und 13 der ersten Klasse. Das Großkreuz erhielten: der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Kronprinz Albert von Sachsen, der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Friedrich Karl von Preußen; die Generale v. Moltke, v. Manteuffel, v. Goeben, v. Werder.

Nach der Heimkehr aus dem Felde versammelte der greise Heldenkaiser am 31. März 1871 eine Abordnung der noch lebenden alten Ritter des Eisernen Kreuzes aus den Befreiungskriegen um sich, als die ehrwürdigste Gestalt selber zu ihnen gehörend. Er sagte in seiner Begrüßungsrede, daß durch die Erneuerung das Bestehen des Ordens wiederum auf 50 bis 60 Jahre — bis zum Tode des letzten Inhabers — gesichert sei. Das Schicksal hat gewollt, daß, ehe diese Frist abgelaufen war, am 1. August 1914 die Kriegsfackel aufs neue entzündet ward. Diesmal gegen das geeinte Deutschland, und der König von Preußen erneuerte als Deutscher Kaiser das Eiserne Kreuz. Es gleicht dem von 1870 vollkommen, bis auf die Umänderung der Jahreszahl in 1914.

Schon schmückt das Eiserne Kreuz in beiden Klassen die Heldenbrust vieler Krieger. Wieder leuchtet es dem Kampfe als helles Symbol voran, und wir haben die frohe Zuversicht: „In diesem Zeichen wirst du siegen!"

Wie unser alter Heldenkaiser sich das Eiserne Kreuz erwarb.

Von Ernst Boerschel.

„Papa hat mich heute äußerst glücklich gemacht, indem er mir das Eiserne Kreuz gegeben hat. Nur wünschte ich, es verdient zu haben; dann würde es mir bei weitem mehr Freude noch gemacht haben, so kann ich es nur als eine große Gnade und als ein Andenken an diese Zeit betrachten."

Prinz Wilhelm von Preußen, am 10. März 1814 an seine Schwester Charlotte.

Mit dieser Demut im Herzen empfing in den Befreiungskriegen der 17jährige Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige Deutsche Kaiser, von seinem Vater, dem Könige Friedrich Wilhelm III., das Eiserne Kreuz. Er glaubte, sich das hehre Zeichen nicht verdient zu haben, und brach in Tränen aus, als er es in den Händen hielt. Er bewahrte es als das teuerste Kleinod seiner Erinnerungen, und wenn er es anlegte, so diente dazu ein anderes Kreuz und nicht das ihm 1814 vom Vater eigenhändig verliehene.

Bescheidenheit und Ehrerbietung kennzeichnen die Gesinnung, mit der Prinz Wilhelm den Befreiungskriegen gegenüberstand. Seine junge Seele nahm sie ahnungsvoll als ein Erlebnis auf, von dem viel für seine ganze Entwicklung abhing. Noch an der Schwelle des Greisenalters (1857) nannte der Prinz die Teilnahme an den Befreiungskriegen den ersten Lichtpunkt in seinem Leben, und des alten Heldenkaisers Bedürfnis nach der Rückkehr aus dem Kriege 1870/71 war es, sogleich am Grabe seiner Eltern zu beten, wie er vorher von ihnen Abschied ge-

nommen hatte. Die Erinnerung an die geliebte Mutter, die Königin Luise, war ihm ein heiliges Vermächtnis. Im Gedanken an sie war er 1870 in den neuen Krieg gegen Frankreich gegangen, hatte er die Erneuerung des Eisernen Kreuzes auf den Todestag der Mutter, den 19. Juli, verlegt. Im Gedanken an sie hatte schon sein königlicher Vater 1813 die Stiftungsurkunde des Eisernen Kreuzes auf den 10. März, den Geburtstag der Unvergeßlichen, vordatiert. Ein Jahr danach hatte am selben Tage der Prinz das Kreuz erhalten. Er schrieb in dem Briefe an die Schwester Charlotte, wie er dem Vater gedankt habe, „und daß er gerade den heutigen Tag gewählt habe“. Nicht jeden hatten die vorangegangenen Jahre der Prüfung so ernst gebildet wie den jungen Prinzen Wilhelm von Preußen. Der sittliche Kern seines Charakters trat hervor und bewährte sich in Selbstzucht und Gehorsam. Er erkannte die eherne Not der Zeit nicht bloß gefühlsmäßig, sondern in ihrem nationalen Gehalt. Das Eiserne Kreuz erschien ihm als Sinnbild über jeden andern Orden erhaben; es zu erwerben galt ihm als das höchste jetzt erkennbare Ziel. „Wird einer von unserer Familie das Eiserne Kreuz erhalten?“ fragte er Anfang Mai 1813 in einem Briefe von Breslau aus den König, seinen Vater. Er vermied nie, es in seinen Briefen mitzuteilen, wann er jemanden gesprochen hatte, der das Eiserne Kreuz trug. Nach der Schlacht bei Bautzen hatte sein ältester Bruder, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, das Kreuz bekommen. „Empfange meinen herzlichen Glückwunsch zu dem Eisernen Kreuz. Wie sehr ich euch beneide, kannst du dir wohl denken“, schrieb ihm Prinz Wilhelm am 27. Mai. Er selber mit seinen 16 Jahren zweifelte daran, es sich je verdienen zu können. Er hat es sich dann verdient, und wir werden sehen, wie es nicht nur durch eine entschlossene Tat geschah, sondern durch lange Vorbereitung, die den Prinzen Wilhelm in harter Selbsterziehung der wahren Heldenreife entgegenführte.

Bis zum November 1813 hatte Prinz Wilhelm fern von den Ereignissen in Breslau ausharren müssen, um in Gesellschaft des alten Köckritz die jüngeren Geschwister zu hüten. Die Schlachten von Großgörschen, Großbeeren, Kulm und an der Katzbach waren inzwischen geschlagen worden. Er hatte untätig in Breslau sitzen müssen. „Alles gehet fort, und ich muß wieder zurückbleiben“, lautete seine bedrängte Klage. „Der arme Wilhelm! Du hast keinen Begriff, wie er wünscht, bald zu folgen“, schrieb die Prinzessin Charlotte an den glücklicheren Bruder, den Kronprinzen. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig glaubte

Prinz Wilhelm nicht mehr daran, daß er persönlich noch mitkämpfen werde, denn jetzt hielt er den Krieg für beendet. „Ich kann keinen Teil mehr nehmen an dem heiligen Krieg", schrieb er an den Bruder. Er hatte nach der offenen Feldschlacht gelechzt, wie der Verdurstende nach einem Schlucke Wassers. Er rechnete nach, daß sein Vetter, der Prinz Friedrich von Oranien (geb. 28. Februar 1797), nur ein paar Wochen älter sei als er und habe mitziehen dürfen. Er kam sich beschämend untätig in Breslau vor und bat den König um die Erlaubnis, die umliegenden Festungen besichtigen zu dürfen. Er war bei jedem Gefangenentransport dabei und machte die geringfügigste militärische Übung mit. War eine Schlacht im Gange, so wartete er mit fieberhafter Spannung auf Nachrichten. Jede Einzelheit, die ihm über die Stellung der Armee entging, verdroß ihn. Wir sind erstaunt, in einem seiner Briefe an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm (vom 17. April 1813) Worte wie diese zu lesen: „Neuigkeiten. Die Polen marschieren unbewaffnet nach Franken, Bayern usw. durch Österreich! Man fährt ihnen aber die Waffen nach! Wegnehmen sollte man sie ihnen. Es scheint also nicht, als wenn der Deutsche Kaiser Deutschland mit retten wollte. Was soll man von alledem denken! Hoffnung muß man haben!" Er begriff die Zeit und ihre nationale Verwahrlosung. Im selben Briefe schilderte er peinlich genau eine Pontonübung. Nach dem Kriege ließ in einem Briefe vom 1. Juli 1815 der 18jährige ein anderes verblüffendes Wort fallen: „Das Schwert hat wieder das seinige in vollem Maße getan; ich hoffe, die Feder wird ein Beispiel daran nehmen." Man könnte meinen, der Prinz habe in der Gesellschaft mit Fürsten und Generalen viel gehört und schriebe jetzt deren Meinung nach — wenn nicht seine Briefe in ihrem ganzen Tone die Selbständigkeit und Sicherheit seines Urteils kundtäten. Der schwärmerisch veranlagte Kronprinz nannte damals im Gegensatz zu sich den jüngeren Bruder Wilhelm den „ordentlichsten und verständigsten, sowie auch außerordentlich weisen und geschätzten Mann der Unsern", und die Schwester Charlotte meinte gar: „Du beträgst dich wie ein 40jähriger Stabsoffizier." Wir können in den Briefen bemerken, daß die Handschrift des jungen Prinzen Wilhelm dieselbe gleichmäßig fließende wie die des Königs und alten Kaisers ist. Hier in Breslau war 1813 von dem Prinzen in der Unterordnung unter das Gesetz des Gehorsams eine harte Schule durchgemacht worden, und er hatte die Prüfung bestanden. Indem er aufs Beobachten angewiesen war, lernte er Ursachen und Wirkungen abschätzen, Vorzüge und Fehler erkennen; sein Blick

für Menschen und Dinge wuchs; sein Gottvertrauen stärkte sich von Tag zu Tag; seine Sehnsucht zur Tat riß ihn mehr als die Beteiligten zum Schwung der gesamten Bewegung hinan. „Dieses Jahr war gewiß mit das wichtigste in meinem ganzen Leben", bekannte Prinz Wilhelm rückblickend am 3. November 1814 an seinen Vater. Ihm war es beschieden, daß er nicht im Alter zu widerrufen brauchte, was er in der Jugend geschrieben.

Am 29. Oktober 1813 war König Friedrich Wilhelm III. freudig bewegt über den großen Sieg bei Leipzig nach Breslau gekommen, um, ehe es weiterging, seine Kinder zu besuchen. Er wurde mit zärtlicher Liebe empfangen, lobte gern des Prinzen Wilhelm gutes Betragen während der Breslauer Zeit und ernannte ihn zur Belohnung zum Kapitän. Da der König mit seinen Geschenken immer bis zur letzten Stunde zurückzuhalten pflegte, wird er dem Sohne sein bestes erst kurz vor der Weiterreise mitgeteilt haben: nämlich die Erlaubnis, ihn ins Hauptquartier begleiten zu dürfen; der ältere Bruder, der Kronprinz, war dort gleich von Leipzig aus geblieben. Prinz Wilhelm, der bei der Leipziger Siegesnachricht „Kobols schoß vor Seligkeit", nahm die Erlaubnis des Königs, die seinen innigsten Wunsch erfüllte, ruhig auf. Er fühlte jetzt damit nicht so sehr die persönliche Befriedigung als die Aufgabe, die ihm zuteil geworden war.

Am 5. November waren Vater und Sohn in Berlin. Am 7. November gingen sie nach Charlottenburg zum Grabe der Unvergeßlichen, in ihrem Andenken sich für den Fortgang des Vergeltungskrieges zu stärken. „Papa machte mich aufmerksam auf den wichtigen Abschnitt, welcher in meinem Leben beginnen sollte; und ich konnte ihm nur mit tausend Tränen dafür danken." Dann ging es fort über Lützen, Weißenfels und Naumburg. Am 11. November zeigte der König dem Prinzen das Schlachtfeld von Auerstädt. Am 13. November war Ankunft in Frankfurt am Main beim Hauptquartier. Prinz Wilhelm war sehr erstaunt, statt eines Kriegslagers eine glänzende Festversammlung von Fürsten und Würdenträgern vorzufinden, die sich seiner Ansicht nach viel zu sehr in Bällen und Vergnügungen erging. Ihm war das „sehr anüjant"; sein Interesse nahmen lediglich die Truppen in Anspruch. Auch hier in Frankfurt waren seine Beobachtungen scharf; er lernte Süddeutschland und die süddeutschen Fürsten zum erstenmal kennen. Endlich, am 1. Dezember 1813, tat in Mainz der Rhein sich vor seinen Blicken auf. Drüben lag Frankreich! „Wir haben die französischen

Posten sehr deutlich gesehen. Der Rhein siehet recht imposant aus; wie auch Mainz. Nun kann ich doch sagen, daß ich Frankreich gesehen habe. Da stand ich denn zum erstenmal vorm Feind, aber die dummen Menschen taten gar nichts", schrieb er erregt an die Schwester Charlotte. Er hätte die Franzosen am liebsten gleich schießen hören mögen. Zu Weihnachten berichtete er, daß am 21. Dezember der Rheinübergang bei Basel stattgefunden habe. In der Nacht vom 31. Dezember 1813 zum 1. Januar 1814 ging er bei Mannheim mit dem Sackenschen Korps selber hinüber. Er stand auf Frankreichs Boden. „Zum Andenken nahm ich einen französischen Tschako-Adler mit, den ich in der Redoute fand. Auch vom linken Rheinufer einige Steine, die ich übersende." Wir empfinden heute, da das ganze Leben unseres alten Heldenkaisers vor uns ausgebreitet liegt, den geschichtlichen Wert jener Stunde vielleicht vollkommener, als der in seiner 17jährigen Jugend befangene Prinz ihn geahnt haben mag. Auf das Geschichtliche aber kam es hier weniger an. Das Sittliche des Augenblickes war die Hauptsache, und während der Kronprinz jetzt leichter daran vorüberging, nahm es Prinz Wilhelm gleich einem Saatkorn für die Zukunft in sich auf. Das war es, was sein Genius ihm in dieser Stunde lieh. Als er mit dem Hauptquartier in Vesoul ankam, schrieb er: „Vesoul, den 21. Januar 1814 im wahren Frankreich." Aus der Feder des späteren Deutschen Kaisers hat solche ausdrückliche Bezeichnung Gewicht. Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze ...

Der erste größere Zusammenstoß der Heere fand 1814 am 29. Januar bei Brienne statt und verlief für Napoleon günstig. Aber schon am 1. Februar griff Blücher mit Verstärkungen den Kaiser bei La Rothière an und schlug ihn. Am nächsten Morgen sammelte Napoleon seine Truppen, um sie zwischen der Aube und Voire auf den Weg nach Troyes zu führen. Prinz Wilhelm hatte den Dingen bisher nur in der Entfernung zuschauen dürfen. Jetzt bei den Verfolgungskämpfen nach der Schlacht bei La Rothière kam er am Brückenkopf von Lassicourt zum erstenmal ins feindliche Feuer. Er empfing seine Feuertaufe am 2. Februar 1814, und nicht erst am 27. Februar bei Bar sur Aube. In knapper und sachlicher Darstellung schilderte Prinz Wilhelm seiner Schwester Charlotte den Gang des Gefechtes, und in seinem Tagebuche finden wir seine Angaben bestätigt. „Bei Brienne war noch ein kleines Gefecht," heißt es unterm 2. Februar 1814 im Tagebuche, „der Feind verließ es eben und wir ritten nun rauf ins Schloß. Von

der Terrasse des Schlosses konnte man den sich zurückziehenden Feind sehen. Das Schloß war ziemlich wüste schon. Wir ließen uns noch das Haus zeigen, wo Napoleon in der Akademie von Brienne erzogen worden war. Dann ritten wir auch vor. Bei Lassicourt führt eine Brücke über die Voire, welche weiter links, unweit Lesmont, in die Aube fließt. Vor Lassicourt stand Wrede, bei Lesmont der Kronprinz von Württemberg. Die übrigen Korps folgten. Wrede attackierte mehrere Male die Brücke, konnte sie aber nicht emportieren, die französische Arrieregarde verteidigte sie. Ein Kroatenregiment, welches die Brücke stürmen sollte, versagte; der Feind hatte eine Batterie am jenseitigen Talrande aufgestellt und bestrich die Brücke und die Chaussee recht ordentlich. Hier hörte ich die ersten Kugeln, die Suite mußte sich zerstreuen, was dann nur einige Augenblicke dauert, dann ist gleich wieder alles da. Der König ritt durch Lassicourt durch zu einem bayerischen Bataillon, was aufmarschiert war etwas links von der Brücke; sie wollten Honneurs machen, was schnell untersagt wurde, weil sonst der Feind von drüben uns wohl möchte eine kleine Salve geschickt haben." Wie damals in Mainz, hatte Prinz Wilhelm auch hier bei Lassicourt gewünscht, daß die Franzosen etwas mehr zugeschossen hätten. „Wir ritten allein mit Papa", schrieb er an die Prinzessin Charlotte, „bis ganz vorne vor, um ein bayerisches Bataillon zu sehen. Ich hätte gern gesehen, wenn sie ein bißchen losgeknallt hätten, denn wir waren im kleinen Gewehrschuß; aber da Papa dabei war, so war es mir doch lieb, daß es nicht geschah."

Prinz Wilhelm fühlte jetzt, daß er im Kriege war. Da er seine Beteiligung im aktiven Dienst noch nicht betätigen konnte, erschöpfte er sich in Beobachtungen, Briefen und Tagebuchblättern. Mit verblüffendem soldatischen Blick und peinlichster Genauigkeit verzeichnete er die Ereignisse.

Bald sollte er ordentlich, wie er es wünschte, ins Feuer kommen. Napoleon hatte von Mitte Februar ab verschiedene Vorteile errungen und die Verbündeten in eine kritische Lage gebracht. Am 27. Februar sollte ein kräftiger Vorstoß der Verbündeten bei Bar sur Aube die Lage klären. Den Kampf kündigte morgens um 7 Uhr König Friedrich Wilhelm III. seinen beiden Söhnen mit den Worten an: „Es wird heute die Offensive ergriffen, wie ihr wißt, und kann heiß hergehen, darum sollt ihr euch das ansehen. Ich werde nachkommen. Reitet also voraus, aber exponiert euch nicht unnütz!" Es ging tatsächlich heiß her. Die

Franzosen hatten ausgezeichnete Stellungen und warfen sich schneidig auf die von Artillerie ziemlich entblößten Russen. Die russischen Jäger trieben bereits zurück und wurden von der glücklicherweise zur rechten Zeit anmarschierten Brigade Gortschakow aufgenommen. Ein neuer Angriff erfolgte. Kavallerie wurde vorgeschickt, die aber auf dem ungünstigen Terrain — es waren Weinberge — nichts ausrichten konnte. Der König mit dem Prinzen Wilhelm war auf dem rechten Flügel mit vorgeritten; sie kamen nun ins dichteste Feuer. Der Oberst v. Thile beschwor den König, sich der Gefahr nicht auszusetzen, zumal er hier nichts erreichen könne. Die Kürassiere mußten denn auch zurück, und die russischen Jäger zusammen mit dem Infanterieregiment Kaluga nahmen den Angriff auf.

Da sagte der König, den Angriff bemerkend, zum Prinzen Wilhelm: „Reite einmal zurück und erkundige dich, was das für ein Regiment ist, und von welchem Regiment die vielen Blessierten sind, die sich jeden Augenblick mehren.“ Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, gab der Prinz seinem Pferde die Sporen und sprengte gegen die in den heißumstrittenen Weinbergen fechtenden Regimenter. Er erledigte seinen Befehl und überbrachte dem Könige die Meldung. Der König sagte kein Wort. Der Oberst v. Luck, später General der Infanterie und Generaladjutant, bot dem Prinzen die Hand und drückte sie herzlich. Prinz Wilhelm hatte den gefährlichen Ritt für eine selbstverständliche Befehlsausführung gehalten und machte nicht viel Wesens davon. Einmal gründlich im feindlichen Feuer gewesen zu sein, war ihm eine Genugtuung. „Wir jagten ein Eckchen zurück,“ schrieb er in sein Tagebuch, „aber nicht außer dem Schuß, denn nun flogen die kleinen Kugeln uns immer unter und zwischen die Pferde. Das war ein unbeschreiblich seliger Moment ..., die ersten kleinen Kugeln gehört zu haben und so recht warm aus dem Laufe.“ Auch an die Prinzessin Charlotte erging wieder ein Brief: „Vorgestern ergriffen wir die Offensive und klopften den Feind recht ordentlich. Wir sind ganz ordentlich im kleinen Gewehrfeuer gewesen; Thile bewog den König zurückzureiten. Das Regiment Kaluga focht mit ungeheurer Bravour und glücklich. Das Gefecht war abwechselnd glücklich. Der Feind zog sich gegen Vandoevre. Gestern ritten wir gegen diesen Ort zu den Flankeurs; die kleinen Kugeln fuhren uns auch hier um die Ohren.“

Am 5. März brachte dem Prinzen Wilhelm für sein unerschrockenes Verhalten bei Bar sur Aube der Fürst Wolkonsky im Namen des Zaren

Alexander das St.-Georgskreuz. „Verdient hab ich es auf keinen Fall", schrieb er an die Schwester Charlotte. Wie sollte er nach seiner Ansicht erst das Eiserne Kreuz, das ihm über jeden andern Orden erhaben stand, verdient haben!

Der 10. März war der Geburtstag der geliebten Mutter. An diesem Tage war vor einem Jahre das Eiserne Kreuz gestiftet worden. Da gab es ihm der König, schlicht unter vier Augen. Prinz Wilhelm war fassungslos und konnte die Tränen nicht verhalten. Am selben Tage schrieb er an die treue Schwester nach Berlin: „Chaumont, den 10. März 1814. Papa hat mich heute äußerst glücklich gemacht, indem er mir das Eiserne Kreuz gegeben hat. Nur wünschte ich, es verdient zu haben; dann würde es mir bei weitem mehr Freude noch gemacht haben, so kann ich es nur als eine große Gnade und als ein Andenken an diese Zeit betrachten. Indes ich hoffe noch Gelegenheit zu haben, mich dieser Auszeichnung würdig zu zeigen. Papa rief mir aus der andern Stube zu, ich sollte Plotho Petersburger Zeitungen bringen; ich ging also rein, um sie zu holen; als ich wieder rausging und so in die Zeitung reinsah, hielt er mir das Kreuz hin. Ich war ordentlich erschrocken, dann konnte ich aber meine Tränen nicht mehr verbergen, als ich ihm dankte und daß er gerade den heutigen Tag gewählt habe. Er sagte, er habe es mit Fleiß getan, und um so mehr, da das Kreuz gerade heute vor einem Jahr gestiftet worden sei. Dann ermahnte mich Papa noch, in allen Stücken Fortschritte zu machen, wie er so oft und liebevoll tut, und gab mir noch seine Zufriedenheit wegen meines Betragens zu erkennen." —

Grabt, Väter und Mütter, diesen Brief des 17jährigen Prinzen Wilhelm von Preußen euren Söhnen in die Seele ein! Hier legte sich ein junger Mensch Selbstzucht und Demut auf als die Grundlagen seines Charakters. Eitelkeit und Überhebung kannte er nicht. Er empfing die Feuertaufe in der Schlacht und erfüllte seine Pflicht mit tausend andern, aber er bestand mit wenigen die Feuertaufe im Kampfe um sich selbst. Erst damit war er ein Held geworden.

Zweiter Teil.

Das Eiserne Kreuz 1870/71.

Von Paul Frhr. v. Roëll,
Kgl. Landrat z. D., Fürstl. lipp. Kammerherr.

Wir Mitkämpfer von 1870/71 hatten nicht gedacht, daß in unsere alten Tage hinein neuer deutscher Ruhmesglanz leuchten werde. Bei der Friedensliebe unseres Kaisers und dem kraftvollen Erstarken des Deutschen Reiches glaubten wir nicht, einen Krieg noch zu erleben. Da ward er uns freventlich aufgezwungen, und blank und scharf wie zur Väterzeit flog das deutsche Schwert aus der Scheide — gegen eine Welt von Feinden. Wer von uns Alten noch Kraft in sich fühlte, zog wiederum mit; denn — ob jung oder alt — das Leben gehört dem Vaterlande.

Mit der Erhebung des deutschen Volkes in den unvergeßlichen Augusttagen von 1914 war auch unser Eisernes Kreuz von 1870 wieder zu besonderen Ehren gekommen. Fast schien es in den letzten Jahren, als ob das schwarz-weiße Band in den Augen des jüngeren Geschlechts verblaßt wäre, und als muteten die schon allzu großväterlich an, die es trugen. Das 20. Jahrhundert hatte an anderes zu denken. Da kam der Krieg und warf alle die scheinbaren Werte um, die man eben noch angebetet hatte. Das schlichte Kreuz von Eisen wurde wieder als Sinnbild dessen, was not tat, aufgerichtet, und gottlob bekannte sich der Deutsche einmütig und aus vollster Überzeugung zu diesem wahren Zeichen. Das war für uns Ältere das schönste Erlebnis am Anfang dieses Krieges: die Jugend doch nicht verkümmert zu sehen; sie trotz aller Befürchtungen der Väter würdig erachten zu dürfen, und in ihrer Hand das große Werk, das wir 1870/71 mit unserm Blute besiegelt haben, gut aufgehoben und heldenmütig verteidigt zu finden. Mit freudiger Genugtuung hefteten wir unser Eisernes Kreuz von 1870 wieder an die Brust; denn nun war es aus der Erinnerung und Mahnung wieder Tatsache geworden, deren sich die jetzige Generation durch eigenes Verdienst nicht zu schämen brauchte.

Der Krieg 1870 kam fast noch überraschender als der Krieg von 1914. Die Emser Depesche am 13. Juli wirkte wie der Blitz aus heiterm Himmel und glich einer Mobilmachung. Als König Wilhelm am 15. Juli von Ems seine Abreise nach Berlin antrat, war der Ausbruch des Krieges keinem mehr zweifelhaft; in zwei Tagen hatte es sich entschieden. Am 17. Juli frühmorgens hatten die Landwehr-Bezirkskommandeure den umfassenden Mobilmachungsbefehl bereits in Händen. Ich stand damals als junger Offizier beim Füsilierregiment Nr. 35 in Brandenburg und erlebte den Sturm der Begeisterung, der den König auf dem Bahnhofe empfing. Der Kronprinz, Bismarck, Moltke und Roon waren ihm von Berlin bis hierher entgegengefahren und stiegen nun zu ihm in den Eisenbahnwagen. Wer sie sah, dem sagte eine innere Stimme, daß ein Volk mit solchen Männern an der Spitze den Krieg nicht verlieren könne, zumal wir wußten, daß wir nicht die leichtfertigen Anstifter seien. Wir fühlten alle die gerechte Sache auf unserer Seite, und das gab uns die innere Kraft und das Gottvertrauen. Ich kam mit drei andern Offizieren nach Berlin, um dort im Bezirkskommando bei den Mobilmachungsarbeiten mitzuhelfen, und war Augenzeuge der Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit, mit denen sich die Bevölkerung um den König scharte. Damals war Berlin noch nicht die Weltstadt wie heute. Es ging patriarchalischer zu, und man fühlte sich nun wie eine Familie. Die Bewegung nahm nicht den weiten Maßstab der 1914 durchlebten Augusttage an; die Straße Unter den Linden genügte vollauf. Hier waren Tische aufgestellt zur Unterzeichnung einer Adresse an den König, die sich schnell mit Tausenden von Unterschriften bedeckte. Wiederholt mußte sich der ehrwürdige Monarch am historischen Eckfenster seines Palais Unter den Linden zeigen, wie ein Vater den Seinen.

Natürlich fehlten auch die Flaumacher nicht. In dem Hause, in dem wir in Berlin einquartiert waren, wohnte ein Sattler, der eines Tages von seinem Sohne aus Paris einen Brief bekam, in dem dieser den Einzug der Turkos schilderte und zum Schlusse schrieb: „Armes Vaterland, wie wird es dir ergehen!" Der Mann zeigte uns den Brief und war schwer zu überzeugen, daß kein Grund zur Furcht vorliege. Viele auch standen dem Verhalten der süddeutschen Staaten zweifelnd gegenüber. Das Einheitsgefühl, das uns heute unüberwindlich macht, war 1870 im gleichen Maße noch nicht vorhanden. Preußen erwies sich wieder als das Herz Deutschlands, und die Bewegung des preußischen Volkes riß ganz Deutschland mit. Es war diesmal ein Befreiungskampf nicht nur

vom alten Erbfeinde, sondern vor allem von dem deutschen Bruderzwist, der als ärgster Feind jahrhundertelang Deutschland zerfleischt hatte. Als König Wilhelm am 19. Juli 1870 am Grabe seiner Eltern Segen für den neuen Kampf gegen Frankreich von Gott herabflehte und am selben Tage, der der Todestag seiner geliebten Mutter, der Königin Luise, war, das Eiserne Kreuz erneuerte, tat er es als König von Preußen und „in dankbarer Erinnerung an die Heldentaten unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege". Als Anfang August die Verleihungen begannen, waren die Bayern unter den ersten, die es erhielten. Das Eiserne Kreuz war ein deutscher Kriegsorden geworden und hatte damit für die Zukunft einen neuen heiligen Beruf bekommen.

Uns Brandenburger Füsiliere traf die Nachricht von der Erneuerung des Eisernen Kreuzes 1870 bereits auf der Fahrt. Wenn auch die Stiftungsurkunde schon am 19. Juli vollzogen worden war, so war deren Veröffentlichung doch erst am 25. Juli erfolgt. Wir waren am 24. Juli von Brandenburg ins Feld gezogen und waren begeistert, als wir unterwegs davon hörten. Das hehre Zeichen sollte auch uns voranleuchten zum Siege. Mit ihm wurde in uns die Heldenzeit lebendig, aus der es erwachsen war, und wir wollten es uns jetzt verdienen, indem wir das endlich zurückerstritten, was den Vätern noch nicht gelungen war: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!" Der Rhein war zum Faustpfand des ganzen Kampfes geworden. Alles, was als Geschichte, Sage und Dichtung um ihn wob, war aufgelebt und fand seinen Widerhall in der „Wacht am Rhein", die 1840 entstanden war und jetzt ihre Zeit als deutsches Nationallied gekommen sah. Auch 1914 haben wir sie gesungen, aber es war doch anders. Heute ist es Frucht, damals war es Blüte. Wenn wir Alten daher auf unser Eisernes Kreuz mit der Jahreszahl 1870 blicken, so erscheint es uns doppelt wert: als das Zeichen blutigen Ringens und dessen, daß wir mit dabei waren, den schweren deutschen Einheitstraum zu erfüllen.

Wie unsere Truppen im jetzigen Kriege unter der jubelnden und gebefreudigen Anteilnahme der Bevölkerung ins Feld zogen, so sind 1870 auch wir, überall herzlich begrüßt und bewirtet, durch das ganze liebe Vaterland zur Grenze gefahren. Wir selber waren von der gleichen Begeisterung beseelt wie heute unsere Söhne. Daß Alldeutschland sich Preußen anschloß, hatte glühende Kampfesfreude geweckt. Die Mobilmachung hatte musterhaft geklappt; ein jeder brannte, an den Feind zu kommen. Und das um so mehr, als man wußte, keinen unebenbürtigen

Gegner vor sich zu haben. Die Franzosen waren sehr gut ausgerüstet und uns in der Bewaffnung teilweise überlegen. Sie hatten ihr ausgezeichnetes Chassepotgewehr und konnten uns bereits mit einem Kugelregen überschütten, ehe wir mit unserm nicht so weit reichenden Zündnadelgewehr an sie herankamen. Sie hatten ferner die Mitrailleusen, eine bei der damaligen Kriegstechnik vorzügliche Waffe. Es konnte auch von einer militärischen Desorganisation bei ihnen nicht die Rede sein. Sie bildeten einen festgeschlossenen Heereskörper, der seinen alten, kürzlich erst in der Krim und in Italien frisch belebten, Kriegsruhm verteidigte und voller Siegeszuversicht war. Unsere verschiedenen Verbände dagegen mußten sich zu ihrer gemeinsamen Aufgabe erst bewähren.

Der gegenwärtige Krieg ist zweifellos verlustreicher und grausamer als der vor 45 Jahren. Die Leistungen, die von unsern Truppen im Osten und im Westen ausgeführt worden sind, waren übermenschlich. Fliegerbomben, Flatterminen und Maschinengewehre gab es 1870 nicht. Aber deshalb soll man das blutige Opfer von damals nicht geringer einschätzen; Tatsachen soll man immer nur innerhalb ihrer Verhältnisse vergleichen. Wir haben uns 1870/71 unser Eisernes Kreuz mit der gleichen freudigen Einsetzung aller Kräfte erworben wie heute unsere Söhne. Von unsern Kriegern jedenfalls wird in den Schlachttagen bei Metz Ende August 1914 kein einziger an den Denkmälern von St. Privat, Gravelotte, Vionville und Mars-la-Tour vorübermarschiert sein, ohne sich gelobt zu haben, sich der Väter würdig zu erweisen. Diese Namen genügen, um zu wissen, wie schwer auch damals die Kämpfe waren. Sie haben uns am 16. August 1870 bei Vionville—Mars-la-Tour 17000 Mann und am 18. August bei Gravelotte—St. Privat über 19000 Mann Verluste gekostet. Sie können ferner zeigen, was persönlicher Heldenmut geleistet hat. Der Todesritt der Halberstädter Kürassiere bei Vionville, der Sturm der Brigade Wedell auf das Korps L'Admirault, die Attacke der Kavalleriebrigade Barby waren reich an bewunderswerten Einzelheiten und fanden ihre poetische Verklärung.

Wenn mir heute der Tag von Mars-la-Tour besonders teuer und lebendig vor der Seele steht, so ist es darum, weil es mir an ihm vergönnt war, schwer verwundet zu werden und die Auszeichnung des Eisernen Kreuzes zu erhalten. Wir Brandenburger 35er gehörten zur Armee des Prinzen Friedrich Karl, die die blutigen Schlachten von Spichern und Mars-la-Tour durchzukämpfen hatte. Wir standen am 16. August von früh um 9 bis abends um 8 Uhr ununterbrochen im schwersten

Feuer. Die Franzosen waren anfangs in vierfacher, dann, als am Nachmittage Verstärkung kam, in doppelter Übermacht gegen uns. Wir waren aufgelöst in eine lange Linie ohne Reserven hinter uns. Ich verlor in der Schlacht meinen Onkel, den Bruder meines Vaters, der als Oberstleutnant an der Spitze seines Bataillons im 57. Regiment beim Angriff auf das Korps L'Admirault fiel. „Okuli, da kommen sie!“ rief er, als er der Franzosen ansichtig wurde. Im selben Augenblick traf ihn die Kugel ins Herz. Neben ihm stand sein Adjutant Fritz Hönig, der uns später eine meisterhafte Darstellung dieser Kämpfe gegeben hat. Zahlreiche liebe Jugendfreunde fielen. Ich selbst hatte das Glück, den Schützenzug meiner Kompagnie zu führen und dadurch als erster in das Gehöft Flavigny einzudringen, das wir nahmen. Ich führte dann zwei Fahnen, eine von meinem Regiment und eine des 52. Regiments, mit etwa 100 Mann aus dem Gefecht. Schon vorher hatte ich mein Teil erhalten. Ich wurde im rechten Arm und an der rechten Schulter schwer zerschossen, aber ein Zurück war bei der Lage der Schlacht nicht gut möglich. Ich kam später nach Gorze ins Lazarett, einen Ort von 600 Einwohnern, in dem 6000 Verwundete lagen. An mein Lager überbrachte mir der Brigadeadjutant das Eiserne Kreuz. Ich möchte hier des wackeren Feldwebels Töpfer gedenken, der im schwersten Feuer mit der Fahne der 52er ein Bataillon dieses tapferen Regiments zurückführte, bis ich den Befehl übernahm. Ich meldete von meinem Verwundetenlager seinem Regiment seine heldenmütige Haltung und hatte die Freude, zu lesen, daß er zum Offizier befördert wurde.

Wir dürfen heute nach wie vor mit Befriedigung auf unser Eisernes Kreuz von 1870 blicken. Es ist mit dem Ruhme unseres Heeres und der Größe unseres Vaterlandes verwachsen wie das Eiserne Kreuz der Befreiungskriege und des gegenwärtigen glorreichen Krieges. Es ist verbunden mit der ehrwürdigen Gestalt unseres alten Heldenkaisers, des Sohnes der Königin Luise, und mit den Gestalten Bismarcks und Moltkes. Es zeugt von dem Blut und Eisen, mit dem Deutschlands Einheit errungen wurde.

* * *

Sedan.

Der Brief König Wilhelms an die Königin Augusta in Berlin.

Vendresse, südl. Sedan, 3. September [1870].

Du kennst nun durch meine drei Telegramme den ganzen Umfang des großen geschichtlichen Ereignisses, das sich zugetragen hat! Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen!

Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demut Gottes Führung und Seine Gnade zu preisen.

Nun folge ein Bild der Schlacht und deren Folge in gedrängter Kürze.

Die Armee war am Abend des 31. [August] und am 1. [September] früh in den vorgeschriebenen Stellungen angelangt, rund um Sedan. Die Baiern hatten den linken Flügel bei Bazeilles an der Maas, daneben die Sachsen gegen Moncelle und Daigny, die Garde gegen Givonne noch im Anmarsch, das V. und XI. Korps gegen St. Menges und Fleigneux; da hier die Maas einen scharfen Bogen macht, so war von St. Menges bis Donchery kein Korps aufgestellt, in diesem Orte aber Württemberger, die zugleich den Rücken gegen Ausfälle von Mézières deckten. Kavallerie-Division Graf Stolberg in der Ebene von Donchery als rechter Flügel. In der Front gegen Sedan der Rest der Baiern.

Der Kampf begann, trotz dichten Nebels, bei Bazeilles schon früh am Morgen, und es entspann sich nach und nach ein sehr heftiges Gefecht, wobei Haus für Haus genommen werden mußte, was fast den ganzen Tag dauerte, und in welches die Erfurter Division Schöler (aus der Reserve, IV. Korps) eingreifen mußte. Als ich um 8 Uhr auf der Front vor Sedan eintraf, begann die große Batterie gerade ihr Feuer gegen die Festungswerke. Auf allen Punkten entspann sich nun ein gewaltiger Geschützkampf, der stundenlang währte, und während dessen von unserer Seite nach und nach Terrain gewonnen wurde. Die genannten Dörfer wurden genommen.

Sehr tief eingeschnittene Schluchten mit Wäldern erschwerten das Vordringen der Infanterie und begünstigten die Verteidigung. Die Dörfer Illy und Floing wurden genommen, und zog sich allmählich der Feuerkreis immer enger um Sedan zusammen. Es war ein grandioser Anblick von unserer Stellung auf einer dominierenden Höhe hinter jener genannten Batterie, rechts vom Dorfe Frénois vorwärts, oberhalb Petit Torcy. Der heftige Widerstand des Feindes fing allmählich an, nachzulassen, was wir an den aufgelösten Bataillonen erkennen konnten, die eiligst aus den Wäldern und Dörfern zurückliefen. Die Kavallerie suchte einige Bataillone unseres V. Korps anzugreifen, die vortreffliche Haltung bewahrten; die Kavallerie jagte durch die Bataillons-Intervallen durch, kehrte dann um, und auf demselben Wege zurück, was sich dreimal von verschiedenen Regimentern

wiederholte, so daß das Feld mit Leichen und Pferden besät war, was wir alles von unserem Standpunkte genau mit ansehen konnten. Ich habe die Nummer dieses braven Regiments noch nicht erfahren können.

Da sich der Rückzug des Feindes auf vielen Stellen in Flucht auflöste und alles, Infanterie, Kavallerie und Artillerie in die Stadt und nächste Umgebungen sich zusammendrängte, aber noch immer keine Andeutung sich zeigte, daß der Feind sich durch Kapitulation aus dieser verzweifelten Lage zu ziehen beabsichtige, so blieb nichts übrig, als durch die genannte Batterie die Stadt bombardieren zu lassen; da es nach 20 Minuten ungefähr an mehreren Stellen bereits brannte, was mit den vielen brennenden Dörfern in dem ganzen Schlachtkreise einen erschütternden Eindruck machte — so ließ ich das Feuer schweigen und sendete den Oberstleutnant v. Bronsart vom Generalstab als Parlamentär mit weißer Fahne ab, der Armee und Festung die Kapitulation antragend. Ihm begegnete bereits ein baierischer Offizier, der mir meldete, daß ein französischer Parlamentär mit weißer Fahne am Tore sich gemeldet habe. Der Oberstleutnant v. Bronsart wurde eingelassen, und auf seine Frage nach dem General en Chef, ward er unerwartet vor den Kaiser geführt, der ihm sofort einen Brief an mich übergeben wollte. Da der Kaiser fragte, was für Aufträge er habe, und zur Antwort erhielt: „Armee und Festung zur Übergabe aufzufordern", erwiderte er, daß er sich dieserhalb an den General v. Wimpffen zu wenden habe, der für den blessierten Mac Mahon soeben das Kommando übernommen habe, und daß er nunmehr seinen General-Adjutanten Reille mit dem Briefe an mich absenden werde. Es war 7 Uhr, als Reille und Bronsart zu mir kamen; letzterer kam etwas voraus, und durch ihn erfuhren wir erst mit Bestimmtheit, daß der Kaiser anwesend sei. Du kannst Dir den Eindruck denken, den es auf mich vor allem und auf Alle machte! Reille sprang vom Pferde und übergab mir den Brief seines Kaisers, hinzufügend, daß er sonst keine Aufträge habe. Noch ehe ich den Brief öffnete, sagte ich ihm: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege." Der Brief fängt so an: „N'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes je dépose mon épée à Votre Majesté", alles Weitere mir anheimstellend.

Meine Antwort war, daß ich die Art unserer Begegnung beklage und um Sendung eines Bevollmächtigten ersuche, mit dem die Kapitulation abzuschließen sei. Nachdem ich dem General Reille den Brief übergeben hatte, sprach ich einige Worte mit ihm als altem Bekannten, und so endigte dieser Akt. — Ich bevollmächtigte Moltke zum Unterhändler und gab Bismarck auf, zurück zu bleiben, falls politische Fragen zur Sprache kämen, ritt dann zu meinem Wagen, und fuhr hierher, auf der Straße überall von stürmischen Hurras der heranziehenden Trains begrüßt, die überall die Volkshymne anstimmten. Es war ergreifend! Alles hatte Lichter angezündet, so daß man zeitweilig in einer improvisierten Illumination fuhr. Um 11 Uhr war ich hier und trank mit meiner Umgebung auf das Wohl der Armee, die solches Ereignis erkämpfte.

Da ich am Morgen des 2. noch keine Meldung von Moltke über die Kapitulationsverhandlungen erhalten hatte, die in Donchery stattfinden sollten, so fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfelde um 8 Uhr früh und begegnete

Moltke, der mir entgegenkam, um meine Einwilligung zur vorgeschlagenen Kapitulation zu erhalten, und mir zugleich anzeigte, daß der Kaiser früh 5 Uhr Sedan verlassen habe und auch nach Donchery gekommen sei. Da derselbe mich zu sprechen wünschte, und sich in der Nähe ein Schlößchen mit Park befand, so wählte ich dies zur Begegnung. Um 10 Uhr kam ich auf der Höhe vor Sedan an; um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Kapitulations-Urkunde; um 1 Uhr setzte ich mich mit Fritz in Bewegung, von der Kavallerie-Stabswache begleitet. Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser mir entgegen kam. Der Besuch währte eine Viertelstunde; wir waren beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. — Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor 3 Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben.

Nach dieser Begegnung beritt ich von $^1/_2$3 bis $^1/_2$8 Uhr die ganze Armee vor Sedan.

Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen des dezimierten Gardekorps, das alles kann ich Dir heute nicht beschreiben; ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung.

Nun lebe wohl. Mit bewegtem Herzen am Schlusse eines solchen Briefes

Wilhelm.

* * *

Im Sturm auf St. Privat.

„... Es mochte jetzt etwa 5$^1/_2$ Uhr nachmittags sein. Das Terrain, auf dem wir uns befanden, wie das ganze Schlachtfeld des 18. August, ist ein hügeliges, mit vielen kleinen Eichenwäldern bestandenes, die im Innern durch dichtes Gebüsch kaum zu durchdringen waren; dazwischen zogen sich Stoppelfelder hin.

Links vor uns lag St. Marie und etwas rechts davon gerade vor uns St. Privat. Ersteres war zum Teil durch Wald verdeckt; aus letzterem, einem freundlichen Dorfe, führt eine von hohen Pappeln begrenzte Straße nach dem etwa eine Meile entfernten Metz. Wir selbst standen im Augenblick in einer Waldblöße und beobachteten von da aus das Dorf und den Artilleriekampf, der bereits seit einer Stunde gegen die Linie Amanvillers—St. Privat geführt wurde.

Jetzt entwickelten sich in Front unserer Artillerielinie Schützenzüge, denen bald andere folgten — und nun wurde es auf einmal in jener bisher leblosen Pappelallee lebhaft; ein Kopf nach dem andern tauchte aus den Gräben hervor, und bald war die Straße dicht besät mit französischen Soldaten, die auf unsere Schützenlinien feuerten. Hier und dort ging einer unserer Züge etwas zurück, immer und immer kam er verstärkt wieder hervor; zu fallen schienen wenige, die Kugeln gingen über sie hinweg und fingen an, bei uns, in der Reserve, einzuschlagen. Nun war es für uns mit der ruhigen Beobachtung vorüber, die Zahl der Verwundeten nahm schnell zu, und wir waren froh, als der Befehl zum Aufbruch kam. Noch einmal wurde dann haltgemacht, nachdem wir einige Tausend Schritt vorgegangen waren.

Wir standen in heftigerem Feuer als vorher, und nirgends war ein Feind zu sehen. Die Soldaten lagen auf dem Boden, die Offiziere standen oder saßen neben ihnen. Tote und Verwundete mehrten sich, unser Brigadegeneral wurde in die Hand geschossen, massenhaft kamen die Verwundeten der übrigen Garde-Regimenter, die bereits vorgegangen waren, zurück, zum Teil mühsam von andern unterstützt, zum Teil auf unsern Tragbahren.

Da, gegen 6 Uhr, ging es weiter, das Feuer aber, in das wir jetzt geführt wurden, entzieht sich jeder Beschreibung. Ohne daß irgend jemand zu sehen war, der ein Gewehr abschoß, befand sich das ganze große, freie Terrain in einem Hagel von Kugeln. Ich kannte das Kleingewehrfeuer aus den beiden früheren Kriegen; solch dichtes Aufeinanderplatzen von Kugeln, solche Überstreuung eines großen Feldes ohne irgendwelche Pause, ohne auch nur auf Minuten nachzulassen, das hatte ich nicht für möglich gehalten. Fast ausschließlich waren es Chassepot- und Mitrailleusenkugeln, selten nur Granaten. Daß auch nur einer unverwundet von diesem Ort zurückgekommen ist, erscheint mir noch heute wunderbar; nicht selten traf den eben zu Boden gestürzten Verwundeten eine zweite, eine dritte Kugel. Unser Verlust an Offizieren und Mannschaften stieg von Minute zu Minute. Schon fing es an zu dunkeln, und ich glaube, es war wohl keiner, der nicht gewünscht hätte, daß das Dunkel der Nacht dem blutigen Kampfe ein Ende machen möchte.

Noch war der Feind jedoch aus seiner letzten Position zu vertreiben. Auf dem linken Flügel und im Zentrum war alles ruhig geworden; nur auf unserm rechten Flügel, so erschien es mir, hielt noch der Feind die Anhöhe besetzt.

Unser Bataillon ging vor, um auch hier ihn zu vertreiben. Bisher waren Tausend von Kugeln rechts und links von mir eingeschlagen, keine hatte getroffen, nur hier und da mein Pferd leicht gestreift, das dann heftig zusammenzuckte. Doch so ganz ohne einen kleinen Denkzettel sollte ich nicht fortkommen; eine Kugel durchbohrte meinen Rock, prallte aber, wie sich am andern Morgen herausstellte, auf dem Messingring des Säbelgurts ab und hatte nur noch Kraft, diesen etwas unsanft in die Haut einzudrücken. Da ich im ersten Augenblick den Tatbestand nur feststellen konnte, daß mich eine Kugel getroffen, erwartete ich vom Pferde zu fallen, sintemal es eine ziemlich allgemeine Erfahrung ist, daß der Getroffene, selbst wenn er nur eine leichte Verletzung davontrug, häufig zu Boden stürzt. Da dies aber nicht geschah, so war ich zu der Annahme berechtigt, daß die Sache nicht so schlimm sein würde, und hatte die Freude, noch zu sehen, wie unser Bataillon, unter Anführung seines Kommandeurs, trotz des heftigsten Feuers mit Bajonett und Kolben den hartnäckigen Feind von der Höhe vertrieb.

Während des Ordnens verlor ich in der Finsternis mein Bataillon, und viel schrecklicher noch, als das laute Gewühl der Schlacht, war der stille Ritt, den ich jetzt durch das Schlachtfeld machte. Die größte Sorge, die ich hatte, war die, den französischen Feldwachen in die Hände zu fallen; zeigte doch der nächste Morgen, daß wir 800 Schritt von ihnen entfernt waren.

Langsam und vorsichtig schritt mein Pferd zwischen den herumliegenden

Toten und zahlreichen Verwundeten hindurch; oft fuhr es schreckhaft zusammen, wenn plötzlich neben seinen Füßen der Ruf: „Wasser!" oder „Tragt mich fort!" oder lautes Stöhnen ertönte. Keinem der Unglücklichen vermocht' ich unmittelbar zu helfen; meine Flaschen waren leer, ich allein konnte keinen forttragen, und es blieb mir nur übrig, tröstend zuzurufen, daß die Hilfe nicht fern sei. Vielen von ihnen kam sie wohl zu spät. Hier und da traf ich einen schwarzen Haufen, der aus den Resten der zusammengekauert daliegenden Bataillone bestand. Sie biwakierten lautlos, ohne Feuer; die meisten schliefen schon.

Ich rief den Namen meines Regimentes. „Nein." Wo ist es? „Wir wissen es nicht." In der Ferne leuchteten drei in Brand geschossene Dörfer, ich ritt auf eins derselben zu. Da am Rande des Waldes wurde zu meiner großen Freude der Ruf nach meinem Regimente mit „Ja" beantwortet. Man hatte mich schon verloren gegeben, und freute sich, mich wiederzusehen.

Aber nur wenige Worte, dann war alles wieder still. Keiner hatte Lust zu reden; eine dumpfe Stille herrschte; hatten doch auch wir die Hälfte unserer Offiziere verloren, und noch kannte keiner die Größe des Sieges."

Aus dem Feldpostbriefe eines Offiziers vom 4. Garde=Regiment.

Richtkanonier Heinrich Daupel.

„Wir waren als Fußartilleristen (Fußartillerie-Regt. Nr. 11) in Jüterbog zur Schießübung, als mobil gemacht wurde. Die Begeisterung war groß und wurde noch erhöht durch eine feurige Ansprache unseres Obersten, der auf den alten Erbfeind und auf die Eisernen Kreuze hinwies, die in dem Feldzuge zu holen seien.

Aber der Abschied von unserer Garnison Erfurt, wo die kriegsmäßige Ausrüstung erfolgte, war doch recht wehmütig. Es begleitete uns eine solche Schar von Frauen und Kindern, daß wir nur mühsam vorwärts marschieren konnten. Als aber der Zug sich in Bewegung setzte, war die Wehmut des Abschieds überwunden, und tausendstimmig erscholl der Ruf: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!" Wir fuhren auf Mainz zu und erlebten unterwegs überall höchste Begeisterung, die von Kaffee, Butterbroten und andern Erfrischungen reichlich begleitet war. Von Mainz wurden die vier ersten Kompagnien des Regiments zuerst in die Richtung nach Metz geschickt. Der Hauptmann der 8. Kompagnie, zu der ich gehörte, meldete sich freiwillig und erreichte, daß wir am zweiten Tage auch abrückten, zunächst nach Saarbrücken. Ohne langen Aufenthalt zogen wir nach Metz weiter. Unser Weg führte über die Schlachtfelder des August. Wir konnten erkennen, was unsere Kameraden geleistet, aber auch gelitten hatten. Massengrab an Massengrab, zerstörte Brücken, Tunnels, Häuser, Höfe, die Verbandplätze alle noch überfüllt. Die Siegesnachricht von Sedan erreichte uns, kurz ehe wir bei der Festung anlangten. Wir haben dann sieben Tage geholfen, die eroberten Waffen und Geschütze fortzuschaffen.

Die Fortsetzung des Feldzuges brachte uns vor die Festung Soissons. Wir bekamen dort sechs gezogene 24=Pfünder. So konnte die Arbeit beginnen. Wir bauten mit Hilfe der Infanterie die Batterie in einer Nacht ein. Morgens

5 Uhr fiel ein Signalschuß. Ich war dem ersten Geschütz zugeteilt. Sämtliche Geschütze donnerten nach dem Signalschuß den Herren Franzosen mit mehreren Geschützsalven einen schönen guten Morgen entgegen. Aber die waren auch nicht faul. Granate über Granate schlug zwischen uns ein. Ganze Geschützbedienungen fielen. Namentlich richtete eine französische „Bombenkanone" ungeheuren Schaden in unsern Reihen an. Unser Hauptmann richtete sein Augenmerk darauf, diese Kanone vor allem unschädlich zu machen. „Erstes Geschütz, Feuer!" Aber unser Geschütz war noch nicht geladen. Obwohl ich Rekrut war, faßte ich mir Mut, lud und richtete ein. „Feuer!" Der Schuß krachte. Der Hauptmann verfolgte ihn mit dem Glase. „Ein Meisterschuß! Das französische Geschütz ist kaput!" Mein Hauptmann klopfte mir auf die Schulter und fragte mich nach der Dauer meiner Dienstzeit. „Rekrut noch?" — „Nun behältst du die Richtnummer beim ersten Geschütz." Als nach vier Tagen Soissons kapitulierte (16. Oktober 1870), wurde ich vor die Front unserer Kompagnie gerufen und für den Kernschuß vom Hauptmann belobt.

Nach diesen sauren Belagerungstagen lagen wir heitere drei Wochen in einem nahen Dorfe. Zwar war die Verpflegung etwas knapp, aber Not macht erfinderisch. Wir setzten uns eine Wassermühle selbst in Stand, suchten Weizen und fanden ihn auch, requirierten nach Fleisch und hatten Glück dabei. Kühe, Schafe, Hühner, Enten, Gänse, Kaninchen — von allem bekamen wir. Für Unterhaltung wurde in der ausgeräumten Schule gesorgt. Ein flottes Tänzchen mit französischer Weiblichkeit — selbst alte Semester ohne Zähne bewunderten uns noch — belustigte uns manchen Abend.

Etwas preußischer sprechen mußten wir, als wir, um die Zitadelle der Festung Amiens zu nehmen, vorrückten. Unser Hauptmann mit acht Mann, unter denen auch ich war, sollte ein Tor der Stadt an einem frühen Morgen besetzen. Mitten in der Nacht brachen wir auf. Es war sehr kalt. Todmüde und hungrig, so war unsere Verfassung. Der Weg noch weit. Darum wandte sich der Hauptmann an den Bürgermeister eines Dorfes, durch das wir kamen, er solle uns einige Wagen beschaffen. Das sei kein Kriegsbrauch, im Wagen zu fahren, erwiderte er und erging sich in allerlei Schimpfreden gegen die Deutschen, an denen sich auch die Frau Bürgermeister beteiligte. Einige Ohrfeigen belehrten den Dorfgewaltigen darüber, daß es sich nicht schickt, deutschen Soldaten gegenüber solche Sprache zu führen. Wir bekamen die Wagen in einem andern Dorfe, dazu noch einige Flaschen Rotwein und waren durchwärmt Punkt 5 Uhr an dem Tore von Amiens, wie befohlen.

Verzweifelt war der Zug nach der Festung Péronne im Januar. Schnee und Glatteis bildeten für Mannschaften und Pferde furchtbare Schwierigkeiten. Vier Tage waren wir unterwegs. Nach der Ankunft vor den Toren ging es sofort ans Batteriebauen. Wir hatten nicht Leute genug und mußten Franzosen einfangen zum Helfen gegen ihre eigene Festung. Etwas schmerzlich — aber Krieg ist Krieg. Vor Péronne riß mir eines Tages, nachdem ich am Tage vorher schon einige unbedeutende Wunden empfangen, ein Sprengstück den rechten Oberschenkel auf. Ich verlor meine Besinnung. Später brachten mich zwei Infanteristen in ein nahes Haus. Die Nacht blieb ich ohne jede Hilfe. Eine traurige Nacht! Die

Wunde brannte, dazu war ich steif gefroren und hatte quälenden Hunger und Durst. Am nächsten Tage kam ich auf einen Bauernhof, bei dessen Familie ich sehr liebevolle Aufnahme fand. Die Frau reinigte und verband meine Wunde. Als ich bei dem vorgesetzten Essen zuzulangen zögerte und die Frau mein Mißtrauen merkte, zeigte sie zum Himmel und gab mir zu verstehen, daß sie nicht schlecht sei. Sie hatte recht. Ich habe es gut dort gehabt, solange ich dort war, drei volle Wochen. Als ich nach Amiens zurückgeholt wurde, wurde manche Träne vergossen und die Bitte ausgesprochen, ich möchte sie später mal wieder besuchen.

Am 29. Januar 1871 besuchte unser Oberst unsere Kompagnie. Ich wurde zum Appell extra befohlen, da ich sonst noch keinen Dienst tun konnte. Unsere Kompagnie erhielt viel Lob für Mut und Ausdauer. Ich bekam mit ehrenvollen Worten des Regiments-Kommandeurs das Eiserne Kreuz vom Oberst selbst auf die laut pochende Brust geheftet. Eine unvergeßliche Stunde!"

Heinrich Daupel, später Gemeindebeamter in Bochum.

„Herr Major, ich habe noch Kugeln, und die müssen raus ..."

„Vier Jahre war ich nach dem Feldzuge von 1866 in der Heimat, als 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach. Ich wurde einberufen und mußte mich schon am zweiten Tage stellen. Eltern, Geschwister und Freunde begleiteten mich zur Bahn, und unter Sang und Klang setzte sich der Zug nach Köln in Bewegung. Ich kam zum Infanterie-Regt. Nr. 56 und auch diesmal sofort wieder mit an die Front.

Mit frohem Gesang ging es aus der Kaserne. Wir fuhren eine Strecke mit der Eisenbahn, und dann ging es in Fußmärschen nach Elsaß-Lothringen.

Am 16. August, als wir gerade am Abkochen waren, kam auf einmal der Befehl: „Alles ausschütten, an die Gewehre!" Mantel und Kochgeschirr wurden aufgenommen, und kurz darauf fielen schon die ersten Schüsse. Nun ging es allmählich den Berg bei Mars-la-Tour hinauf. Es war eine heiße Schlacht. Nach ein paar Stunden war unsere Kompagnie fast aufgerieben. Mein Nebenmann erhielt einen Schuß in die Brust. Er stand noch. Ich faßte ihn am Arm und sagte zu ihm: „Komm doch mit voran!" Aber mit den Worten: „Ich muß sterben", brach er zusammen. Es lagen hier Tote an Toten, Verwundete an Verwundeten. Wir hatten bald keine Patronen mehr und konnten nicht mehr schießen. Da bin ich zurückgegangen und habe von den Toten, die noch Patronen hatten, welche gesammelt. Drei- oder viermal bin ich so zurückgegangen, dabei flogen mir die feindlichen Kugeln um den Kopf. Ich lag in der Schützenlinie neben dem Herrn Major v. Ziehlberg. Der Herr Major fragte mich nach meinem Namen und sagte, daß mir das Holen der Patronen gelohnt werden sollte. Auch machte er eine Notiz in sein Buch. Da bekam ich den ersten Schuß in die Schulter. Der Herr Major sagte: „Bleiben Sie liegen!" Ich bin aber noch mehrmals mit vorgesprungen und sagte: „Herr Major, ich habe noch Kugeln und die müssen raus; ich kann mit der Hand noch schießen" ....

Als wir noch einen Sprung gemacht hatten, fiel unser Herr Major, er war sofort tot. Kurz darauf bekam ich einen zweiten und dritten Schuß, durch

die meine Hand und Schulter arg verletzt wurden. Unter starkem Blutverlust begab ich mich, langsam kriechend, zum Verbandplatz. Hier war alles überfüllt von Verwundeten. Ich hatte schrecklichen Durst und große Schmerzen. Am Abend traf ich einen Arzt, den ich bat, mir die Kugeln aus Schulter und Hand zu nehmen. Aus der Schulter gelang es ihm, aber an den Arm wollte er nicht heran. Er sagte, es müsse der ganze Arm abgenommen werden. Damit war ich aber nicht einverstanden. Um Mitternacht traf ich einen andern Arzt, den ich wiederum bat, mir die Kugel aus dem Arm zu entfernen. Er wollte erst noch einige Leute holen, die mich festhalten sollten. Doch ich erwiderte, er solle sie allein herausnehmen, ich wolle schon stillhalten. Nun entfernte er die Kugel.

Nach drei Tagen wurde ich in die Heimat geschickt und dann nach Bielefeld. Später war ich einige Monate in unserm Standort Höxter in Verpflegung. Als ich mich dort meldete, fragte mich der Leutnant: „Warum tragen Sie Ihr Eisernes Kreuz nicht? Sie sind doch der erste gewesen, der es vom Regiment bekommen hat." Ich erwiderte: „Herr Leutnant, ich habe noch keins bekommen." Acht Tage später wurde mir das Eiserne Kreuz überreicht. Das Regiment hatte meinen Aufenthalt nicht gewußt."

Hermann Herold, später Militärinvalide in Laer, Kr. Bochum-Land.

Unerschrocken und treu.

„Ich stand 1870/71 beim 6. Pommerschen Infanterie-Regt. Nr. 49. Mein erstes Erlebnis hatte ich bei der Belagerung von Metz.

Ich wurde, das Datum habe ich vergessen, als Patrouillenführer vorgeschickt. Es war eine finstere, nebelige Nacht. Unerwartet stieß ich auf eine französische Feldwache. Den Posten hatte ich nicht bemerkt. Wir machten Halt und gingen zurück. Bei der Dunkelheit verloren wir aber die Richtung und gelangten in die unmittelbare Nähe eines feindlichen Lagers. Zu meinen Kameraden sagte ich: „Jetzt aber Vorsicht, daß wir uns nicht wieder verlaufen." Und richtig. Wir stießen sehr bald auf die französische Postenkette. Nun durch! Wir bekamen Feuer, aber kein Schuß traf. Der Feind hatte nur das Rascheln in den Weinbergen gehört und blindlings drauflosgeschossen. Endlich trafen wir unsere Vorposten. Aber in der Dunkelheit und bei dem Nebel waren wir wiederum verkehrt gegangen; statt zu unserm kamen wir zu einem andern Truppenteil. Da wurde ich nun in ein Kreuzverhör genommen und von einer Feldwache zur andern geschickt. Endlich am dritten Tage kam ich wieder zu meiner Kompagnie. Der Hauptmann, aufgebracht über mein langes Ausbleiben, wollte mich mit drei Tagen Mittelarrest bestrafen. Ich war gerade auf Feldwache, als mir die Strafe zudiktiert wurde. Da nahmen sich ein paar höhere Offiziere, die von der Geschichte gehört hatten, meiner an, und stimmten unsern Hauptmann milder. Ja, selbst dem Herrn Divisionskommandeur kam die Sache zu Ohren. Er gab den Herren recht und sagte zu unserm Hauptmann: „Aber Herr Hauptmann, haben Sie schon mal einen Mann gehabt, der durch die feindliche Postenkette gegangen und wiedergekommen ist?"

Am 3. Januar 1871 rückten wir von Paris ab. Wir mußten gegen die Loire-

armee ziehen und hatten große Märsche zu bestehen. Oftmals trieben wir die Franzosen aus ihren Quartieren, um sie dann selber zu belegen.

Weiter ging es — am 2. Februar kamen wir nach Pontarlier. Hier jagten wir den Feind über die Grenze in die Schweiz hinein. Unser Hauptmann wurde in diesem letzten Gefecht leider durch drei Schüsse in das rechte Bein schwer verwundet. Kamerad Jäger und ich blieben bei ihm. Da wir ihn wegen seiner schweren Wunden nicht fortschaffen konnten, legten wir ihn hinter eine Zwillingstanne und mußten ihn dann blutenden Herzens verlassen. Gegen 6 Uhr abends sollten ihn freiwillige Mannschaften holen. Kamerad Unteroffizier Variaß, der Lehrer war, Gefreiter Joske und ich traten sofort vor. Auch wurden noch weitere sechs Mann uns beigegeben. Wir gingen bergab und trafen — auf eine französische Patrouille, mit der wir ins Handgemenge kamen. Dabei erhielt ich einen Stich über dem rechten Auge. Nach langem Kampfe konnten wir die Franzosen gefangennehmen, und wir brachten sie zu den Unserigen. Nochmals gingen wir gegen 1/2 10 auf die Suche nach unserm Hauptmann; leider auch vergeblich. Eine französische Aufklärungspatrouille, die uns begegnete, war zu stark, und wir mußten zurück. Dann sind wir um Mitternacht zum dritten Male gegangen und kamen diesmal unbehindert bei unserm verwundeten Kompagnieführer an. Einen feindlichen Doppelposten, der bei dem Hauptmann stand, nahmen wir gefangen und machten uns daran, den Hauptmann zurückzutragen. Nun aber wollte der Hauptmann nicht mit; denn er meinte, es gäbe Geräusch, und der Feind würde aufmerksam, da wir in der Nähe eines französischen Lagers waren. Wir wickelten ihn aber doch in Decken, trugen ihn bergauf, brachten ihn glücklich zum Verbandplatz und retteten ihn so.

Für diese Tat habe ich das Eiserne Kreuz bekommen. Dieselbe Auszeichnung erhielten die Kameraden, die sich freiwillig zur Rettung des verwundeten Hauptmanns gemeldet hatten."

Friedrich Hoppe, später Invalide in Langendreer.

Der Erkundungsritt des Grafen Zeppelin am 24. und 25. Juli 1870.

Von Theodor Fontane.

Mit Anmerkungen versehen von Ferdinand Graf v. Zeppelin.

Am 23. Juli 1870 abends wurde dem württembergischen Generalstabs-Hauptmann Grafen Zeppelin vom Chef des badischen Generalstabes, Oberstleutnant v. Leszczynski, — die württembergische Reiterei war damals noch der badischen Division unterstellt — der Auftrag erteilt, durch Rekognoszierung zu erfahren: ob MacMahons Truppen sich zu offensivem Vorgehen gegen die Lauter anschickten, insbesondere wo sich die 3. Division des MacMahonschen Korps befinde. Man wußte von der 1. und 2. Division, daß sie in der Gegend von Hagenau eingetroffen seien. Kavallerie zeigte sich schon längs der Lauter.

Badische Dragoner, weil an der Grenze stehend, sollten, an Stelle der noch hinter Karlsruhe kantonierenden württembergischen Reiter, den Grafen Zeppelin begleiten, welcher hierzu einen bis zwei Offiziere und zwei bis drei Unteroffiziere oder Dragoner auf möglichst guten Pferden wünschte. Als derselbe am 24. Juli früh von Durlach zum Rendezvous nach Hagenbach kam, fand es sich, daß mehrere Offiziere die Bitte gestellt hatten, die Rekognoszierung mitmachen zu dürfen, so daß Graf Zeppelin vier Offiziere — v. Wechmar, v. Villier, Winsloe, v. Gayling — und acht Dragoner mitzunehmen hatte[1]).

Die wenigen Lauterübergänge waren von Gendarmerieposten besetzt; doch gelang es, unentdeckt bis nahe an das Festungstor von Lauterburg zu kommen. Für diesen Fall hatte Graf Zeppelin, um zu prüfen, wie es in der kleinen Festung aussehe, bestimmt, dreist einzureiten und auf der Hauptstraße, deren Richtung allen beschrieben worden, vor-

---

[1]) 7 Dragoner. v. Z.

zudringen. Die Überraschung mußte dies Stücklein ziemlich ungefährlich machen. So war es in der Tat; denn als diese ersten deutschen Reiter auf feindlichem Boden, den Säbel in der Faust, mit lautjubelndem Hurra ins Tor sprengten, stürzte die aus sechs bis sieben Mann bestehende Wache zwar an die Gewehre und schlug an, zum Feuern aber ließen es die flinken Reiter nicht kommen, vor deren Anprall die Gesellschaft auseinanderstob, in die nächsten Häuser sich flüchtend. Weiter ging's in sausendem Galopp durch die Festung und zum andern Tore hinaus. In einiger Entfernung ließ Graf Zeppelin eine Telegraphenstange fällen und die Drähte abschneiden, um die telegraphische Meldung dieser Vorgänge wenigstens für einige Zeit aufzuhalten.

Der Plan des Grafen Zeppelin, welchen derselbe den Offizieren vor dem Abreiten auseinandergesetzt hatte, war der, zunächst südlich zu gehen, um zu erfahren, ob und welche feindliche Truppen nordwärts des Hagenauer Waldes stünden, dann aber sich in dem hügeligen, für einen derartigen Ritt vorzüglich geeigneten Terrain zwischen Lauter und Hagenauer Wald westlich zu wenden, um etwaige Bewegungen feindlicher Truppen auf der Straße und Eisenbahn Hagenau—Weißenburg, später auf der Straße und Eisenbahn Hagenau—Bitsch, beobachten zu können. Sollte keine genügende Aufklärung hierdurch erzielt werden, so war es seine Absicht, wenn irgend möglich, etwa von einem oder zwei Offizieren begleitet, den Hagenauer Wald westlich zu umgehen, die Moder zu überschreiten und so Hagenau von Westen her zu rekognoszieren.

Für den Marsch war jedem seine Aufgabe zugewiesen; von Abschnitt zu Abschnitt wurde das Verhalten und die einzuschlagende Richtung vorgeschrieben, im Falle, daß einzelne sich verlören oder die Patrouille versprengt würde. — Die Bevölkerung zeigte sich keineswegs feindselig. — Eine erhebliche Erschwerung des Rittes verursachte die große Hitze, verbunden mit solcher Trockenheit, daß nur in den Brunnen oder Zisternen der Ortschaften — und da spärlich genug — Wasser zu finden war.

Es konnte bald festgestellt werden, daß sich entlang dem Nordsaume des Hagenauer Waldes nur ein dünner Streifen von Kavallerie befand, verstärkt durch schwache Infanterieabteilungen an den Hauptausgängen des Waldes. Die Kavallerie patrouillierte ziemlich regelmäßig bis an die Lauter. Die stärkste Patrouille, die erkundet wurde, war acht Pferde stark. Berittene Gendarmen, von wenigen Reitern begleitet, zogen regelmäßig Neuigkeiten bei den Maires der Ortschaften ein.

Eine solche Patrouille wurde bei Cröttweiler überfallen und dabei ein Lancier und ein Gendarm zu Gefangenen gemacht. Dabei wurde das Pferd des Grafen Zeppelin verwundet und mußte wegen starken Blutverlustes, zuerst durch das Gendarmenpferd, und als dieses keinen Graben springen wollte, durch das noch geringere französische Lancierpferd ersetzt werden.

Von Cröttweiler aus schickte Graf Zeppelin einen der Offiziere — Leutnant v. Gayling — mit drei Dragonern, seinem verwundeten und einem Beutepferd zurück, um Meldung nach Karlsruhe zu erstatten. Es war wichtig, das bisher Erkundschaftete zur Kenntnis des Oberkommandos zu bringen; ging dann auch das weitervordringende Gros der Rekognoszierungspatrouille, dessen Lage von Stunde zu Stunde selbstverständlich eine gefährdetere wurde, verloren, so war doch — für den anzunehmenden Fall, daß Leutnant v. Gayling glücklich zurückkehrte — wenigstens ein Teil der gestellten Aufgabe gelöst worden. Leutnant v. Gayling erreichte wirklich die Grenze und das Hauptquartier. Die Wache an der Lauterbrücke[1]) hatte sich wieder einschüchtern lassen.

Das unter Graf Zeppelin zurückgebliebene Gros der Kundschafter verbrachte inzwischen die Nacht schlaflos im Schonenburger Holz. Die Reiter lagen dicht zusammengeschart am Boden, ihre gesattelten und aufkandarten Pferde am Zügel haltend. Selten nur unterbrach eine leise Rede die lauschige Stille, so, als der arme Winsloe einem Kameraden sein Herz erschloß und ihm flüsternd die Hoffnungen seines Lebens vertraute. Wie nah war er seinem Ziel, aber nicht dem geträumten.

Am 25. Juli mit Tagesgrauen wurde aufgebrochen und, die Ortschaften vermeidend, entlang der Straße Sulz—Wörth vorgerückt.

Die französische Reiterei ritt fleißig Patrouille. Der Wechsel der Regimenter, welche den Sicherungsdienst taten, wurde festgestellt. Der Sauerbach konnte nur auf einem Übergange überschritten werden. Zur Vermeidung eines großen Umweges und behufs Einziehung weiterer Erkundigungen beschloß Graf Zeppelin durch Wörth zu reiten, das nach Aussage der Einwohner nicht mehr vom Feinde besetzt war.

Im Walde jenseits Elsaßhausen, gegen elf Uhr, erschien ihm, bei der furchtbaren Hitze, die Ermattung der Pferde und Reiter zu groß, um sich dem fast unvermeidlichen Zusammentreffen mit dem Feinde an der

[1]) bei Bienwald-Mühle. v. Z.

Straße Hagenau—Bitsch auszusetzen. Die badischen Offiziere dagegen waren sämtlich der Ansicht, daß die Pferde ihre Reiter noch bis ins Gebirge wegtragen würden, und bestimmten dadurch den Grafen Zeppelin, zunächst an seinen früheren Dispositionen nichts zu ändern und seinen ursprünglichen Plan auszuführen. Nicht lange darauf jedoch stellte es sich als unabweisbares, jetzt einstimmig anerkanntes Bedürfnis heraus, daß, vor Annäherung an die Straße, eine Rast zum Futtern und namentlich auch zum Tränken der Pferde gemacht werden müsse. Letzteres konnte, da sonst kein Wasser zu entdecken war, nur an einem Brunnen geschehen. Ein solcher mußte auf dem Schirlenhof sich befinden, in dessen Nähe man eben gelangt war.

Dieses östlich von Gundershofen in der Entfernung von etwa einer halben Meile einsam gelegene Gehöft beschloß Graf Zeppelin für die Rast zu wählen. Nach seiner Berechnung konnte eine überlegene Reiterabteilung, welche durch einen fahrenden oder reitenden Boten in der nächsten Station benachrichtigt worden wäre, nicht vor einer Stunde eintreffen. Gegen die regelmäßigen Patrouillen von höchstens acht Pferden war man stark genug und waren zur Abwehr solcher die Rollen verteilt. Nach Verfluß von nicht ganz einer Stunde sollte man fertig und alle wieder im Sattel sein. Um dieser Anordnung nachzukommen, war ein gleichzeitiges Füttern aller Pferde nötig, die zu dem Ende in der Scheuer des Wirtshauses zusammengestellt wurden. Die Pferde waren bereits getränkt und hatten Futter vor; eben wurde für deren Reiter eine Schüssel dampfender Kartoffeln aufgetragen — da rief einer der ausgestellten Posten mit gellendem, nichts Gutes verheißendem Schreckenston sein: „Raus!“

In vollem Galopp jagten mehrere stärkere feindliche Reiterabteilungen in den Hof. Sofort entspann sich ein lebhaftes Gefecht, indem man erst über den Hof sich zu den Pferden durchzuschlagen suchte, dann aber die Hauseingänge verteidigte. Einer der ersten Schüsse verwundete den Leutnant Winsloe tödlich. Auch zwei Dragoner wurden verwundet. Die Franzosen hatten Verlust: 1 Unteroffizier tot, 3 Mann und 4 Pferde verwundet.

Bei der feindlichen Übermacht konnte die Gegenwehr nicht von langer Dauer sein. Um zu prüfen, wie die Lage hinter dem Hause und ob ein Entkommen dort möglich wäre, lief Graf Zeppelin, nachdem er für Verteidigung des vordern Eingangs gesorgt hatte, nach der Hintertür. In der Nähe derselben hielt eine Bauernfrau ein französisches



Der Überfall im Schirlenhof (25. Juli 1870).

Kavalleriepferd am Zügel[1]). Mit ein paar Sprüngen war Graf Zeppelin im Sattel. Als gleich darauf Leutnant v. Wechmar mit zwei Dragonern aus derselben Tür stürzte, suchte Graf Zeppelin diesen durch Zurufen und Winken die Richtung nach einem Bache zu geben, der durch Hopfenanlagen gegen den nahen Wald sich hinzog.

— Alle diese Hergänge werden sehr verschieden erzählt. Nach zwei uns vorliegenden französischen Berichten, von denen der eine durch General Bernis an den Kaiser Napoleon, der andere, von Edmond About herrührend, an eins der Pariser Blätter gerichtet wurde, verlief der Überfall wie folgt: Freiherr v. Wechmar schoß einen alten, auf ihn eindringenden Maréchal de Logis (Wachtmeister) mit dem Revolver nieder[2]); dann entspann sich ein Kampf zwischen Winsloe und Leutnant de Chabot, der mit der tödlichen Verwundung Winsloes endete. Wahrscheinlich war es die Kugel eines Chasseurs, die ihn niederstreckte; de Chabot selbst war durch zwei Revolverschüsse Winsloes getroffen. Ehe eine Minute um war, waren alle fünf Dragoner schwer, v. Wechmar und v. Villier leicht verwundet[3]); Winsloe tot. Es blieb den Überlebenden nichts übrig, als sich gefangen zu geben. Man schaffte die beiden Offiziere über Saargemünd nach Metz, wo sie im Hotel de l'Europe gut einquartiert wurden. Marschall Leboeuf zog sie zur Tafel. Sie waren später im mittleren Frankreich, abwechselnd in Tours, Moulins und Clermont, wenn wir nicht irren, interniert, wo sie, bei der geringen Zahl gefangener Offiziere, die unsere Gegner in diesem Kriege aufzuweisen hatten, überall Tagesgespräch waren und Aufsehen machten. —

Immer hoffend, daß noch mehrere aus dem Hause entkommen möchten, verweilte Graf Zeppelin noch einige Augenblicke. Da aber wurde er entdeckt und von einem ganzen Trupp angehetzt, den er möglichst mitnahm, um dessen Aufmerksamkeit von v. Wechmar und den Dragonern abzulenken.

Zum Glück war das Pferd gut. Ein kleines Gehölz brachte seine

---

[1]) Nachdem ich gesehen, daß dort zu entkommen war, kehrte ich nach vornen zurück, um Offiziere und Leute zu holen. Erst beim zweiten Male war das Pferd da. v. Z.

[2]) Das tat nicht Wechmar, sondern ich. Ich schämte mich, mit dem ersten Schuß gefehlt zu haben. Mit dem zweiten bin ich kaltblütig und sicher abgekommen. v. Z.

[3]) Ein Dragoner wurde nach längerer Zeit im Stroh, worin er sich mit Wechmar verborgen hatte, in den Schenkel geschossen. Wechmar und Villier wurden unverletzt gefangen. Außer jenem wurde noch ein Dragoner verwundet. v. Z.

Verfolger von ihm ab. Kaum hatte er in vollem Rosseslauf ein zweites Gehölz erreicht und in einem Dickicht haltgemacht, als dicht vor ihm ein Zug Chasseurs vorübergaloppierte.

Er blieb unentdeckt. — Wie aber, wenn die „Suche", und zwar nicht mehr in der Übereilung des ersten „élan", sondern bedächtiger und eingehender fortgesetzt, wenn das Pferd nicht in seiner Ruhe und Schweigsamkeit beharren sollte?! Ein Laut, eine Bewegung desselben mußte den Versteck von Roß und Reiter verraten. Schnell erkennend, daß jetzt der einzige und letzte Einsatz für sein Entkommen das Preisgeben des Pferdes und der Versuch sein müsse, die Grenze zu Fuß zu gewinnen, band er dasselbe in dem Dickicht fest und eilte, die schattigeren und dichter bewaldeten Stellen benützend, tiefer in das Holz. Dort erkletterte er, seine schon schwindenden Kräfte zusammenraffend, einen hohen Baum, um sich in dessen Krone zu bergen und weiter ausblicken zu können.

Bald folgte dem ersten ein zweiter Zug Chasseurs, dann ein dritter, alles im Galopp. Sie sprengten nun durch und um das Gehölz, nach allen Richtungen[1]. Mehrmals konnte er sie von seinem Hochstand aus unter sich hinreiten sehen. Gegen drei Stunden hat er dort oben im Versteck gesessen, da ward es still. Seine Verfolger mußten wohl abgezogen sein. Der nicht allzu schlauen Weise, in der sie ihn suchten, verdankte er seine Rettung. Hätten sie, anstatt auf den Wegen zu bleiben, den Busch einfach durchstreift und umzingelt, so mußte zunächst das Pferd — und, auf dies sichere Zeichen seiner Anwesenheit im Gehölz, früher oder später auch er selbst in ihre Hände fallen.

Drei Stunden langes Harren! Nun stieg er herab und pürschte sich, jedes Geräusch nach Jägerart vermeidend, wiederholt nach verschiedenen Seiten des Waldsaumes, überzeugte sich, daß sein Pferd noch in seinem Verstecke sich befand, — das gute Tier mußte lautlos und mauerfest gestanden haben, — durchsuchte auch die umliegenden Felder, stets hoffend, einen oder den andern seiner Gefährten aufzufinden oder über deren Schicksal etwas zu erfahren[2]. Über diesen Nachforschungen

[1] Nein! sondern sie umstellten das Gehölz mit Wachen. v. Z.

[2] Vom Baume aus sah ich zwei meiner Dragoner sich vom Schirlenhof wegschleichen. Ich stieg alsbald herunter, um zu diesen hinzugelangen. Während die Wachen nicht hersahen, übersprang ich den Wiesenstreifen an dem Waldsaum und warf mich im niederen Getreide zur Erde. Das Weiterkriechen in der glühenden Sonne mußte ich bald aufgeben. In den Wald zurückgekehrt, schlief ich mehrere Stunden unter den niederen Ästen einer Buche. v. Z.

waren zwei weitere Stunden verflossen, während welcher er sich horchend und spähend, über unbewachsene Stellen auf dem Boden hinkriechend, leider erfolglos, herumgeschleppt hatte. Länger aber durfte er nicht verweilen. Andere wichtige Dinge riefen ihn. Zu deren Erfüllung mußte er darauf bedacht sein, den Rückweg nach der noch über neun Stunden entfernten Grenze anzutreten.

Es galt, seine Nachrichten zur Meldung zu bringen. Namentlich hatte er noch erkundet, daß Mac Mahons Divisionen an der Linie Hagenau—Bitsch aufgestaffelt waren.

Nach dem Holz zurückkehrend, um sein Pferd zu besteigen, gewahrte Graf Zeppelin ein Wägelchen, mit zwei mageren Kühen bespannt. Ein armes Bäuerlein und dessen Tochter beluden dasselbe mit halbverdorrtem Grase, das sie mühevoll zusammengescharrt hatten. Vielleicht mochte seine Erscheinung, als er ihnen nahte, infolge mehrtägiger Anstrengungen, Schlaflosigkeit und Entbehrungen, die Spuren großer Erschöpfung tragen. Sie fühlten Mitleid und boten ihm — nach langer Zeit wieder — die erste Labung. Der Bauer melkte seine beiden Kühe; die gaben zusammen nicht ganz einen halben Schoppen Milch. Die Tochter, ein prächtiges Mädchen, schenkte ihm zwei Birnchen, die sie für den eigenen Durst zu sich gesteckt hatte. „Gerne“ gab sie dieselben und weinte dabei. „Ihr Schatz sei auch im Kriege.“ Mit einem herzinnigen „Vergelt's Gott“ schied er von den guten Menschen.

Seine Karten, mit welchen Graf Zeppelin im Augenblicke des Überfalls sich beschäftigt hatte, waren auf dem Tische, verschiedene Ausrüstungsgegenstände, Regenmantel und anderes auf dem Sattel seiner Ordonnanz im Schirlenhof zurückgeblieben. Ohne Menschen nach dem Wege fragen zu dürfen, im Gegenteil diesen und den Ortschaften ausweichend, mußte er sich durch rauhes, unwegsames Waldgebirge durchsuchen. Einen von den Chasseuren ihm gestellten Ring gelang es zu durchbrechen. Heftige Gewitter mit sintflutigen Regenströmen brachen mit Eintritt der Dunkelheit hernieder. In tiefer Nacht erreichte er in Sulzthal die einsam, mitten im Walde gelegene Behausung eines Quäkers. Personen und Zustände dort berechtigten ihn zu der, auch nicht getäuschten Hoffnung, daß er den Rest der Nacht hier, ohne Furcht vor Verrat, werde verbringen können.

Die Steilhänge des Lautertals zwischen Weißenburg und Bitsch nötigten Graf Zeppelin am nächsten Morgen, durch das Dorf Niedersteinbach und eine ziemlich lange Strecke auf der stark von feindlichen

Patrouillen begangenen Straße Bitsch—Weißenburg zu reiten. Wenn ihm dort keine schärfere Aufmerksamkeit gewidmet wurde, worauf er stets gefaßt sein mußte, so kam ihm ohne Zweifel zustatten, daß er ein Pferd mit französischer Ausrüstung ritt und ferner, daß damals die Uniformen aller Truppenteile der französischen Armee in dieser Armee selber noch nicht allgemein aus Anschauung bekannt waren, so daß er für den Angehörigen einer französischen Waffengattung angesehen werden konnte; auch eine Täuschung, welche er durch unbefangene und zuversichtliche Haltung zu bestärken, selbstverständlich bestens bemüht war.

Voll Dankes gegen Gott für seine Rettung betrat er bei Schönau in Rheinbayern den deutschen Boden wieder. Er traf dort auf bayerische Vorposten. Von da hatte er noch beinahe acht Meilen bis Karlsruhe zurückzulegen, wo er noch am Abend des 26. Juli seine Meldungen erstattete.

*

Erst als Graf Zeppelin nach dem Friedensschluß den Schauplatz obiger Erlebnisse wieder besuchte, erhielt er aus dem Munde von Landleuten Aufschluß darüber, wie es gekommen war, daß seine, wie er damals anzunehmen berechtigt war, untrüglichen Berechnungen ihn dennoch nicht vor dem Überfalle gesichert hatten. Als sie durch Wörth geritten waren, hatten sich zwei französische Gendarmen in den Sattel geworfen und waren mit der entsprechenden Meldung zu General Bernis nach Reichshofen gejagt, der sofort das 12. Chasseurregiment aufsitzen ließ, um in ganzen Schwadronen nach dem Trupp zu suchen. So war eine dieser Schwadronen, bei welcher sich der General selbst befand, schon ganz in der Nähe des Schirlenhofes angelangt, als die Rekognoszierungspatrouille erst auf dem Ritte dorthin begriffen war.

Heldenväter und Heldensöhne.

Das Eiserne Kreuz in mehreren Geschlechtern.

Von Ernst Boerschel.

„Wieder schmückt es unsere Fahnen,
Wieder deckt es unsere Brust,
Und im Himmel noch die Ahnen
Schauen es mit Heldenlust."

Max v. Schenkendorf:
„Das Eiserne Kreuz."

Das deutsche Volk ist seiner Väter immer in Ehrfurcht eingedenk gewesen.

Es hat den Helden der Vergangenheit in Walhall den ewigen Ruhmessaal errichtet, und wenn, vom Feinde gedrängt, sein kriegerischer Geist entzündet worden ist, hat es im Namen und zur Ehre der Väter die Waffen ergriffen. Unsere Dichter haben von alters her den Ruhm und das Beispiel der Vorfahren gesungen, damit das lebende Geschlecht ihnen nachzueifern nicht erlahme. Durch die Lieder der Befreiungskriege drang von Ernst Moritz Arndts und Theodor Körners Lippen die Mahnung, den Blick zu den „deutschen freien Heldenschatten" zu erheben, und wir selber haben bei Beginn des jetzigen Kampfes die Erinnerung an die Taten der Väter stark in uns walten lassen. „Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle!", hat in seiner Thronrede vom 4. August 1914 der Kaiser aus aller Deutschen Herzen gesprochen.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!" Wohl dem, der seiner Väter gern gedenken **kann**, ist der Sinn dieses Dichterwortes. Gottlob,

wir Deutschen können es. Dieses Bewußtsein zu haben, ist eins der wertvollsten Erbteile unseres Volkes. Es ist nicht Überhebung, wenn in unserer eisernen Zeit davon geredet wird; es soll uns in diesem schicksalsschweren Kriege zu gleicher Pflicht und Hingabe kräftigen und soll, die nach uns kommen, sich ihrer Verantwortlichkeit bewußt halten. Das Auge des jungen Geschlechts möge leuchten, wenn es an sich die Familien vorüberziehen sieht, die — Väter und Söhne — „fest und getreu" das bedrohte Vaterland verteidigt haben. Wie herrlich dann, selber ihnen anzugehören und ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen zu sehen!

Wenn das deutsche Bürgertum die Schätze seiner Familiengeschichte besser pflegen wollte, würden die Zeugnisse heldenmütigen deutschen Sinnes wie ein unantastbares Testament vor uns liegen. Als der hohenzollern'sche Staat sich eben aufzurichten begann und an ein Volkstum im heutigen Sinne noch nicht zu denken war, hat der Große Kurfürst wie ein germanischer Held die Welt der Väter im Sohne beschworen und sich mit der Überzeugung, daß aus seinen Gebeinen einst ein Rächer erstehen werde, zum Sterben gelegt. In ihm war damit der Begriff altgermanischer Tradition zum Ausdruck gekommen. Der Staat bildete sich, und ein Volk schloß sich in ihm als Inhalt zusammen. Der Bürger Werner Stauffacher wurde der Sprecher des Schwurs auf dem Rütli, und der Freiherr von Attinghausen verband sich mit ihm zu einem Volk. „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren, eher den Tod, als in der Knechtschaft leben", war über einem gefestigten Staatsgebilde der Eid des neuen Bundes geworden. Das Land der Väter ward zum eigenen Herd, zur Heimat, zum Vermächtnis. Über seine Sicherheit wachte nicht mehr der Landsknecht oder Söldner, sondern das Volk in Waffen. Väter und Söhne erhoben sich 1813 zum heiligen Kriege, es zu befreien; Väter und Söhne schirmten es 1870 mit ihren Leibern; Väter und Söhne bieten sich heute mit flammender Seele ihm zum Opfer dar.

Die alten Adelsgeschlechter, die heute bis zur sechsten Generation hinauf durch ihre vom Vater auf den Sohn ruhmvoll vererbte Kriegsauszeichnung sich als die standhafte Garde ihres Königs erwiesen haben, ziehen um dieselben Güter in den Krieg wie der letzte Mann. Auch dessen Väter und Großväter haben 1870 und 1813 Blut und Leben gelassen. 29 Angehörige der Familien v. Brandenstein, so lesen wir, sind 1914 zu den Fahnen geeilt. Neben ihnen steht der Bauer Junghanns aus Röbdenitz in

Sachsen, der seine zehn Söhne ins Feld geschickt hat, nicht weniger opferbereit da. Aber unser Volk kann von den bewährten Adelsgeschlechtern lernen, daß es nicht lediglich die allgemeine Wehrpflicht war, die Väter und Söhne zu den Waffen gerufen hat, sondern eine innere, schon in der Erziehung befestigte Abmachung, die sie mit dem Begriff des Staates und somit des Vaterlandes verband.

Der jetzige uns gewaltiger denn je aufrüttelnde Krieg möge heilsam dahin wirken. Er hat uns von dem Glauben weltbürgerlicher Verbrüderung gründlich befreit und uns gelehrt, daß wir Deutschen nur von unserer eigenen Kraft etwas zu erhoffen haben. Was die Väter errangen, werden die Söhne verteidigen müssen. So wird es bleiben. Das möge durch diesen Krieg unserm Volke in Fleisch und Blut eingehen und als Tradition heilig werden. Von den Familien, die diese Tradition immer als einen teuren Besitzstand gepflegt haben, möge daher ein Beispiel auf den Stamm des deutschen Volkes übergehen. „Ich würde, wenn ich auf den Beinen wegkönnte, noch gerne mitmachen; mir gehen die ganzen Gefechte von 1870/71 im Gedächtnis herum. Lieber Sohn, erfülle Du Deine Pflicht voll und ganz zur Verteidigung des Vaterlandes, und wenn es Dein Leben kostet", schrieb ein alter Soldat in Klein-Strelitz, Jaschko mit Namen, an seinen im Großen Hauptquartier verwendeten Sohn. Das Große Hauptquartier ließ den Brief des einfachen Mannes veröffentlichen und fügte ihm die Bemerkung bei: „Der Brief legt ein herrliches Zeugnis für den Geist im Volke ab." Heldenväter und Heldensöhne. Möge der Geist, der darin wachsam ist, allenthalben einmütiger Volksgeist werden!

Gottlob ist er es in Tausenden deutscher Familien schon geworden. Dieses Buch würde sich allein mit den Familien füllen können, die in mehreren Geschlechtern aus dem Kampfe für das Vaterland mit dem Eisernen Kreuz oder vordem mit dem hohen Orden Pour le Mérite heimgekehrt sind. Nur ein geringer Teil von ihnen konnte in den Raum dieses Kapitels aufgenommen werden. Sie stehen hier im Namen der andern. Daß der Adel vorwiegt, ist vorhin schon mit seiner älteren Familiengeschichte und seinen bestimmten Überlieferungen begründet worden. Sein Verdienst darf in dem großen Kriege, den er jetzt Mann für Mann als Volksglied mitmacht, nicht geschmälert werden. Im Gegenteil, es darf als Beispiel gelten.

Damit alle Söhne unseres Vaterlandes und Enkel die Befriedigung des Dichterwortes erfahren:

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht!“

*

Das Eiserne Kreuz in sechs Geschlechtern:

v. Besser.

In sechs, ja in sieben Generationen, wenn man vor der Stiftung des Eisernen Kreuzes den „Pour le Mérite“ als Kriegs- und Tapferkeitsorden mitrechnet, ist die preußische Kriegsauszeichnung in dem Geschlechte v. Besser von Vater auf Sohn ruhmvoll vererbt worden. Vater und Sohn kämpften jeweilig in demselben Kriege, und der Sohn bestand in gleicher Tapferkeit seine Probe vor dem Vater.

Der jüngste Ritter des Eisernen Kreuzes in der Familie v. Besser ist der Oberleutnant im Leib-Grenadier-Regt. König Friedrich Wilhelm III., Hans Wilhelm v. Besser, der sich das Eiserne Kreuz in diesem Kriege erwarb.

Sein Vater und Großvater fochten 1870/71 zusammen. Der Vater, Hans Wilhelm v. Besser, erwarb es sich als Leutnant im Ersten Garde-Regt. z. F., und der Großvater, Oberst Hugo Wilhelm v. Besser, der sich bereits 1866 als Kommandeur der Gardeschützen ausgezeichnet hatte, bekam es als Kommandeur des 2. Garde-Grenadier-Landwehr-Rgts.

In den Befreiungskriegen 1813/15 kämpften als deren direkte Vorfahren gar drei Generationen v. Besser zusammen. Alle drei brachten als wohlverdiente Auszeichnung das Eiserne Kreuz aus dem Kriege heim; einer von ihnen hatte sich als Rittmeister und Eskadronchef im 1. Littauischen Dragoner-Regt. durch besondere wiederholte Tapferkeit das Eiserne Kreuz 1. Klasse erworben.

Die zurückliegende siebente Generation aber vertritt Ehrenreich Wilhelm v. Besser, der, seinem Vornamen alle Ehre machend, im Siebenjährigen Kriege von Friedrich dem Großen mit dem „Pour le Mérite“ ausgezeichnet wurde und den Orden vom Könige am 20. Dezember 1758 zugleich mit einem Fähnrichspatent im Bataillon v. Retzow, Friedrichs alter Garde, empfing. Später als General verlieh König Friedrich Wilhelm III. an Ehrenreich Wilhelm v. Besser das heutige Grenadier-Regt. König Friedrich der Große, das älteste Regiment der preußischen Armee, das dann den Namen „von Besser“ trug.

v. Roëll.

Durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. Klasse an den Hauptmann im 1. Pommerschen Feldartillerie-Regt. Bruno v. Roëll und der Eisernen Kreuze 2. Klasse an den Major Gerhard v. Roëll und an den Rittmeister Ernst v. Roëll ist diese alte Offiziersfamilie in der vierten Generation im Besitze des Eisernen Kreuzes. Zählt man auch bei ihr den „Pour le Mérite“ als früheren einzigen Kriegsorden hinzu, so ergeben sich in der Familie sechs im Kampfe für König und Vaterland ausgezeichnete Geschlechtsfolgen.

Als erster v. Roëll bekam 1758 der Major in einem Husaren-Regt. und spätere Generalmajor Christoph Moritz v. Roëll den „Pour le Mérite“. Er war 1711 auf Döllberg in Westfalen geboren und starb 1797 in Breslau. Bei seinem einzigen Sohne stand Friedrich der Große selbst Pate.

Als zweiter v. Roëll aus dem Hause Döllberg erhielt in fortlaufender Folge der Neffe des Generalmajors Christoph Moritz v. R., Ernst Richard v. Roëll, den „Pour le Mérite“. Er hatte sich den hohen Orden 1807 durch sein tapferes Verhalten bei der Verteidigung von Kolberg erworben. Gneisenau schätzte ihn hoch und folgte seinem Sarge, als er als Major im 3. Musketier-Bataillon des Regts. Ostwien 1821 in Berlin starb. Er ist der Stammvater aller gegenwärtig in Deutschland lebenden Mitglieder des Geschlechts.

Sein Sohn war Ernst v. Roëll, und mit ihm beginnt die erste Generation der Eisernen Kreuz-Ritter in der Familie. Er war Oberstleutnant im Kolbergischen Grenadier-Regt. und erhielt 1813 das Eiserne Kreuz 2. und 1814 das Kreuz 1. Klasse. Bei Großgörschen wurde er leicht, bei Ligny schwer verwundet. Er starb 1852 und liegt in Stettin neben dem alten Wrangel begraben. Sein Grab in den Anlagen vor dem Königstor wird von der Stadt erhalten.

Ernst v. Roëlls jüngster Sohn, Hermann v. Roëll, war Oberstleutnant im 57. Regt. und fiel bei Mars-la-Tour beim Angriff der Brigade Wedell auf das Korps L'Admirault (s. S. 29). Er stand in der Schützenlinie seines Bataillons als die Franzosen, nachdem der Vormarsch der Brigade Wedell zum Stehen gekommen war, in hellen Haufen zum Angriff übergingen. Seine Leiche blieb während der Nacht in Feindeshand und wurde ausgeplündert. —

Mit Hermann v. Roëll kämpften drei seiner Neffen 1870/71 mit. Einer von ihnen, Paul, focht gleichfalls bei Mars-la-Tour; er wurde schwer verwundet, war nachher mehrere Jahre Landrat in der Provinz Posen und lebt jetzt als Fürstl. lippischer Kammerherr in Berlin. Die beiden andern waren Oswald, der 1895 als Hauptmann starb, und Konstantin, der 1910 als Oberstleutnant gestorben ist. Alle drei waren mit dem Eisernen Kreuz geschmückt heimgekehrt.

Sie waren die Enkel des ersten Eisernen Kreuz-Ritters Ernst v. Roëll. Zu ihnen sind jetzt in dem Hauptmann Bruno v. Roëll, in dem Major Gerhard v. Roëll und in dem Rittmeister Ernst v. Roëll die Urenkel getreten, die gleichzeitig — den „Pour le Mérite“ der Ahnen miteingerechnet — die sechste Generation der mit dem preußischen Kriegs- und Tapferkeitsorden ausgezeichneten Familie v. Roëll vertreten.

In fünf Geschlechtern:

v. Jena.

In der fünften Generation hat sich das Eiserne Kreuz in der Familie v. Jena würdig vererbt.

Im jetzigen Kriege erhielten es Eduard v. Jena, Leutnant im 2. Garde-Dragoner-Regt., und sein Vater Willy v. Jena, Rittmeister und Mitglied des

preußischen Hauses der Abgeordneten, als Ordonnanzoffizier zugeteilt der Garde-Kavalleriedivision;

im Kriege 1870/71 erwarb es sich der Großvater, Eduard v. Jena, der 1911 als General der Infanterie in Eberswalde starb;

der Urgroßvater, Eduard v. Jena, Herr auf Döbbernitz, durfte es sich als Gardehusar 1815 beim Einzuge in Paris anheften,

und dessen Vater, Karl Friedrich v. Jena, Herr auf Köthen, erhielt es gleichfalls 1815.

Grafen Roedern.

Durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes an den Generalleutnant Graf Roedern, z. Z. Militärgouverneur der belgischen Provinz Brabant, und an seine drei Söhne sind nunmehr in dieser Linie der gräflichen Familie Roedern sämtliche männliche Mitglieder in fünf Generationen innerhalb von 100 Jahren Ritter des Eisernen Kreuzes, zum Teil 1. Klasse, geworden.

v. Sydow.

Der erste Ritter war Albrecht v. Sydow, der sich als Kommandeur des Neumärkischen Landwehr-Kavallerie-Regts. im Befreiungsjahre 1813 das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse erwarb.

Mit ihm war als Freiwilliger sein 15jähriger Sohn, Heinrich v. Sydow, ausgezogen, bei dessen Jugend das Eiserne Kreuz ein doppeltes Verdienst war.

Heinrichs Sohn ist der in Kolberg lebende Major Wilhelm v. Sydow; er kämpfte 1870/71 mit und erwarb sich als Rittmeister und Eskadronchef im 3. Dragoner-Regt. das Kreuz.

Vierte und fünfte Generation stehen jetzt im Felde: es sind der Hauptmann Albrecht v. Sydow auf Zirkwitz, der sich am 10. Oktober 1914 als Führer eines Landwehrbataillons das Eiserne Kreuz erwarb, und sein Sohn, Eberhard v. Sydow, der an jugendlicher Tapferkeit seinem Urgroßvater nachstrebte und sich das Kreuz als 17jähriger Fahnenjunker im Infanterie-Regt. Nr. 34 am 20. November 1914 verdiente.

In vier Geschlechtern:

v. Beczwarzowsky.

Der 18jährige Leutnant im 5. Garde-Regt., Walter v. Beczwarzowsky, erhielt für sein tapferes Verhalten in den Kämpfen im Osten das Eiserne Kreuz. Damit ist das Eiserne Kreuz in der Beczwarzowskyschen Familie nunmehr in vier Geschlechtern vertreten.

Der Vater erwarb sich als Kommandeur des Leib-Grenadier-Regts. die 1. Klasse in diesem Kriege in Frankreich.

Der Großvater fiel, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, 1870 bei Beaumont.

Der Urgroßvater, einer der Führer der Lützowschen Jäger, erhielt es 1813 für seine heldenmütigen Taten. Er rettete Lützow bei dem Überfall von Kitzen

das Leben und übernahm nun nach Lützows Verwundung die Führung des Freikorps. Er war es, der an dem denkwürdigen 18. Juni 1813 in kühnem Wagemut mit seinen Reitern die Elbe durchschwamm und die Lützower vor der nachdrängenden feindlichen Übermacht sicherte. Später wurde er Kommandeur des 7. Husaren-Regts.

v. Block.

Die Familie v. Block besitzt jetzt das Eiserne Kreuz in der vierten Generation.

Im Befreiungskriege erhielt es der Oberstleutnant v. Block im 1. Garde-Regt. z. F.; im Kriege 1870/71 sein Sohn als Kommandeur des 7. Westfälischen Infanterie-Regts. Nr. 56.

Dessen Sohne wurde das Eiserne Kreuz 1914 in Rußland als Kommandeur des Res.-Infanterie-Regts. Nr. 229 verliehen, und die fünfte Generation erhielt es in dem Leutnant v. Block im Garde-Füsilier-Regt. vor Iwangorod.

v. Hanstein.

Das Eiserne Kreuz bekam 1914 Major und Bataillonskommandeur Werner v. Hanstein aus Danzig.

Der Vater, Leberecht v. Hanstein, hatte es sich 1870/71 als Kommandeur des 1. Leibhusaren-Regts. erworben.

Der Großvater, Heinrich v. Hanstein, erkämpfte es sich 1813 als Rittmeister.

Der Urgroßvater, Ernst Friedrich Karl v. Hanstein, Generaladjutant Friedrichs des Großen, ward 1762 für Schweidnitz mit dem damaligen Kriegs- und Tapferkeitsorden Pour le Mérite ausgezeichnet.

Hiller von Gaertringen.

Der Urgroßvater, Freiherr August Hiller von Gaertringen, mit dem die erste Eiserne Kreuz-Generation in diesem Geschlechte anhebt, war der große Kriegsheld, der 1813 bei Möckern zum siegreichen Ausgang der Leipziger Völkerschlacht und 1814 bei Plancenoit zum Siege bei Belle-Alliance ruhmvoll beigetragen hatte. Er hatte sich dabei die Dankbarkeit König Friedrich Wilhelms III. so sehr erworben, daß er ihm außer dem Eisernen Kreuz 2. und 1. Klasse den Orden Pour le Mérite verlieh. Er ward General der Infanterie und Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler. Noch unser Kaiser ehrte das Andenken des verdienten Generals, indem er 1889 dem 4. Posenschen Infanterie-Regt. Nr. 59 den Namen Freiherr Hiller von Gaertringen beilegte.

Der Großvater war Freiherr August Hiller von Gaertringen. Er starb 1864 als Oberst z. D. und hatte sich das Eiserne Kreuz 2. Klasse als 14jähriger Kriegsfreiwilliger bei Dennewitz erworben. Er hatte es in der Schlacht mit einer schweren Verwundung heldenmütig bezahlt.

Des Obersten z. D. Sohn, Johann Rudolf, erhielt das Eiserne Kreuz nach der Schlacht bei St. Privat am 17. August 1870. Er starb 1879 als Hauptmann und Kompagnieführer im 1. Garde-Regt. z. F.

Sein jüngster Sohn ist Freiherr Karl Hiller v. Gaertringen, der als Hauptmann und Kompagnieführer im Füsilier-Regt. Generalfeldmarschall Prinz Albrecht von Preußen (Hannoversches) Nr. 73 im jetzigen Kriege für sein tapferes Ver-

halten bei Lüttich das Eiserne Kreuz bekommen hat. Er vertritt somit die vierte Generation der Eisernen Kreuz-Ritter seines Geschlechts.

v. Lewinski.

Das Eiserne Kreuz 1. Klasse in drei, das Eiserne Kreuz 2. Klasse in vier Geschlechtern ist jetzt in der Familie v. Lewinski vertreten.

Als junger Leutnant erwarb die hohen Auszeichnungen der Urgroßvater in den Befreiungskriegen 1813/14.

Sein Sohn, Alfred v. Lewinski, der ruhmvolle kommandierende General des 15. Armeekorps, konnte ihnen 1870/71 noch den „Pour le Mérite“ hinzufügen.

Sein Sohn und Enkel kämpfen jetzt im selben Regimente gegen Rußland. Wilhelm v. Lewinski, Oberstleutnant und Kommandeur des Dragoner-Regts. König Albert Nr. 10, hat sich beide Kreuze bereits erworben. Der jüngste Ritter, der 18jährige Leutnant Werner v. Lewinski, hat das Eiserne Kreuz 2. Klasse bei Tannenberg erhalten.

v. Loebell.

v. Loebell, Hauptmann im 3. Garde-Regt. z. F. hat das Eiserne Kreuz erhalten. Im selben Regiment hat es sich 1870 sein Vater, der jetzige Generalmajor z. D. und Kommandant von Döberitz, v. Loebell, erworben. Der Großvater bekam es bei den 6. Kürassieren ebenfalls 1870. Dem Urgroßvater wurde es als Kommandeur der Brandenburgischen Kürassiere 1813 verliehen.

Die vierte Generation der Eisernen Kreuz-Ritter v. Loebell vertreten auch noch die drei im Felde stehenden Söhne des preußischen Ministers des Innern v. Loebell.

v. Loeper.

Oberleutnant v. Loeper im Regiment v. der Goltz, z. Z. Kompagnieführer im 1. Reservekorps, und sein Vater, Oberst v. Loeper, Kommandeur des Regts. Graf Dönhoff, erwarben sich in diesem Kriege das Eiserne Kreuz.

Der Großvater, Herr auf Mulkenthin, und der Urgroßvater, Rittergutsbesitzer auf Stölitz in Pommern, erkämpften es sich 1870 bzw. 1813. Ihre Eisernen Kreuze sind in der Kirche zu Mulkenthin zur mahnenden Erinnerung auf Ehrentafeln aufbewahrt.

v. Neumann-Cosel.

Der große Vorfahre war der heldenmütige Verteidiger der Festung Cosel, David v. Neumann.

Sein Sohn, Generaladjutant Wilhelm v. Neumann, erhielt das Eiserne Kreuz 2. Klasse bei Großgörschen, wo er schwer verwundet wurde, und das Kreuz 1. Klasse 1814 bei Jeanviller, wo er die 5. Jäger führte, die als Jägerbataillon von Neumann (Schles.) Nr. 5 seinen Namen tragen.

Die nächste Generation war Gustav v. Neumann; er erwarb sich das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse 1870 als Kommandeur des 4. Garde-Regts. Er war später Kommandant von Berlin. Auch sein Sohn, Fritz v. Neumann-Cosel, erhielt 1870 das Eiserne Kreuz, und zwar als Leutnant im 9. Ulanen-Regt.

Dessen Neffe ist Herbert v. Neumann-Cosel, Oberleutnant und Adjutant bei

den Garde-Kürassieren, dessen Eisernes Kreuz nunmehr die Familie v. Neumann-Cosel in vierter Generation schmückt.

Grafen v. Schlieffen-Wisbuhr.

Es empfingen das Eiserne Kreuz:

der als Generalleutnant z. D. und Majoratsherr auf Schwandt, Mariendorf und Voßfeld gestorbene Carl Graf v. Schlieffen, der es sich 1813 als Leutnant und Adjutant des 1. Bataillons Garde erwarb;

sein Sohn, der als Oberstleutnant z. D. verstorbene Victor Graf v. Schlieffen, der es 1870 als Hauptmann und Bataillonsführer im Füsilier-Regt. von Gersdorff (Hess.) Nr. 80, früher Kurhessisches Leibgarde-Regt., erhielt;

dessen Sohn, der Generalleutnant Carl-Clemens Graf v. Schlieffen-Wisbuhr, der als Kommandeur des 9. Husaren-Regts. 1905 infolge eines schweren Sturzes mit dem Pferde den Abschied genommen hatte und gleich nach Ausbruch des jetzigen Krieges wieder eingetreten ist. Er hat sich alsbald als Oberstleutnant der Kavallerie und Kommandeur des 1. Hessischen Landwehr-Infanterie-Regts. Nr. 116 das Eiserne Kreuz erworben; —

und in vierter Generation dessen Sohn, Karl Wilhelm Graf v. Schlieffen-Wisbuhr, Oberleutnant im 2. Garde-Dragoner-Regt. und Ordonnanzoffizier der Garde-Dragonerbrigade.

Grafen Schmettow.

Die hohe Kriegsauszeichnung erhielten:

in den Befreiungskriegen Graf Bernhard Gottfried Schmettow; 1870 Graf Max Schmettow, bekannt durch seine todesmutige Attacke als Kommandeur der Halberstädter Kürassiere bei Mars-la-Tour;

im jetzigen Kriege — 2. und 1. Klasse — Generalmajor Graf Eberhard Schmettow, früher Kommandeur der Leib-Husarenbrigade und des Leib-Kürassier-Regts. Nr. 1. Seine beiden Söhne, Referendar und Leutnant d. R. im Leib-Husaren-Rgt. 1, Graf Max Schmettow, und Leutnant im Leib-Kürassier-Regt. 1, Graf Rudolf Schmettow, erhielten das Eiserne Kreuz 2. Klasse, der jüngere schon am 9. September 1914.

v. Uebel.

Auch in dieser Familie befindet sich das Eiserne Kreuz seit den Befreiungskriegen in vierter Generation.

Der Amtsrat Ludwig Uebel, gest. 1833 zu Paretz, erhielt es 1814 am weiß-schwarzen Bande.

Sein Sohn, der 1858 gestorbene Major a. D. v. Uebel, erwarb es sich bei Leipzig in der Reiterschlacht von Liebertwolkwitz als Leutnant im Brandenburgischen Kürassier-Regt. Nr. 6.

Dessen zweiter Sohn, Oberstleutnant a. D. Adolf v. Uebel, erhielt das Eiserne Kreuz 1870/71 als Hauptmann im 9. Jägerbataillon für die Kämpfe an der Loire, und der dritte Sohn, Friedrich v. Uebel, bekam es damals als Leutnant im Kaiser Franz-Regt. für St. Privat und Le Bourget.

Die vierte Generation vertritt jetzt als jüngster Ritter Major v. Uebel, mit der Uniform des Infanterie-Regts. Nr. 24, bei einer Garde-Ersatzbrigade.

Grafen Wartensleben.

Die Verleihung des Eisernen Kreuzes in der vierten Generation trifft auch auf die Grafen Wartensleben zu.

Graf Friedrich-Wilhelm Wartensleben, Rittmeister im Ulanen-Regt Nr. 3, erwarb es sich in diesem Kriege.

Sein Vater, der General der Kavallerie Hermann Graf Wartensleben auf Karow im Regierungsbezirk Magdeburg, zuletzt Kommandierender General des III. Armeekorps, verdiente sich 1870 das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse.

Der Großvater, der 1886 verstorbene Generalleutnant a. D. Graf Gustav Wartensleben, und der Urgroßvater, Graf Ludwig Wartensleben, der 1833 als Major a. D. und Schloßhauptmann starb, erhielten das Eiserne Kreuz 1813 im Befreiungskriege.

v. Wechmar.

Im Befreiungskriege 1813 erhielt das Eiserne Kreuz der Rittmeister der Landwehr-Kavallerie, Frhr. v. Wechmar,

1870 der Hauptmann Frhr. v. Wechmar, Kommandeur der Stabswache des 5. Armeekorps,

1914 erwarben es sich der Major und Bataillonskommandeur im Füsilier-Regt. Nr. 36, Frhr. v. Wechmar, und dessen Sohn, Leutnant Frhr. v. Wechmar im Großh. Mecklenburgischen Grenadier-Regt. Nr. 89.

v. Wellmann. Wellmann.

Zweimal je vier Generationen von Rittern des Eisernen Kreuzes bei zwei Brüdern und ihrer Nachkommenschaft, und zwar in einem adeligen und in einem nichtadeligen Zweige, kann das ursprünglich Siebenbürgische Pfarrergeschlecht Wellmann aufweisen. Es stammt von Christian Wellmann, der im 17. Jahrhundert Pfarrer zu Oemesch in Siebenbürgen war. Die Stammväter der hier in Frage stehenden zweimal je vier Generationen von Rittern des Eisernen Kreuzes sind die beiden Brüder Friedrich Wilhelm Wellmann (geb. 1787) und Ludwig August Wellmann (geb. 1795).

Die vier Geschlechter der adeligen Linie:

Friedrich Wilhelm Wellmann war ihr erster Vertreter. Er war zunächst Kaufmann und trat 1807 in das Schill'sche Korps ein. Er focht dann bei Großgörschen, erwarb sich das Eiserne Kreuz und starb 1864 als Rittmeister a. D. und Herr auf Priorshof bei Wickrath in der Rheinprovinz.

Sein Sohn August Eduard, geb. 1818, erhielt 1865, damals Major in der 8. Artillerie-Brigade, den preußischen Erbadel, erwarb sich 1870 das Eiserne Kreuz, nahm 1872 den Abschied und ist 1889 als Oberst z. D. und Ehrenritter des Johanniterordens zu Priorshof gestorben.

Dessen Sohn, Karl Wilhelm Adolf v. Wellmann, gest. 1889 als Rittmeister a. D., hatte ebenfalls 1870/71 das Eiserne Kreuz erhalten.

Seine beiden Söhne, Ernst und Max v. Wellmann, haben jetzt das tapfere Beispiel ihrer Väter aufrechterhalten. Ernst ist als Hauptmann im Infanterie-

Regt. Großherzog von Sachsen (5. Thüringisches) Nr. 94 bei Lüttich heldenmütig gefallen, und Max v. Wellmann hat als Oberleutnant im Res.-Infanterie-Regt. Nr. 8 am 21. September 1914 das Eiserne Kreuz erhalten.

Die vier Geschlechter der nichtadeligen Linie:

Ihr Stammvater und erster Eiserne Kreuz-Ritter war Ludwig August Wellmann. Er trat 1813 als freiwilliger Jäger in das Pommersche Grenadier-Bataillon ein und wurde im September Offizier. Er hat an den Schlachten bei Großgörschen, Dennewitz, Hoyerswerda und Möckern teilgenommen und sich dabei das Eiserne Kreuz erkämpft. Er nahm als Oberstleutnant seinen Abschied und starb 1878.

Sein Sohn August Richard hat sich 1870/71 als Hauptmann und Kompagnieführer das Eiserne Kreuz erworben. Er starb 1910.

Die dritte Generation vertritt dessen Sohn, Ludwig Richard Wellmann, der sich als Generalmajor und Kommandeur der 31. Infanterie-Brigade im jetzigen Kriege das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse verdient hat.

Seine jugendlichen Söhne stehen ihm an Tapferkeit nicht nach und bilden ehrenvoll die vierte Generation der mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichneten Wellmanns. Zwei von ihnen, Friedrich Karl und Hellmut, haben im September 1914 das Eiserne Kreuz erhalten; der jüngste, Hans, starb als Fähnrich im Infanterie-Regt. von Horn (3. Rheinisch.) Nr. 29 am 26. September den Heldentod.

v. Woyna.

Auch die Familie v. Woyna blickt stolz auf die Verleihung des Eisernen Kreuzes in der vierten Generation. Es verdienten es sich

in der Schlacht bei Leipzig der damalige Leutnant im Grenadier-Regt. Nr. 8 Friedrich Heinrich Moritz v. Woyna;

bei der Belagerung von Paris 1870/71 der Ingenieur Hauptmann Fritz v. Woyna;

im jetzigen Kriege — und zwar 2. und 1. Klasse — der Generalmajor Wilhelm v. Woyna;

und schließlich in vierter Generation dessen Sohn, Martin v. Woyna, Leutnant im Dragoner-Regt. Nr. 18.

Zachariae.

Oberleutnant Zachariae aus Gotha, der bei der Feld-Luftschifferabteilung Nr. 5 steht, hat für hervorragende Leistungen das Eiserne Kreuz erhalten.

Der Urenkel hat sich damit der Überlieferungen seiner Väter wert erwiesen. Denn sein Urgroßvater, Großvater und Vater waren mit diesem hohen Ehrenzeichen geschmückt.

In drei Geschlechtern:

v. Bardeleben.

Der Berliner Gynäkologe Professor Dr. Heinrich v. Bardeleben, der auch als einer der eifrigsten Förderer des deutschen Sports einen Namen hat, ist auf

dem westlichen Kriegsschauplatze als Führer einer Sanitätskompagnie mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. 1870 wurde das Eiserne Kreuz 1. Klasse seinem berühmten Vater zuteil, dem Chirurgen Heinrich Adolf v. Bardeleben, der als konsultierender Chirurg zur Armee kommandiert war, und 1813 die 2. Klasse seinem Großvater, Hauptmann der Landwehr beim Freibataillon, der von König Friedrich Wilhelm III. zugleich einen Ehrensäbel empfing.

v. Bonin.

Oberleutnant Friedrich Karl v. Bonin im Garde-Pionierbataillon erwarb sich in diesem Kriege das Eiserne Kreuz. Sein Vater erhielt es nach der Schlacht bei St. Privat 1870. Der Großvater, der spätere Kriegsminister v. Bonin, verdiente es sich für sein tapferes Verhalten in der Schlacht bei Großgörschen; er hatte als 13jähriger schon an der Schlacht bei Auerstädt teilgenommen und war bei der Erstürmung von Lübeck am 7. November 1806 von einem Schuß durch beide Beine verwundet worden. 1814 erwarb sich der Held das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

v. Borcke.

Mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ist vor dem Weihnachtsfeste 1914 ausgezeichnet worden Major v. Borcke, Kommandeur des Res.-Husaren-Regts. 1, vorher Major beim Stabe im 1. Leib-Husaren-Regt., nachdem er Anfang September das Eiserne Kreuz 2. Klasse erhalten hatte. Sein Vater, Graf Borcke-Stargordt, erwarb sich das Eiserne Kreuz 1870, dessen Vater 1813. Der einzige Sohn des Majors v. Borcke, der bei Kriegsausbruch in das 1. Leib-Husaren-Regt. eingetreten war, starb im November 1914 den Heldentod im Schützengraben bei Hollebeke, kurz bevor er mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet werden sollte. Dann wäre die hohe Kriegsauszeichnung in der Familie v. Borcke in der vierten Generation erblich geworden.

v. Briesen.

Die Familie v. Briesen kann sich rühmen, das Eiserne Kreuz 1. Klasse in drei Geschlechtern zu besitzen.

Der Generalleutnant Artur v. Briesen erhielt das Kreuz 1. Klasse am 30. September 1870 bei Chevilly.

Sein ältester Sohn, Alfred v. Briesen, der als General der Infanterie z. D. an der Spitze seiner Division am 12. November 1914 bei Wloclawek fiel, empfing das Eiserne Kreuz 1. Klasse noch zwei Tage vor seinem Heldentode, und

dessen Sohn, Kurt v. Briesen, vor Namur verwundet und jetzt als Hauptmann und Brigadeadjutant in Frankreich kämpfend, erwarb sich Ende November 1914 die 1. Klasse des Eisernen Kreuzes.

Buntrock.

Dem Militär-Intendanturrat Konrad Buntrock ist im jetzigen Kriege das Eiserne Kreuz verliehen worden. Sein Vater erhielt es 1870/71. Der Großvater erwarb es sich 1815 in der Schlacht bei Belle-Alliance, und nur wenige Kilo-

meter davon entfernt, also auf demselben Schlachtfelde, bekam es 100 Jahre später der Enkel.

v. Eberhardt.

Der General der Infanterie und Kommandierende General Magnus v. Eberhardt verdiente sich das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse, und sein Bruder, der Generalmajor und Brigadekommandeur Gaspard v. Eberhardt, das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Der Vater der beiden Generale, der 1899 gestorbene Generalmajor z. D. Heinrich v. Eberhardt, erwarb sich das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse 1870 als Oberst und Kommandeur des Infanterie-Regts. Nr. 46. Ihr Großvater, Wilhelm v. Eberhardt, der 1867 als Generalleutnant a. D. starb, zeichnete sich als Fähnrich im Infanterie-Regt. von Sanitz in der Schlacht bei Jena so heldenmütig aus, daß er den Orden Pour le Mérite empfing. Er war der einzige in dieser Schlacht dekorierte Offizier. Er kämpfte dann im Befreiungskriege 1813 mit und erwarb sich als Premierleutnant im 2. Garde-Regt. z. F. das Eiserne Kreuz 2. Klasse.

v. Gostkowski.

Das Eiserne Kreuz erhielt jetzt Eugen v. Gostkowski, Oberst und Kommandeur des 2. Hannoverschen Feldartillerie-Rgts. Nr. 26. Sein Vater hatte es sich 1870 vor Metz als Batteriechef im Westfälischen Feldartillerie-Regt. Nr. 7 erworben. Der Großvater bekam es als Hauptmann der Kolberger Grenadiere beim Sturm auf Arnheim am 30. November 1813 für die Eroberung „zweier im Feuern begriffener feindlicher Kanonen".

Güntzel.

Der Hauptmann und Batteriechef Hans Güntzel erwarb sich 1914 in den Kämpfen bei Sedan das Eiserne Kreuz. Hauptmann Güntzel ist der Sohn des früheren Amts- und Gemeindevorstehers von Berlin-Wilmersdorf, nach dem eine dort gelegene Straße benannt ist, und der 1870 das Eiserne Kreuz erhielt. Der Großvater bekam es 1813.

v. Henning.

Der 16jährige Leutnant im Infanterie-Regt. Nr. 95, Udo v. Henning auf Schönhoff, erfocht sich in diesem Kriege das Eiserne Kreuz. Sein Vater, als Major z. D. in Gotha gestorben, hatte die Schleswiger Feldzüge, 1866 und 1870/71 mitgemacht und war ebenfalls Ritter des Eisernen Kreuzes. Der Großvater, der Regierungspräsident Gustav v. Henning auf Schönhoff in Gotha, war als 14jähriger Knabe seiner Mutter entlaufen, beteiligte sich an den Befreiungskriegen und erwarb sich das Eiserne Kreuz. Der Urgroßvater war der Oberst und Kommandeur des Regts. Sachsen-Koburg und Altenburg, der 1809 in Tirol in der Sachsenklemme fiel.

Grafen v. Kirchbach.

Hugo Ewald v. Kirchbach, seit 1880 Graf, kommandierte 1870/71 das 5. Armeekorps und erhielt, nachdem er für das Treffen von Weißenburg zum General der Infanterie befördert war, am 24. August 1870 im Quar.ier Robert

d'Espagne für die Schlacht bei Wörth das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Am 18. Oktober 1870, dem Geburtstage des Kronprinzen, der in Versailles gefeiert wurde, wurde dem General das Kreuz 1. Klasse für Sedan verliehen; es waren die ersten Kreuze 1. Klasse, die bei der 3. Armee ausgegeben wurden.

Der Sohn, Günther Emanuel Graf v. Kirchbach, 1914 Kommandierender General des X. Reservekorps, hatte 1870 bereits für Sedan das Eiserne Kreuz 2. Klasse erhalten, empfing am 30. August 1914 das Kreuz 1. Klasse „in Anerkennung Ihrer Leistungen an der Spitze Ihrer siegreichen Truppen" bei Namur und St. Quentin und wurde hier verwundet.

Der Enkel, Hans-Hugo Graf v. Kirchbach, 1914 Oberleutnant und Adjutant des 2. Garde-Regts. z. F., erhielt am 12. September 1914 das Eiserne Kreuz 2. Klasse für die Schlachten von Namur und St. Quentin und am 15. Dezember, nachdem er am 24. September bei Reims durch eine Fliegerbombe den linken Arm verloren, das Kreuz 1. Klasse für seine Tätigkeit als Regimentsadjutant und sein heldenmütiges Benehmen bei seiner schweren Verwundung.

Wir haben also wie bei der Familie v. Briesen auch bei den Grafen v. Kirchbach die Tatsache des Eisernen Kreuzes 1. Klasse in drei Geschlechtern.

v. Merkatz.

Hauptmann und Führer der Maschinengewehr-Abt. 1 (Breslau), Friedrich v. Merkatz, erhielt am Weihnachtstage 1914 in Rußland das Eiserne Kreuz 1. Klasse, nachdem er die 2. Klasse sich im September in Frankreich erworben hatte. Sein Vater, der verstorbene Major v. Merkatz, hatte sich das Eiserne Kreuz 2. Klasse 1870/71 verdient. Der Großvater erkämpfte es sich 2. und 1. Klasse 1813.

v. Puttkamer aus dem Hause Barnow.

In der dritten Generation schmückt jetzt das Eiserne Kreuz die Familie v. Puttkamer aus dem Hause Barnow mit dem 17jährigen Leutnant im Infanterie-Regt. Nr. 82, Georg-Jesco v. Puttkamer. Der junge Offizier war aus dem Kadettenkorps ins Regiment eingetreten und gleich ins Feld gezogen. Er zeichnete sich alsbald im Osten aus, erwarb sich das Eiserne Kreuz, wurde verwundet, setzte aber trotz eines Querschlägers über die Brust den Dienst nicht aus. Sein Vater, Major Feodor v. Puttkamer im Infanterie-Regt. Nr. 93, erhielt das Eiserne Kreuz am 7. September 1914 für Maubeuge, wo er an der Spitze seines Bataillons schwer verwundet zusammenbrach. Der Großvater, als Hauptmann a. D. im September 1914 83jährig gestorben, hatte es sich 1870 bei der Eroberung der Feste Longwy erworben.

v. Rauch.

Drei Brüder v. Rauch erhielten 1914 das Eiserne Kreuz: Alfred, Major und Bataillonskommandeur; Fritz, Hauptmann und Führer einer Maschinengewehr-Abt.; Roderich, Oberleutnant in einem Landwehrtruppenteil, vor Antwerpen gefallen. Ihr Vater, der Generalleutnant z. D. F. v. Rauch (gest. 1908), erwarb sich als Kommandeur der Braunschweiger Husaren 1870/71 beide Kreuze, und ebenso schmückten 1813/14 den Großvater, den im Jahre 1850 als General-

adjutant König Friedrich Wilhelms IV. verstorbenen Generalleutnant v. Rauch, das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse.

v. Romberg.

Ende November 1914 hat das Eiserne Kreuz 1. Klasse bei Czenstochau der dort schwer verwundete Major im Grenadier-Regt. König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pommersch.) Nr. 2, im Felde Kommandeur des 1. Bataillons (Stralsund), Wilhelm **Freiherr** v. Romberg, erhalten. Das Eiserne Kreuz 2. Klasse hatte er sich gleich seinen beiden gefallenen jüngeren Brüdern Hugo und Maximilian in den Kämpfen an der Aisne erworben. Der Vater der drei Brüder, Generalleutnant z. D. Wilhelm Frhr. v. Romberg zu Stettin, erfocht sich 1870/71 beide Kreuze. Der Großvater erhielt es 1815 als junger Offizier im 2. Grenadier-Regt. bei Belle-Alliance.

Schroeder.

Vater und Sohn: der Major im Infanterie-Regt. Nr. 156, Robert Schroeder, und der Leutnant im Feldartillerie-Regt. Nr. 4, Hans-Ludwig Schroeder, erhielten 1914 auf dem westlichen Kriegsschauplatze das Eiserne Kreuz. Der Großvater, Rittmeister Richard Schroeder-Fritzow, verdiente es sich 1870, und der Urgroßvater, Konsul Schroeder, erwarb sich den Dank seines Königs dadurch, daß er die belagerte Festung Kolberg mit Proviant und Pulver versorgte.

v. Trossell.

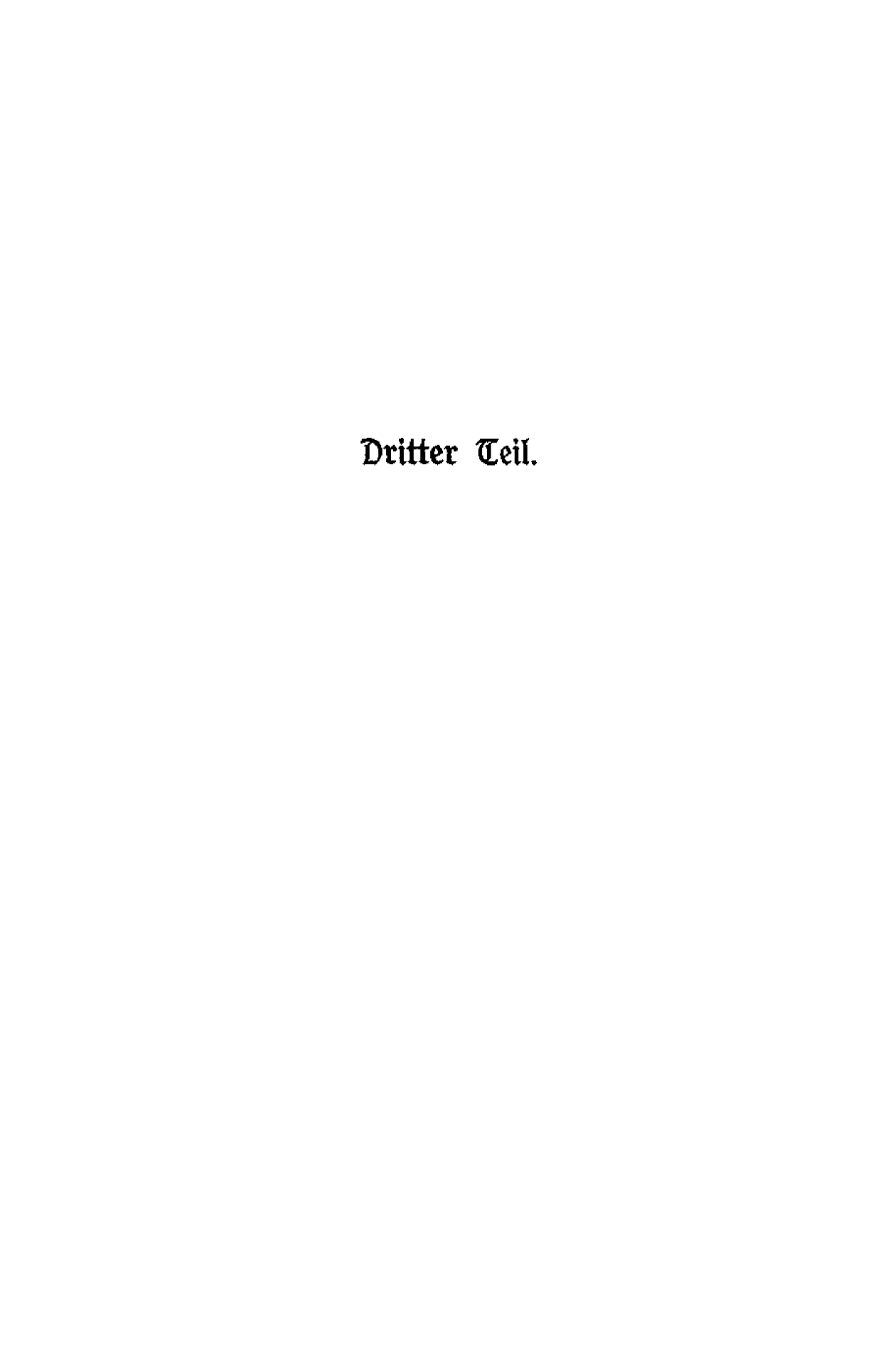
Generalleutnant und Kommandeur der 3. Infanteriedivision, v. Trossell, hat sich im jetzigen Kriege das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse erfochten. Seinem verstorbenen Vater wurden 1870 als Kommandeur der 7. Infanteriebrigade ebenfalls die beiden Kreuze und nach dem Gefecht von Pontarlier am 1. Februar 1871 der Orden Pour le Mérite verliehen. Der Großvater hatte die Feldzüge 1806/7 und 1813/15 im Regt. Bayreuth-Dragoner (jetzt Kürassier-Regt. Königin) mitgemacht; auch er war mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden.

Tschepel.

Am 29. Oktober 1914 erhielt Vizefeldwebel d. R. und Offizierstellvertreter Max Tschepel vor Nieuport das Eiserne Kreuz. Von den zahlreichen Brüdern seines Vaters, der wegen einer auf der Jagd erlittenen Verletzung nicht Soldat werden konnte, fiel der älteste in den 1840er Jahren im Kampf gegen aufrührerische Polen, die andern machten den Krieg 1870/71 mit und erwarben sich das Eiserne Kreuz. Der Großvater erkämpfte es sich in den Befreiungskriegen.

*

Bendemann. Grafen Finck v. Finckenstein. Gillet. Graewe. v. Hake. v. der Hardt. v. Holwede. Hootz. Keibel. v. Kielebusch-Steinhöfel. v. Klatz. v. Korff. v. Lüderitz. v. Lützow. v. Mellenthin. v. Plehwe-Dwarischken. v. Quadt. v. Schleicher. v. Schmidt. Fürsten v. Schönburg. v. Schroeder. v. Schwedler. v. Stutterheim. Grafen v. Waldersee. v. Wolzogen. v. Zamory. v. Zollikofer-Altenklingen u. a.



Dritter Teil.

1914/15.

Das Eiserne Kreuz.

Von Rudolf Presber.

Und mögen Orden gleißen,
Des Goldwerts sich bewußt,
Das schlichte Kreuz von Eisen
Schlägt all sie auf der Brust.
Kein andres ist zu achten
Ihm gleich an seltnem Wert,
Das in der Not der Schlachten
Den Mann und Kämpfer ehrt!

Es faßt nicht Edelsteine,
Es schließt kein Kleinod ein;
Von keinem goldnen Scheine
Will es umfunkelt sein.
Wo treu die Herzen klopfen,
Da schmückt es Mann um Mann;
Vom Blut ein roter Tropfen
Klebt heimlich nur daran.

An der Entscheidung Tage
Ein König hat's geweiht,
Daß es der Kämpfer trage,
Der Sieger großer Zeit.
Den blut'gen Weg der Ehre
Von seinem Eisen lies:
„Katzbach und La Rothière,
Montmartre und Paris ...“

Zu Deutschlands Auferstehen,
Da es vom Zwist genas,
Hoch auf den Spicherer Höhen
Und in dem Tal der Maas,
Die dort in weißen Bärten,
Das Kreuz am schwarzen Band,
Des Kaisers Kampfgefährten,
Waren sie ausgesandt!

Wohlan, heraus den Degen!
Vorwärts in festem Tritt!
Nehmt solcher Väter Segen
In eure Schlachten mit!
Und wenn die Mörser krachten,
In Not und Feuerschein,
Der alte Gott der Schlachten
Wird wieder mit euch sein.

Der Sturm wühlt in den Eichen,
Es gilt uns heil'gen Krieg —
Glaubt: dieses Kreuzes Zeichen
Führt deutsche Kraft zum Sieg!
Zieht aus! und, wert der Ahnen,
Kehrt heim in Siegerlust,
Das Kreuz an euren Fahnen,
Das Kreuz auf eurer Brust!

Das Eiserne Kreuz I. Klasse.

Von deutschen Kriegs- und Heldentaten 1914/15.

Von Ernst Boerschel.

Mit Berichten und Schilderungen.

„In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigentümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Übel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmütigkeit herabsank, bewährt der hohe Mut, welcher jetzt jede Brust belebt, und welcher nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend ausharren konnte."

König Friedrich Wilhelm III. in der Stiftungsurkunde des Eisernen Kreuzes vom 10. März 1813.

Das Eiserne Kreuz erster Klasse ist das stolzeste Ehrenzeichen, das die Brust eines deutschen Mannes zieren kann.

Es ist wie das Eiserne Kreuz zweiter Klasse nicht an Rang und Stand gebunden. Auch in diesem Kriege trägt es der oberste Kriegsherr und der einfache Soldat. Es wird erworben durch Verdienst, und die einzige Voraussetzung ist, daß es nicht sogleich, sondern erst nach Erwerbung des Eisernen Kreuzes zweiter Klasse bei erneuter hervorragender Tat verliehen wird. Aber Ausnahmen gelten auch hier. Einer Reihe von Fürstlichkeiten und siegreichen Generalen hat der Kaiser beide Kreuze zusammen verliehen. Die Helden Otto Weddigen („U 9"), Karl v. Müller („Emden"), Graf v. Spee (Coronel), Meyer-Waldeck (Tsingtau) u. a. empfingen ebenfalls beide Kreuze zugleich. General

v. Emmich und v. Beseler erhielten zuerst den Orden Pour le Mérite und später das Eiserne Kreuz erster Klasse. Ein Zeichen, daß das Eiserne Kreuz außerhalb jeder Ordensreihe steht und als ein „eigentümliches Monument" auch im jetzigen Kriege gilt. Es ist verknüpft nicht nur mit den einzelnen Vorgängen des Kampfes, sondern mit der Stimmung unseres Krieges, die wie 1870 und 1813 in der eisernen Not der Zeit liegt und in der eisernen Befreiung von den Ketten, die man uns schmiedete. Es glänzt als das hehre Zeichen über die Erhebung unseres Volkes, und wer es sich an die Brust heften darf, hat durch seine Tat an der Befreiung und Wohlfahrt seines Vaterlandes mitgearbeitet.

In den drei Jahren der Befreiungskriege wurden am schwarzen Bande im ganzen 635 Eiserne Kreuze erster Klasse verliehen. 1870/71 waren es 1296. Im jetzigen Kriege waren bis Ende 1914 bereits über 1500 Kreuze erster Klasse ausgegeben worden. Das Verhältnis ist bei den Millionenheeren, die heute im Felde stehen, und bei den gesteigerten Anforderungen an den Einzelnen nicht größer geworden. Das Eiserne Kreuz erster Klasse ist in diesem Kriege nicht „leichter" zu erwerben als in den Kriegen vorher. Jeder ist in diesem Kriege ein Held. Manch einer mag vor dem andern durch die günstige Gelegenheit bevorzugt worden sein, sich zum Eisernen Kreuz zweiter Klasse das Kreuz erster Klasse zu erwerben. Hat er dann den Augenblick erkannt und seine zweite Tat getan, so war sie sein, und er hat das Verdienst mit sich genommen. Der moderne Krieg ist kein Ringkampf, in dem die rohen Kräfte, Mann gegen Mann, den Vorteil entscheiden. Sie sind durch die Technik, von der ziemlich allein noch die Mordwaffen des Krieges geleitet werden, dem einzelnen Soldaten fast abgenommen. Er kann persönlich nur etwas leisten durch seine moralische Überlegenheit: Unerschrockenheit, Zähigkeit, Kameradschaftlichkeit, Opferfreudigkeit, Treue, Vaterlandsliebe, kurz durch restlose Hingabe an die Sache — sie können wir aus den einzelnen Taten, deren Schilderungen wir lesen werden, entnehmen. Sie machten zur Heldentat, was ohne sie Draufgängerei und Verwegenheit gewesen wäre. Es ist Heldentum, beim Heranschleichen an die feindliche Stellung angesichts der eigenen Lebensgefahr nur den einen Gedanken zu haben, unter allen Umständen die versteckte feindliche Batterie zu erkunden, weil sie das Leben Hunderter von Kameraden bedroht. Es ist Heldentum, den verwundeten Hauptmann aus der Feuerlinie zu holen und im Kugelregen an nichts

anderes als an dessen Rettung zu denken. Sein Leben für andere zu wagen und es hinzugeben, wenn nur die Sache gewinnt, erhöht erst die Tapferkeit zum Heldentum.

Die folgenden Blätter sind angefüllt mit solchem Heldentume. Es erscheine den beteiligten Helden als ihre selbstverständliche Pflicht, dem heranwachsenden Geschlechte aber leuchte es als Beispiel!

Das Eiserne Kreuz erster Klasse gebührt natürlich jedem hervorragenden Verdienst im Kriege, mag es auch nicht im mörderischen Granatfeuer erworben sein. Mit Recht hatte es sich für seine charaktervolle politische Tätigkeit der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg verdient, dem es der Kaiser nach der Reichstagssitzung vom Dezember 1914 verlieh. Mit vollem Rechte der Inhaber der Firma Krupp, Herr Krupp v. Bohlen und Halbach, für die Schärfung unserer schweren Waffe. Krupp hat dem deutschen Fleiße und Erfindergeist neuen Weltruhm gesichert. Seine „sagenhaften Brummer" waren die böseste Überraschung für unsere Feinde. Unsere Heerführer erhielten vielfach zuerst den Orden Pour le Mérite und dann das Eiserne Kreuz erster Klasse. Manche von ihnen besaßen das Eiserne Kreuz zweiter Klasse schon von 1870/71 her, so daß sie nunmehr sogleich das Kreuz erster Klasse empfangen konnten. Hindenburg war unter ihnen und der Eroberer der Lüfte, Graf v. Zeppelin, der sich sein Eisernes Kreuz zweiter Klasse 1870 in den Kämpfen vor Paris erworben hatte. Sie tragen nun ihr Eisernes Kreuz erster Klasse als die tatkräftigen Genies, die uns ein höherer Wille für diesen Krieg vorbehalten hatte.

Auch sämtlichen deutschen Bundesfürsten verlieh der Kaiser das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse, als den Lenkern ihrer Staaten und den gewissenhaften Pflegern und Förderern unserer deutschen Wehrmacht. Der Kaiser selber legte das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse am 1. November 1914 an, als König Ludwig von Bayern es ihm im Namen der deutschen Bundesfürsten angetragen hatte.

Aus unsern regierenden deutschen Fürstenhäusern haben sieben Prinzen den Heldentod in der Schlacht gefunden, drei haben sich als siegreiche Armeeführer bewährt, die andern stehen mitkämpfend bei ihren Regimentern. Von unsern Generalen sind einige gefallen, mehrere verwundet, viele tragen aus dem jetzigen Kriege das Eiserne Kreuz beider Klassen. Die Verlustliste belehrt uns, daß unsere Offiziere die letzten sind, die sich schonen, und jeder von ihnen, der das Kreuz erster Klasse

an seiner Brust trägt, hat es sich verdient wie der einzelne Soldat. Die Aufgaben sind mannigfach, und jede ist schwer. Die Führung der Millionenheere mag vorher von einem sorgsam arbeitenden Generalstabe aufs gründlichste erwogen worden sein und wird dennoch die Methoden, die der Krieg selber neu hervorbringt, niemals voraussehen können. Unsere Heeresleitung war daher zur Ausführung des Kriegsplans bei aller Schulung und Vorbereitung auf die Bewährung der Persönlichkeit angewiesen. Das Wesen geistiger und sittlicher deutscher Erziehung offenbarte sich und schuf uns zur großen Tat die rechten Männer: v. Hindenburg, Ludendorff, v. Kluck, v. Bülow, Kronprinz Rupprecht, Kronprinz Wilhelm, Herzog Albrecht, v. Heeringen, Wichura, v. Beseler, v. Eichhorn, Litzmann, v. Mackensen, Woyrsch, v. Lochow, v. Emmich; Weddigen, Karl v. Müller, v. Mücke, Graf Spee, Meyer-Waldeck u. a.

Es ließ in dem einen Gedanken an das Vaterland die unsterblichen Gaben des deutschen Volkscharakters mächtig werden und einen jeden in dem ihm zugeteilten Wirkungskreise heldenmütig sich selber erproben. In einem Wirkungskreise, der oft noch keinerlei Kriegserfahrung hatte. Unserer Marine, die zum erstenmal in der Geschichte entscheidend in einen deutschen Krieg eingegriffen hat, gebührt ein eigenes Kapitel. Auch die Luft starrt neu in Waffen; zu Lande ist ein ungeahnter Minenkrieg eröffnet; die Maschinengewehre mähen Leichenfelder; aus den weißen Wölkchen der Schrapnelle speit Verderben herab; vor den ins Regellose gesteigerten Kalibern der schweren Geschütze zerschellen Panzertürme wie Glas; Stacheldrahtverhaue, Wolfsgruben und Flatterminen säen auf Schritt und Tritt den Tod... und alles schier unsichtbaren Ursprungs aus Höhen und Tiefen. Denn das weite Schlachtfeld erscheint öde und entlößt von Truppenmassen. In der Erde, eingegraben, liegen die Heere. Stellungen können nur hinter der Front vorgenommen werden, und — ein Fliegerkampf beginnt, um sie vor dem Feinde geheimzuhalten. Kaum noch kann sich die Tapferkeit des Einzelnen betätigen. Um so mehr wiegt und wirkt sie. Auf offenem Felde, wo jede Gestalt und Bewegung sichtbar wird, sehen wir die Freiwilligen sich an die feindlichen Stellungen heranschleichen, versteckte Batterien auskundschaften, Telephonanlagen zerstören und befestigen. Mörderisches Feuer dringt auf sie ein, aber sie vollenden ihre Arbeit. Sie wissen, daß sie mit einem Maschinengewehr, dessen verdeckte Stellung sie erkunden, und das nun zum Schweigen gebracht wird, Hunderten von Kameraden das Leben retten. Im Gewühl der Schlacht finden sie dann

Raum zu neuen Taten. Sie schwimmen über Flüsse und Kanäle, um dem Feind Schaden zuzufügen, reißen unter Brücken die schon entzündeten Minen weg, machen unerschrocken Gefangene, schleppen ihren verwundeten Hauptmann aus der Feuerlinie, überbringen im Prasseln der Granaten wichtige Meldungen, stellen zerschossene Fernsprechleitungen wieder her, erobern tollkühn feindliche Geschütze, retten ihre Kameraden. Was sie tun, geht über ihre Pflicht; es ist Heldentum. Die Wiederholung zeigte sie nicht kleinmütiger, und das Vaterland dankt ihnen durch sein würdigstes Ehrenzeichen: das Eiserne Kreuz erster Klasse.

Nicht der Ruhmredigkeit soll unser Buch dienen. Von den großen Schlachten und Siegen dieses Krieges ist nur die Schilderung einiger ausgewählt, und auch von den einzelnen Heldentaten ist nur ein kleiner Teil aufgenommen worden. Sie stehen und zeugen für alle übrigen. Denn wer wollte behaupten, daß die Kämpfe um Namur und Maubeuge weniger heiß gewesen sind als die Kämpfe um Lodz? Wer wollte den Stürmern an der Yser weniger Heldenmut zubilligen als den Siegern an den Masurischen Seen? Wer wagte es, den vielen Ungenannten, die der Rahmen dieses Buches nicht fassen konnte, die Hingabe und die Opferfähigkeit abzusprechen vor denen, die mit ihren Taten der Zufall dem Herausgeber nahegeführt hat? Die Auswahl ist ohne Vorurteil erfolgt. Fast allen Schilderungen lagen die Berichte der Beteiligten selber zugrunde. Vermieden zwar wurde alles, was irgendwie prahlerisch anmuten konnte. Nur der wahre heldenmütige Sinn sollte gelten; nicht das Grausen des modernen Krieges oder spannende Schauergeschichten sollten in grellen Bildern entrollt werden. Dazu ist dieser Krieg zu heilig, und die deutsche Volkskraft, die ihn unter Blut und Tränen bewältigte, zu teuer. Das spätere Geschlecht soll sich rein an ihm stärken und den Ruhmesglanz, der von ihm ausgeht, als eine Verantwortlichkeit für unsere Zukunft in sich tragen!

Damit immerdar gelte, was in der ersten Stiftungsurkunde des Eisernen Kreuzes ehrend bekräftigt ward: „Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Übel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmütigkeit herabsank, bewährt der hohe Mut, welcher jetzt jede Brust belebt, und welcher nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend ausharren konnte."

* * *

Voran der Kaiser.

Am 1. November 1914 veröffentlichte die „Bayerische Staatszeitung" in München folgenden Depeschenwechsel zwischen König Ludwig III. von Bayern und dem Deutschen Kaiser:

König Ludwig von Bayern telegraphierte:

Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser, Großes Hauptquartier.

Euere Kaiserliche und Königliche Majestät hatten die außerordentliche Güte, Mich durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes 2. und 1. Klasse auszuzeichnen. Dieser neuerliche Freundschaftsbeweis, in dem Ich die Anerkennung Meiner Armee erblicke und für den Ich Euerer Majestät Meinen tiefempfundenen herzlichen Dank ausspreche, hat Mich mit besonderer Freude erfüllt. Das gibt Mir besonderen Anlaß, Euerer Majestät eine Mir am Herzen liegende Bitte zu unterbreiten. Diese Bitte, bei der Ich Mich eins weiß mit allen deutschen Bundesfürsten, geht dahin, daß Euere Majestät die hohe Kriegsauszeichnung des Eisernen Kreuzes 2. und 1. Klasse, die jetzt die Brust so vieler tapferer deutscher Krieger ziert, als oberster Bundesfeldherr zur Ehre der ruhmreichen deutschen Armee auch persönlich anlegen möchten. Gott sei auch fernerhin mit Euerer Majestät und mit unserem tapferen Heere! Ludwig.

Der Kaiser antwortete:

An des Königs von Bayern Majestät, Leutstetten, Schloß.

Euere Königliche Majestät haben die Güte gehabt, Allerhöchstsich eins wissend mit den deutschen Bundesfürsten, Mich zu bitten, das Eiserne Kreuz anzulegen. Ich danke Euerer Majestät herzlichst dafür. Ich werde das Kreuz von Eisen tragen im Andenken an die Entschlossenheit und Tapferkeit, welche die deutschen Stämme in unserm Kampfe um Deutschlands Ehre auszeichnet. Gott sei auch fernerhin mit uns! Wilhelm.

Aus aller Deutschen Händen hat mit der Anregung König Ludwigs von Bayern der Kaiser das Eiserne Kreuz empfangen. Die deutschen Fürsten, die es ihm antrugen, waren die Sprecher des ganzen deutschen Volkes. Denn die Nation ist in diesem Kriege eins geworden und schart sich um den Kaiser als ihren Führer.

Wir tun es nicht um den äußeren Schmuck. Wir wissen, was wir dem gekrönten Träger deutscher Reichsidee an Ehrerbietung schuldig sind, und ermessen die geschichtliche Weihe, die den Enkel hoher Ahnen umgibt. Wir halten persönlicher zu ihm. Wir sind mit unserm Vertrauen und unserer Gesinnung an ihn gebunden und empfinden, daß er zu uns gehört, wie das Vaterland selber. Er hat uns nicht im Stich gelassen. Er hat sich bewährt als der hohenzollernsche Markgraf und König, dessen einziges Gebot die Pflicht ist. Nachdem er es seit dem ersten Tage seiner Regierung unermüdlich und unbeirrt betätigt hatte, hat er es in

seinem unbesiegbaren Glauben an seine Aufgabe und unser Volk nach dem großartigen Ergebnis der zweiten Kriegsanleihe ausgesprochen: daß es ihn stolz mache, „der erste Diener einer solchen Nation" zu sein. Wir wollen dieses friderizianische Bekenntnis aus des Kaisers Munde in Ehren halten! Sein Wort nach der Thronrede am 4. August 1914 zu den im Weißen Saale des Schlosses um ihn versammelten Reichstagsabgeordneten: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche" wollen wir ihm bewegt zurückerstatten. Es gibt heute auch keine Parteien mehr für ihn selber, der sich vom Ausbruch des Krieges bis zur letzten Stunde alles in allem als König, Mann und Mensch erwiesen hat. Der Krieg macht uns gewahr, wie die Regierungstätigkeit Kaiser Wilhelms II. nicht bloß eine Tagesleistung unter Erwägung der jeweiligen Umstände gewesen ist, sondern wie bei ihm die Arbeit im Hinblick auf die Zukunft und in gründlicher Beobachtung der ganzen Lage geleistet worden war. Die Kräfte des deutschen Volkes hatten in ihm einen Verwalter gefunden, der für ihre Bewegung und Fortentwicklung gesorgt hatte. Jetzt konnte uns kein Nörgler mehr über die geernteten Früchte hinwegtäuschen. Neid und Mißgunst der Feinde hatten die Oberhand behalten, aber darunter bebte die Furcht vor dem starken, einigen und sittlich so unfaßbaren Deutschland.

Unter den Segenswünschen des ganzen deutschen Volkes verließ der Kaiser am 16. August 1914 Berlin, um sich auf das Feld der Ehre zu begeben. „Ich vertraue fest auf Gottes Hilfe", das klang aus seinen Abschiedsworten an die Berliner wider, wie es von der ersten Stunde des Krieges an seine demütige Zuversicht auf einen höheren Willen immer gestärkt hatte. Mit diesem Bekenntnis im Herzen und auf den Lippen war er am 31. Juli nachmittags, als das drohende Gewitter nicht mehr aufzuhalten war, auf dem Balkon des Königlichen Schlosses vor sein Volk getreten, und in diesem Bekenntnis konnte er vor sich selber bestehen, als er in der Thronrede den Reichskanzler die Worte sprechen ließ: „Mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert." Kein einziger unserer Feinde hatte den Mut, so unerschrocken ins Licht des Sittlichen seine Gesinnung zu stellen. Kein einziger hatte die Verantwortung gefühlt, die bei Beginn eines so furchtbaren Völkerkrieges vor der höheren Macht notwendig ist, die die Wage hält über Gut und Böse. Der Deutsche Kaiser aber hat sich die Nächte durch gequält mit dem Gedanken, ob er rein dastehe gegenüber der Prüfung, die über sein Volk kommt. Er hat, als er nach der Kriegszustands-Erklärung von Pots-

dam nach Berlin übersiedelte, in seinem Wagen gesessen als ein Mann, der ein Schicksal von Millionen auf seinen Schultern zu tragen schien. Er hatte während der letzten Verhandlungen mit dem Zaren seine heiligste Erinnerung, den Geist seines erhabenen Großvaters, als Zeugen seines reinen Willens angerufen. Als dann am 21. August bei Metz der erste große Sieg den deutschen Waffen beschieden war, telegraphierte der Kaiser nicht in Genugtuung, sondern in Demut an die greise Großherzogin von Baden, seine erlauchte Tante, daß Gott das deutsche Volk sichtbar gesegnet habe. „Antwerpen heute nachmittag ohne Kampf besetzt. Gott sei für diesen herrlichen Erfolg in tiefer Demut gedankt. Ihm sei die Ehre", lautete in der gleichen Selbstentäußerung nach der Eroberung Antwerpens die Mitteilung an die Großherzogin Luise, die Tochter seines Großvaters.

Voran der Kaiser. Der Kaiser hat immer daran gearbeitet, der Führer seines Volkes im höheren Sinne zu sein. Sein umfassender Geist hat alles zu verwerten gesucht, was Deutschland vorwärts zu bringen imstande war. Als nach dem Spiel der Heuchelei England sein wahres Gesicht entfaltete, war für jeden unsere Marine eine Beruhigung, und jeder schrieb das Verdienst an der Bedeutung unserer Marine unumwunden dem Kaiser zu. Als wie eine sichere Maschine in den ersten Mobilmachungstagen der Organismus unserer Armee arbeitete, erkannte jeder den Kaiser als den König und Soldaten, der auch hinsichtlich der Bereitschaft und Zucht des Heeres sein Werk in wachsamer Voraussicht geleistet hatte. Aber als es darauf ankam, die Gewalt der Waffen mit der Kraft zu stählen, die allein den Sieg verbürgt: mit der moralischen Überlegenheit, da sah unser Volk ebenfalls auf ihn als seinen Führer. Wahrhaft mit dem Kaiser an der Spitze zog Deutschland in den Krieg, und als König Ludwig von Bayern den Kaiser bat, das höchste Ehrenzeichen, das die Brust eines Deutschen schmücken kann, das Eiserne Kreuz, anlegen zu wollen, reichten wir alle es dem Kaiser dar als Dank und Verdienst für das, was wir den Charakter dieses Krieges nennen. Wie haben sich die getäuscht, deren Unverständnis von der wahren Gesinnung dieses Mannes geglaubt hatte, er werde die Macht als oberster Kriegsherr für sich persönlich zu gebrauchen wissen! Wieviel schwerer hat er sich sein Amt gemacht, in Zurückhaltung und Selbstzucht die Dinge den Gang gehen zu lassen, den ihnen in den militärischen Einzelheiten eine jahrelange peinliche Generalstabsarbeit vorgeschrieben hatte.

Der Kaiser ist im Felde der erste Soldat und wird dort von seinem Volk in Waffen umjubelt. Er waltet als der Träger preußischer Tradition da draußen, gibt den Truppen das Vorbild opferfreudiger Pflichterfüllung, schont seine eigenen Söhne nicht und pflanzt das Gefühl der Kameradschaftlichkeit in die gewaltigen Massen des Heeres, damit sie nicht verlernen, sich eins zu fühlen und als ein Volk zusammenzustehen für die eine Sache des Vaterlandes. Auch hier ist der Kaiser das Gewissen der Armee, das so blank wie unsere Waffen selber ist, und das für uns Zuversicht auf Sieg und Ruhm bedeutet. Er achtet auf das Geringste, und so ernst sein Gesicht ist, wenn es die Sache gilt, so herzerfrischend kann es lachen, wenn er seine Landwehrmänner begrüßt und sie ihm auf seine Fragen ihre ungezwungenen Antworten geben. Vom frühen Morgen bis in die Nacht ist der Kaiser an der Arbeit. Er kennt jede Stellung seines Heeres und beherrscht die ganze Lage des Krieges. Aus Feldpostbriefen ist manche Parade bekannt geworden, die der Kaiser im Felde abgenommen, und manches markige Wort, das er dabei zu seinen Soldaten gesprochen hat. Der Bericht eines Artilleristen sei hier wiedergegeben, den Anfang Dezember 1914 die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" veröffentlicht hat: „.... Gestern abend 10 Uhr große Überraschung, unser Befehlsempfänger kommt mit der Nachricht, daß heute Parade vor dem Kaiser stattfindet. Und dem war so. Unsere Offiziere sprach er auf das Eiserne Kreuz hin an. Einfach, zu Fuß, Autos folgend, im Straßenschmutz der tauigen Straße, wir hoch zu Pferd. Und doch das Überwältigende des Herrschers. So sah ich ihn noch nie. Es sind alles Märchen, die von alt und grau geworden sprechen; ich wünschte mir nur einen Teil seiner Kraft. Ich glaube, ich sah nie ein so energisches, starkes und festes Gesicht. Ein ganzer Herrscher! Wilhelm der Sieger! Dabei schmaler, stolzer im Profil, als jedes Bild bisher mir zeigte. In Berlin hörte mein Bruder einst ein Wort nach des Kaisers erster Ansprache Ende Juli: ‚Ein solcher Kaiser ist ein halber Sieg'. Wie wahr!"

An größeren Kämpfen hat der Kaiser in Frankreich bei Nancy und Soissons und in Ostpreußen an der Winterschlacht in Masuren teilgenommen. Er hat nach der neuntägigen Winterschlacht in Masuren mit den Siegern seinen Einzug in Lyck gehalten. Die Szene, die sich nun zwischen den Truppen und dem Kaiser abspielte, ist uns ausführlicher beschrieben worden. Sie gehört zu dem, was unsern Feinden unerreichbar bleibt: nämlich daß unser Heer sich in dem alten Geist der Treue immer wiederfindet, die seit Vätertagen den König nicht vom Vaterlande trennt. — —

Der Kaiser bei den Siegern in Masuren.

„Einen wichtigen Abschnitt der Winterschlacht in Masuren bildeten die Kämpfe in und um Lyck, das den Russen einen festen Stützpunkt geboten hatte. Unsern Truppen gelang es unter den Augen des an der Front weilenden Obersten Kriegsherrn am 14. Februar 1915, den Feind aus seinen Stellungen um die Stadt zu werfen.

Kaum waren die Sieger in die Stadt eingezogen, da erschien auch der Kaiser und traf dort auf der Hauptstraße und dem Marktplatz neben zahlreichen russischen Gefangenen Teile der 11. Landwehrdivision und der 2. Infanteriedivision, insbesondere das ruhmgekrönte ostpreußische Füsilier-Regiment Graf Roon Nr. 33 auf dem Marktplatz. Inmitten der zerschossenen Häuser und der stark beschädigten Kirche spielte sich eine ergreifende, denkwürdige Szene ab, die allen Zeugen derselben unvergeßlich bleiben wird. Die soeben aus schweren Kämpfen kommenden, von Schmutz und Blut bedeckten Krieger drängten sich jubelnd um den Kaiser, der viele der Mannschaften und alle anwesenden Offiziere ansprach.

Plötzlich drangen die erhabenen Klänge der Volkshymne und darauf des „Deutschland, Deutschland über alles" aus vielen tausend Kehlen zum Himmel empor. Alle Mauern und Fensteröffnungen der zerschossenen Häuser waren mit Soldaten besetzt, die ihren Kaiser sehen wollten. Die Größe des Augenblicks kam allen zum Bewußtsein, die Truppe schien alle ausgehaltenen Strapazen gänzlich vergessen zu haben. Hinter den Reihen der um ihren Kaiser gescharten Soldaten standen Hunderte von russischen Gefangenen mit ihren phantastischen, vielgestalteten Kopfbedeckungen und ebenso verschiedenen Gesichtszügen, die Völkerstämme ganz Asiens repräsentierend.

Der Kaiser kommandierte nun „Stillgestanden" und hielt eine kurze, markige Ansprache an seine lautlos ihn umstehenden Soldaten. Hinter dem Kaiser ragte als Ruine die ziegelrote, im Ordensstil erbaute Kirche auf, deren mächtiger Kirchturm völlig ausgebrannt und deren Dachstuhl zerstört war. Die Häuserreihen rechts und links Seiner Majestät waren bis auf die Grundmauern niedergebrannt, verkohlende Balken ragten gen Himmel. Inmitten dieses Bildes der Zerstörung war nur eines erhalten geblieben: das Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Feldzuges 1870/71, geschmückt mit dem Friedensengel und dem Eisernen Kreuz.

Beim Ausgang der Stadt begegnete der Monarch dann noch zwei einziehenden Bataillonen des Pommerschen Grenadier-Regiments Nr. 2 mit ihren zerschossenen Fahnen. An der Seite der Straße stellten sich die Truppen in einem offenen Viereck auf, in dessen Mitte der Kaiser trat, um seinen tapferen Grenadieren Dank und Anerkennung auszusprechen. Sie hätten das in sie gesetzte Vertrauen glänzend gerechtfertigt und sich ihrer Vorfahren würdig erwiesen, die 1870 wie vor hundert Jahren in gleicher Gesinnung durch unerschütterlichen Mut und Einsetzen der vollen Manneskraft das Vaterland vor dem Feinde beschützt hätten. Er sei gewiß, daß sie mit der gesamten Heeresmacht auch weiterhin nicht nachlassen würden, den Feind zu schlagen, wo er sich zeige, bis er völlig niedergerungen sei.

Donnernd fiel das Regiment in das von seinem Kommandeur, Grafen Rantzau, als erneutes **Gelöbnis der Treue** bis zum Tode ausgebrachte Hurra auf den Allerhöchsten Kriegsherrn ein." (W. T. B.)

* * *

Deutsche Fürsten im Felde.

1.

Vier Siegesdepeschen.

Berlin, 21. August 1914.

Unter Führung Seiner Königlichen Hoheit des **Kronprinzen von Bayern** haben Truppen aller deutschen Stämme gestern in Schlachten zwischen Metz und den Vogesen einen Sieg erkämpft. Der mit starken Kräften in Lothringen vordringende Feind wurde auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten geworfen. Viele Tausende von Gefangenen und zahlreiche Geschütze sind ihm abgenommen.

Der Gesamterfolg läßt sich noch nicht übersehen, da das Schlachtfeld einen größeren Raum einnimmt als in den Kämpfen von 1870/71, wo es unsere gesamte Armee in Anspruch nahm. Unsere Truppen, beseelt von unaufhaltsamem Drang nach vorwärts, folgen dem Feind und setzen den Kampf auch heute fort. (W.T.B.)

*

Berlin, 23. August.

Nördlich Metz hat der **deutsche Kronprinz**, mit seiner Armee zu beiden Seiten von Longwy vorgehend, den gegenüberstehenden Feind gestern siegreich zurückgeworfen.

Die in Lothringen siegreiche Armee unter Führung des Kronprinzen von Bayern hat auf der Verfolgung des geschlagenen Feindes die Linie Lunéville-Blâmont erreicht und setzt die Verfolgung fort.

Vor Namur donnern seit vorgestern abend die deutschen Geschütze.

(W.T.B.)

*

Berlin, 24. August.

Die Truppen, die unter Führung des Kronprinzen von Bayern in Lothringen gesiegt haben, haben die Linie Lunéville-Blâmont-Cirey überschritten. Das 21. Armeekorps ist heute in Lunéville eingezogen.

Die Verfolgung beginnt reiche Früchte zu tragen. Außer zahlreichen Gefangenen und Feldzeichen hat der an und in den Vogesen vorgehende linke Flügel bereits 150 Geschütze erbeutet.

Die Armee des deutschen Kronprinzen hat heute den Kampf und die Verfolgung vorwärts Longwy fortgesetzt.

Die zu beiden Seiten von Neufchâteau vorgehende Armee des **Herzogs Albrecht von Württemberg** hat heute eine über den Semois vorgedrungene französische Armee vollständig geschlagen und befindet sich in der Verfolgung. Zahlreiche Geschütze, Feldzeichen und Gefangene, darunter mehrere Generale, sind ihr in die Hand gefallen.

Westlich der Maas sind unsere Truppen im Vorgehen gegen Maubeuge. Eine vor ihrer Front auftretende englische Kavalleriebrigade ist geschlagen.

Der Generalquartiermeister v. Stein. (W.T.B.)

*

Großes Hauptquartier, 14. September.

General v. Hindenburg telegraphierte an Seine Majestät:

Die Wilnaer Armee — 2., 3., 4., 20. Armeekorps, 3. und 4. Reservedivision, 5 Kavalleriedivisionen — ist durch die Schlacht an den Masurischen Seen und die sich daran anschließende Verfolgung vollständig geschlagen.

Die Grodnoer Reservearmee — 22. Armeekorps, Rest des 6. Armeekorps, Teile des 3. sibirischen Armeekorps — haben in besonderem Gefecht bei Lyck schwer gelitten.

Der Feind hat starke Verluste an Toten und Verwundeten. Die Zahl der Gefangenen steigert sich. Die Kriegsbeute ist außerordentlich. Bei der Frontbreite der Armee von über 100 Kilometer, den ungeheuren Marschleistungen von zum Teil 150 Kilometern in 4 Tagen, bei den sich auf dieser ganzen Front und Tiefe abspielenden Kämpfen kann ich den vollen Umfang noch nicht melden. Einige unserer Verbände sind scharf ins Gefecht gekommen. Die Verluste sind aber doch nur gering. Die Armee war siegreich auf der ganzen Linie gegen einen hartnäckig kämpfenden aber schließlich fliehenden Feind.

Die Armee ist stolz darauf, daß ein kaiserlicher Prinz in ihren Reihen gekämpft und geblutet hat. v. Hindenburg. (W.T.B.)

Der kaiserliche Prinz, den Hindenburgs Siegesdepesche nennt, war Prinz Joachim von Preußen, des Kaisers jüngster Sohn. Der Prinz, bei den 14. Husaren, war als Ordonnanzoffizier dem 11. Armeekorps zugeteilt und wurde am 9. September 1914 in dem Gefecht bei Schätzels in Ostpreußen durch einen Schrapnellschuß am Bein verwundet. Er erhielt das Eiserne Kreuz zweiter Klasse; als er geheilt wieder ins Feld rückte, das Kreuz erster Klasse.

Die drei fürstlichen siegreichen Armeeführer empfingen das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse alsbald nach ihren Siegen.

Der deutsche Kronprinz, den sein kaiserlicher Vater bei Ausbruch des Krieges mit der Führung der 5. Armee ausgezeichnet hatte, hat seine Aufgabe bei Longwy ernst und glänzend gelöst. Diesem von allen soldatischen Tugenden durchdrungenen und bei allem frohen Reitergeist vom kategorischen Imperativ hohenzollernscher Pflicht geleiteten Manne hat seine erste Waffentat jeder Deutsche aufrichtig gegönnt. Mit hellem Jubel wurden am 2. September 1914 die kronprinzlichen Siegeszeichen in Berlin begrüßt. Als dann bei dem naßkalten Herbst-

wetter ein Telegramm des Kronprinzen die Berliner bat, seinen Soldaten Rum und Wollsachen zur Erwärmung zu schicken, gingen in den Sammelstellen die Liebesgaben massenhaft ein. Zu Weihnachten machte der Kronprinz jedem seiner „treuen Mitkämpfer" eine Tabakspfeife mit seinem Bilde zum Geschenk. Er begleitete die „bescheidene Erinnerungsgabe an die gemeinsame Weihnachtsfeier in Deutschlands größter Zeit" mit einem Armeebefehl, dessen schlichte Worte weihnachtliche Stimmung selber waren. Da mögen die Herzen seiner Truppen dem jungen Armeeführer begeistert entgegengeschlagen haben, wie 1870 die Herzen unserer Väter seinem ritterlichen Großvater, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der zum Weihnachtsfeste im Felde seine Soldaten ebenfalls mit einer Tabakspfeife beschenkt hatte.

Die Söhne des Kaisers sind sämtlich im Felde; kein einziger ist untätig zu Hause geblieben. Prinz Eitel-Friedrich befehligt die 1. Garde-Infanteriebrigade. Prinz Adalbert und Prinz August Wilhelm sind dem Großen Hauptquartier zugeteilt; Prinz August Wilhelm ist bei einem Automobilunfall verletzt worden.

Prinz Oskar ist Kommandeur der Liegnitzer Königsgrenadiere. Mit ihm an der Spitze hatten am 24. September 1914 bei Verdun seine Grenadiere wie die Löwen gekämpft. Es ging durch Wald, in dessen Bäumen die Turkos saßen und herunterfeuerten. Der Prinz war mitten im Gefecht und sah neben sich mehrere Offiziere fallen. Nach dem Siege erlitt er durch die Anstrengungen und Aufregungen eine akute Herzschwäche. Einige Wochen Erholungsurlaub brachten ihn wieder zu Kräften; er ist jetzt längst bei seinen Grenadieren an der Front. Ihn schmückt das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse.

Lange vor dem Kriege, am 25. August 1911, sprach der Kaiser in Altona von seinen sechs Söhnen und pries deren Mutter, die Kaiserin, die sie „zu ernsten, tatkräftigen Männern herangezogen hat, die nicht gewillt sind, die bequemen Seiten ihrer Titel und Stellungen auszunützen, sondern in harter, strenger Diensterfüllung ihre Kräfte dem Vaterlande zu weihen, und wenn es ernst werden sollte, freudig bereit zu sein, ihr Leben auf dem Altar des Vaterlandes zum Opfer zu bringen".

Es ist ernst geworden, und wir erleben die vorbildliche Wahrheit dieser Worte.

Kronprinz Rupprecht von Bayern, der Sieger von Metz, ist der Führer der 6. Armee. Er hat sich in diesem Kriege nicht nur über

die Feinde, sondern auch über sich selbst als Sieger erwiesen. Wenige Tage nach der Schlacht bei Metz traf ihn die Nachricht von dem Tode seines ältesten Sohnes, des 13jährigen Prinzen Luitpold. Aber er fühlte, daß die Stunde Größeres von ihm verlangte als die Trauer um den Sohn, die er angesichts des Schlachtfeldes mit Tausenden von Deutschen teilte. „Die Pflicht heischt handeln, nicht trauern“, waren die Schlußworte seines Antworttelegramms. Sein Armeebefehl, bevor er seine Bayern an der Yser gegen die Engländer führte, war wie gehacktes Eisen und hat in London wahren Schrecken ausgelöst.

Herzog Albrecht von Württemberg befehligt die 4. Armee. Er ist der Sohn des Herzogs Philipp von Württemberg und der Erzherzogin Maria Theresia; geb. am 23. Dezember 1865. Er ist Generaloberst und war bisher Generalinspekteur der 6. Armeeinspektion (4., 11. und 13. Armeekorps). Auch seine drei Söhne stehen im Felde.

Fürst und Mann kämpfen in diesem Kriege gleich; sie kennen nur die gemeinsame Sache des Vaterlandes. Von den regierenden deutschen Fürsten stehen der Großherzog von Hessen, der Herzog von Braunschweig, der Herzog von Sachsen-Altenburg, der Fürst zu Schaumburg-Lippe und der Fürst zu Waldeck aktiv in der Front. Der König von Sachsen hat seine drei jungen Söhne im Feld. Alle regierenden und fürstlichen deutschen Häuser haben ihre diensttauglichen Söhne und männlichen Angehörigen zu den Fahnen geschickt.

Ohne Bevorzugung ist jeder auf den Platz gestellt, den sein Dienstgrad und seine Fähigkeiten vorschreiben. Ohne Unterschied gebietet die Pflicht — und sei es in den Tod.

2.

Heldentod.

Hannover, 5. August 1914.

Lieber Freund!

Hab tausend Dank für Deinen Brief in dieser bitterernsten Zeit. Da kommt zuerst die Frage nach dem geliebten Vaterland und dann erst die um das Leben von uns allen, jedem an seinem Teil. Nur wenig Worte kann ich schreiben...

Unsere Söhne sind beim Dragonerregiment Nr. 16 in Lüneburg eingetreten, sie sind schon fort, frohgemut, aber ernst. Ich gehe in wenig Tagen ins Feld. Gott gebe uns Sieg! Es muß und wird gekämpft werden bis aufs äußerste.

Wir erleben eine große Zeit; wie heute ein Geistlicher hier sagte, aus dem fließenden Blut entsprießt neue Kraft. Darauf muß unser Sinn gerichtet sein, wie auch die Zukunft und die Verluste sich gestalten. Wir sind ja da fürs Vaterland.

Leb wohl! Tausend Grüße von Haus zu Haus! Gott helfe uns allen; eine schwere Zeit für die Mütter und Frauen! Ihr erlebt das und auch wir und viele Tausende. Gott helfe auch, daß wir im Felde das Richtige treffen bei dieser Verantwortung! Die ist aber manneswürdig, und darum ist der Krieg trotz allem Furchtbaren so schön.

Treu Dein Fritz.

Diesen Brief schrieb einem Freunde Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen, der am 23. August 1914 bei Namur den Heldentod fand. Nichts wäre würdig, das sich den Worten hinzufügen ließe. Sie stehen wie ein schöner Sinnspruch über der Heldentafel der deutschen Fürsten in diesem Kriege und mögen als ein treues Vermächtnis von uns allen gelesen und geachtet werden.

Heldentafel deutscher Fürsten 1914.

Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen,

Bruder des regierenden Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen, geb. am 12. Oktober 1861, königlich preußischer Generalleutnant und Kommandeur der 39. Reserve-Infanteriebrigade, erlitt den Heldentod am 23. August 1914, dem ersten Tage der Schlacht bei Namur, durch einen Granatschuß. Die irdischen Reste wurden am 7. September auf dem städtischen Friedhof zu Meiningen beigesetzt.

Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen,

Sohn des Vorgenannten, geb. am 23. September 1895, Leutnant im 16. Dragonerregiment, erhielt bei einem Patrouillenritt eine Schußwunde in den Hinterkopf, geriet in französische Gefangenschaft und starb daselbst. Er wurde am 20. August 1914 in Maubeuge mit militärischen Ehren bestattet. Nach der Einnahme von Maubeuge wurden seine irdischen Reste nach Meiningen überführt und am 14. September in der herzoglichen Familiengruft beigesetzt.

Prinz Friedrich Wilhelm zur Lippe,

Onkel des regierenden Fürsten Leopold IV. zur Lippe, geb. am 16. Juli 1858 zu Neudorf in Posen, königlich preußischer Oberst und Regimentskommandeur im 1. Hannoverschen Infanterieregiment Nr. 74, fiel an der Spitze seines Regiments beim Sturm auf Lüttich am 6. August 1914.

Prinz Ernst zur Lippe,

zweitältester Sohn des Prinzen Rudolf zur Lippe auf Drogelwitz bei Weißholz (Glogau), geb. am 20. Januar 1892 in Berlin, Leutnant im 1. Hannoverschen Feldartillerieregiment Nr. 10, fiel heldenmütig am 28. August 1914 bei Guise vor St. Quentin.

Prinz Maximilian von Hessen,

Sohn des Prinzen Friedrich Karl von Hessen und der Prinzessin Margarete geborenen Prinzessin von Preußen, geb. am 20. Oktober 1894, Leutnant im Hessischen Leib-Dragonerregiment Nr. 24, wurde bei Mont des Chats, nördlich Bailleul, verwundet und starb am 12. Oktober 1914 im Kloster St. Jacques-Chappelle.

Prinz Heinrich XLVI Reuß j. L.

aus einem Seitenzweige, Leutnant im Jägerbataillon Nr. 11, geb. am 20. April 1896, fiel in den Kämpfen bei Lille am 10. Oktober 1914.

Prinz Wolrad zu Waldeck und Pyrmont,

geb. am 26. Juni 1892 in Arolsen, Leutnant im Garde-Dragonerregiment (1. Hess.) Nr. 23, fand den Heldentod als Patrouillenführer am 17. Oktober 1914 bei Moorslede, nördlich Lille.

„Wir sind ja da fürs Vaterland."



Der Heldentod des Prinzen Friedrich Wilhelm zur Lippe beim Sturm auf Lüttich am 6. August 1914.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg.

1.

Lebensabriß.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg ist der volkstümlichste Mann in dem jetzigen großen Kriege. Als Sieger von Tannenberg und Russenbefreier wird er in der deutschen Geschichte, ja in der Weltgeschichte, unsterblich fortleben.

Mit Gottes Hilfe haben die deutschen Heere auch in diesem schweren Kriege wieder die Führer gehabt, die ihnen den Weg des Sieges wiesen. Aber bei aller Verehrung für unsere anderen Generale: einem schlägt unser Dank ganz besonders entgegen, es ist Hindenburg. Er ist unser Vertrauter, bei ihm liegt unsere Sache so sicher aufgehoben wie nach dem Sprichwort in Abrahams Schoß. Unsere Soldaten hängen mit Begeisterung an ihm. Er schont sie nicht, fordert die größten Anstrengungen von ihnen, und sie leisten in der Gewißheit, daß er sie zu nichts anderem denn zum Siege führt, Übermenschliches. Er hat die Bedingung von der Persönlichkeit im Kriege als erste Voraussetzung des Erfolges zwingend wahr gemacht und verkörpert. Keine Vorurteile knüpften sich vor dem Kriege an ihn. Man kannte ihn nicht, hatte nichts von ihm gehört und sah ihn auf einmal, ohne bisher seinen Namen zu erfahren, als Sieger der Schlacht von Tannenberg. Er hatte die Russen hier nicht bloß geschlagen, sondern vernichtet. Ein jeder fühlte den ungewöhnlichen Willen, der diese Aufgabe bewältigt hatte, und in der gewaltigen Einfachheit, mit der sie gelöst worden war, das Genie. Die russischen Massenheere, die zur Vernichtung heranbrausten, konnten nicht anders als durch Vernichtung beseitigt werden. Bald zeigten uns Bilder den Mann, der unsere Rettung vollbracht und in der Handhabung des Kampfes gegen die drohende Feindesüberschwemmung den Schwerpunkt der Übermacht aufzuheben verstanden hatte. Eine mächtige Gestalt mit einem mächtigen Kopfe trat vor unser Auge, aber es lag kein Kräfteausbruch darin, der uns befremdet hätte. Aus den wuchtigen Körpermaßen allein hätte sich unser Volk seinen Helden nicht gebildet. Es war die Zuverlässigkeit, die Hindenburgs Erscheinung ausprägte, bei aller Festigkeit die persönliche Selbstentäußerung, für die gerade das Volksempfinden ein sehr feines Verständnis hat. Auf den ersten Blick war Hindenburg uns menschlich nahe, und das entschied unsere Liebe für ihn, die unsere Bewunderung nunmehr zum Vertrauen hob.

Was wir, namentlich durch das Lebensbild seines Bruders Bernhard von Hindenburg, von dem Generalfeldmarschall dann erfuhren, bestätigte unsere Meinung und konnte Wort für Wort nicht anders sein. „Er läßt niemand im Stich“, heißt es in dem Lebensbild. Schon als Knabe und Kadett hat er das mit einer Treue bewiesen, die mehr als nur kindliche Rührung war. Vom kommandierenden General 1903—1911 in Magdeburg wird dann gesagt: „In diesen acht Jahren war er rege tätig, die Truppen zu schulen, die Offiziere zu Führern heranzubilden. Seine Untergebenen liebten ihn. Er machte nie einen Unterschied zwischen hoch und gering. Er war voll Herzensgüte, stets hilfsbereit, trotzdem unerbittlich streng, wenn's sein mußte. Weil er aber an sich selbst die höchsten Anforderungen stellt, wird es von andern nicht als Härte empfunden.

Darin liegt seine große Macht über Menschen.“ Er war am 2. Oktober 1847 in Posen als der Sohn des Leutnants und Adjutanten Robert v. Beneckendorff und v. Hindenburg geboren. Die Beneckendorffe stammten aus der Mark und nannten sich durch Güterverschmelzung seit 1789 v. Beneckendorff und v. Hindenburg; später blieb nur der Name v. Hindenburg. Der Knabe ging erst in Posen zur Schule, dann in Glogau und kam 1859 in die Kadettenanstalt nach Wahlstatt. Die Ferien wurden in der frischen Luft des Heimatgutes Neudeck in Westpreußen zugebracht. Mit 18½ Jahren zog Paul v. Hindenburg als Leutnant im 3. Garderegiment 1866 in den Krieg. Für tapferes Verhalten in der Schlacht bei Königgrätz mit dem Roten Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern geschmückt, kehrte er heim. 1870 erwarb er sich bei St. Privat das Eiserne Kreuz. „Es ist die höchste Zeit, daß die Hindenburgs mal wieder Pulver riechen“, mit diesen Worten war er ausgezogen. In den Briefen aus dem Kriege gab er hie und da seine strategischen Ansichten kund, und mit ein paar Sätzen schilderte er die Lage des Schlachtfeldes.

Nach dem Kriege 1870/71 ging Leutnant v. Hindenburg drei Jahre auf die Kriegsakademie in Berlin. 1878 wurde er Hauptmann im Großen Generalstab. Er kam dann nach Stettin und vermählte sich mit Gertrud Wilhelmine v. Sperling. 1881 wurde Königsberg die Garnison, und nun knüpfte sich im Studium der Narew-Sümpfe und ihrer Übergänge unbestimmt die erste Verbindung mit der Zukunft. Im April 1884 vertauschte Hauptmann v. Hindenburg Königsberg mit Fraustadt, um hier den unerläßlichen Kompagniedienst zu tun. Ein Jahr darauf kam er nach Berlin, wurde Taktiklehrer an der Kriegsakademie und las über — die Masurischen Seen. Über Oldenburg und Koblenz stieg er zum Divisionsgeneral in Karlsruhe und 1903 zum kommandierenden General in Magdeburg auf. Bis 1911 blieb er in Magdeburg, dann ließ er sich, um auch dem Nachwuchs Raum zu schaffen, zur Disposition stellen und siedelte nach Hannover über. Er glaubte, seine militärische Laufbahn abgeschlossen zu haben. Da kam der Krieg und riß ihn in die Ereignisse. Wie das Volksurteil sich ihn nach der Schlacht bei Tannenberg als Kenner der Masurischen Seen vorstellte, hat er selbst als Legende widerlegt. Die Kriegsgeschichte wird später die Kunst der Hindenburgschen Strategie darstellen, die auch ohne die Masurischen Seen nicht versagte, ja in dem berühmten strategischen Rückzuge von Warschau im November 1914 ihr Meisterstück leistete. Dieser deutsche Rückzug entwickelte sich für die Russen zu einer verlorenen Schlacht. Der Kaiser erkannte mit scharfem Verständnis die Gelegenheit, jetzt dem Generalobersten v. Hindenburg mit der Ernennung zum Generalfeldmarschall zu danken. Auf die öffentliche Meinung wirkten der Sieg bei Tannenberg und die Auseinandersprengung der Wilnaarmee vielleicht kräftiger ein. Die Zähigkeit des strategischen Willens aber, der selbst dem vorrückenden Gegner seine Gesetze aufzwingt und ihn schließlich lähmt, bedingte in den Kämpfen vor Warschau zu der geistigen die moralische Kraft.

Nach der Schlacht bei Tannenberg hat der Kaiser seinem siegreichen Feldherrn das Eiserne Kreuz 1. Klasse, und als sich der gewaltige Erfolg der Schlacht herausstellte, den Orden Pour le Mérite verliehen. Am 15. September

konnte Hindenburg seinen Prachtbericht über die vollständig geschlagene Wilna- und Grodnoer Reservearmee einsenden, und der oberste Kriegsherr dankte ihm mit der Versicherung, daß er ihm „eine unsagbare Freude" bereitet hätte. Das ganze deutsche Volk war von Freude erfüllt über Hindenburgs Siege. Name und Bild des Feldmarschalls wurden verheißungsvoll mit Städten, Schulen und Dingen aller Art verknüpft. Stadt und Landkreis Zabrze in Oberschlesien baten Hindenburg, sich fortan nach ihm nennen zu dürfen. Gymnasien wollten seinen Namen tragen, unzählige Städte tauften Straßen nach ihm. Universitäten drückten ihm Verehrung durch die Verleihung des Doktortitels aus. Die deutschen Städte stifteten eine Hindenburgspende in der Höhe von zwei Millionen Mark für besondere Bedürfnisse der im Osten kämpfenden Truppen. Natürlich ließ sich das Volk die Beweise seiner Zuneigung nicht nehmen und lieferte sie in seiner Art. Seit langem kam es wieder vor, daß ein Mann volkstümlich genug war, um als Bild auf dem Pfeifenkopf zu erscheinen. Man umgab den Feldmarschall, von dem man vorher nichts gehört hatte, mit einem Legendenkranze. Man dichtete ihm Krankheiten an, zu deren Heilung man Arzneien schickte. Am meisten beschäftigte er die Volksphantasie in Verbindung mit den Masurischen Seen. Die Russen da hineinzujagen, sei ein alter Kriegsplan von ihm gewesen, den er bei Manövern öfter ausgeprobt habe. Noch in seiner Mußezeit in Hannover habe ihm der Gedanke keine Ruhe gelassen, und er habe ausgemessen, wie tief die Kanonen hier im Schlamm versinken. Auch über seine Berufung nach dem Osten zur Übernahme der Armeeführung bildeten sich Erzählungen. Die tatsächlichen Vorgänge der Berufung schilderte sein Bruder Bernhard v. Hindenburg in seinem Lebensbilde folgendermaßen:

„Nun lebte das Ehepaar ruhig und still, sie waren im Juli 1914 gerade zum Besuch ihrer ältesten Tochter Irmgard, der Gattin des Landrats v. Brockhusen in Kolberg und Besitzers von Groß-Justin bei Kammin in Pommern, wurden dort von der Erklärung des Belagerungszustandes überrascht, fuhren daher schleunigst zurück und kamen gerade durch Berlin, als die Kriegserklärung erfolgte. In Hannover wartete der General mit Spannung auf den Augenblick, wo man ihn brauchen könnte. Je schwerer das Zurückbleiben auf ihm lastete, desto größer war die Freude und der Dank gegen seinen König, als Sonnabend, den 22. August 1914, nachmittags 3 Uhr, ein Telegramm kam, Seine Majestät habe ihn zu hoher Kommandostelle ausersehen, er möge sich bereithalten, Sonntag mittag abzufahren. Eine halbe Stunde darauf kam eine zweite Depesche, sein Generalstabschef Ludendorff würde ihn bereits Sonnabend nacht zwischen 3 und 4 Uhr mit Extrazug in Hannover erwarten. Abends 1/28 Uhr kam die dritte Nachricht, daß Seine Majestät ihn zum Führer einer Armee, Front Osten, ernannt. So fuhr er in der Nacht zur Bahn, von dort mit dem Extrazuge bis Marienburg, wo er Sonntag, den 23. August, 1/22 Uhr mittags, eintraf. — Dann kam, sechs Tage später, die Nachricht vom Siege von Tannenberg!"

Die Tatsachen sprachen jetzt, wie je in den gewaltigsten Abschnitten der Weltgeschichte, und unser Volk machte sich sein Bild von dem plötzlich erstandenen großen Feldherrn. Das Schönste daran war, daß es ihm gegenüber nicht fremd in stummer Bewunderung verharrte, sondern ihn mit Vertrauen und Liebe

als seinen volkstümlichsten Helden an sich zog. Aber wie Hindenburg im Bescheidenen und im Bedeutenden stets als einziges Ziel das Werk vor sich sah: ebenso möge unser Volk nächst dem Namen das **Beispiel** Hindenburg in sich bewahren, getreu der Mahnung, die der Feldmarschall inmitten des schwersten Arbeitens, am 29. November 1914, niederschrieb und die er als den Ausdruck seines Denkens betätigt hat:

„Möge der Geist der Einigkeit, der Liebe und Treue zu Kaiser und Reich, der Gottesfurcht, der ernsten Pflichterfüllung und der Hochhaltung aller Ideale unserm Volke in den langen Friedensjahren, die Gottes Gnade uns nach ehrenvoller Beendigung des Krieges schenken wolle, als wertvollstes Vermächtnis aus großer Zeit dauernd erhalten bleiben!"

2.

Aus der Schlacht bei Tannenberg.

Feldbrief eines Mitkämpfers.

„Nach wochenlangem Umherwandern an der russischen Grenze bei anstrengenden Tages- und Nachtmärschen und dauernder Unruhe hatten wir am 23. August 1914 endgültig Fühlung mit größeren russischen Heeresabteilungen genommen und bei **Neidenburg** siegreich gegen sie gekämpft. Ein stolzes Bewußtsein schwellte unsere Brust: eine deutsche Division hatte zwei feindlichen Armeekorps, also einer vierfachen Übermacht, gegenübergestanden, und sie aus ihren Stellungen vertrieben. Aber als das nächste Morgengrauen die Erde küßte, sah uns die aufgehende Sonne auf — eiligem Rückzuge. Warum, konnte sich niemand von uns erklären, und doch zogen wir uns von Tag zu Tag weiter zurück. Es sollte uns später klar werden, was die Heeresleitung damit bezweckte. Der Feind sollte angeködert werden, zu folgen, und sich in das **masurische Seengebiet** begeben, um dort eingeschlossen und vollständig vernichtet zu werden.

Wenngleich der Kampf am Sonntag, den 23. August, bei Neidenburg nach unserm Empfinden für uns siegreich war, so beunruhigte uns doch der Rückzug, dessen Zweck wir ja nicht kannten. Unter den anstrengendsten Märschen legten wir den Tag über und größtenteils auch nachts weite Strecken zurück. Der Staub war entsetzlich, die Nachtkälte empfindlich, die dauernde Alarmbereitschaft aufreibend. Immer größer wurden die Truppenmassen.

Wir erkannten die Lage der Sache endlich, als es am 26. August hieß: „Die große Bagage bleibt zurück, die Gefechtsbagage nach vorn zur Truppe!" Ein alter Soldat weiß, daß diese Maßnahme Kampf bedeutet. Wir marschierten am 26. August in unsre Stellung über den historischen Boden von **Tannenberg** (1410) hinweg. Ein leiser Schauer überlief uns, als wir längs der Straße 18 schwere Feldhaubitzen in der Erde eingegraben gedeckt fanden. Es war das Zentrum, der Schwerpunkt unsrer Stellung. Unser Regiment erhielt Befehl, bis Seewalde vorzurücken und sich an die Landwehrregimenter anzulehnen, wie überhaupt nur fast Landwehr hier gekämpft hat. Um 10½ Uhr begrüßte der General seine Landwehr.

Um 10¾ Uhr vormittags begann unsere schwere Artillerie den Kampf

gegen die russische Kerntruppe des Generals Samsonow. Die Russen waren bis Mühlen vorgedrungen. Weiter durften sie nicht kommen! Unheimlich war das Geheul der Haubitzen. Hu—i—ch—sch—ach, so traten sie ihre Luftreise über unsre Köpfe weg an und trugen Entsetzen und Tod in die russischen Linien und Kolonnen. Der Vormarsch stockte. Die Russen entwickelten eine breite Front gegen unsre Stellung, und der Infanteriekampf begann. Wir lagen noch zur Bedeckung der schweren Artillerie hinter der Front der Infanterie und kamen am 26. noch nicht ins Gefecht. Rechts von uns waren die Russen in einem dichten Tannenwalde bis an unsre Stellung vorgedrungen.

Unsre schwere Artillerie wirkte physisch wie moralisch Wunder. Nach wenigen Schuß wurden wir gegen den Wald vorgeschickt. Er war verlassen. Der Rand glich einem Lumpenlager. Alles was sie besessen hatten: Mäntel, Kochgeschirre, Hemden, Hosen, Eßvorräte, Gewehre, Stiefel und anderes mehr, hatten sie im Stich gelassen und waren geflüchtet. Die Einschläge der Haubitzgeschosse hinterließen ein Loch, in das eine Wohnstube hätte hineingesetzt werden können. In eine Gruppe hatte ein Geschoß seinen Weg gefunden, mindestens 11 Mann haben hier ihr Leben lassen müssen.

Der Feind war, als der Abend hereinbrach, zum Stehen gebracht worden. Über Nacht ward der Ring geschlossen, und der Russe mußte durch seine Patrouillen über Nacht festgestellt haben, daß er in eine Falle geraten war, aus der sich zu befreien ihm gelingen mußte, oder aber, er sei mit seiner gesamten Armee vernichtet.

Denn nach wenigen Stunden Ruhe unter freiem Himmel begann im Morgengrauen der Verzweiflungskampf der russischen Armee. Wir lagen hinter der Straße Seewalde—Mühlen im Chausseegraben, als am Morgen des 27. August der Artilleriekampf begann. Es dauerte nur kurze Zeit, da deckten uns die russischen Granaten zu. Im selben Augenblick erreichte uns der Befehl: „Das Bataillon hinter Gut Mühlen führen und von dort nach der Feuerlinie entwickeln!" Ein jeder hatte mit dem Leben abgeschlossen. Gut Mühlen war ein brennender Trümmerhaufen. Platzende Granaten, pfeifende Kugeln, ratternde Maschinengewehre, rasselnde Geschütze, wiehernde Pferde, brüllende Kommandos, schreiende Verwundete umgaben uns bei unsrer Ankunft. In solcher Lage konnten wir nicht bleiben. Aus dem brennenden Gut und den aufgetürmten Menschen- und Tierleichen mußten wir heraus. „In der Richtung auf den Wald halblinks — schwärmen!"

Ich entwickelte meinen Zug links der Straße Mühlen—Neidenburg. Fort ging's in Sprüngen über das 1000 m breite Stoppelfeld. Aus dem Granatfeuer waren wir heraus, und mit verhältnismäßig geringen Verlusten kamen wir an unsre Schützenlinie in Deckung. Vor uns lag ein tiefes Terrain mit See und Bach. Eine Chaussee führte hindurch. Drüben war die stark befestigte russische Stellung.

Die Chaussee war für uns das Einbruchstor in die russische Stellung. Hier stauten sich die Züge aller Regimenter. Unterstützt von dem Feuer aus unsern Deckungen gingen die Züge durch die Schlucht vor. Es war ein Höllentor, das vom russischen Artillerie- und Maschinengewehrfeuer bedeckt wurde.

„Nicht zur Seite sehen, die Augen nach dem Feinde, marsch, marsch, mir nach!“ Und im Laufschritt ging's auf den Engpaß los. Kein Aufenthalt. Im schnellsten Tempo durch bis an die schützende Höhe. Ich sah mich um. Unsere Reihen waren gelichtet, stark gelichtet, und noch war es nicht zu Ende. Wir mußten uns eine halbe Stunde in der Deckung verschnaufen. Dann führte ich den Rest meines Zuges an die Höhe heran, um freies Schußfeld zu haben. Neues Grauen mußten wir sehen. Mann an Mann lagen die Stürmer, die das Höllentor glücklich passiert hatten, auf dem Gesicht. Nur Kopf- und Schulterschüsse. Das konnten nur Maschinengewehre getan haben. Wir konnten nicht weiter, ehe die Feste an der Chaussee, eine aus Feldsteinen erbaute Feldscheune, an die sich 10—12 m hohe und 25 m breite Erdwälle anschlossen, erreicht war. Hier waren vier Maschinengewehre und ungefähr 50 Scharfschützen eingegraben, die den Höhenrand der Schlucht dauernd bestrichen. Unsere schwere Artillerie half uns. Mit drei wohlgezielten Schüssen flog die Stellung in die Luft, und Mann und Maus verbrannte. Jetzt ging's vorwärts. Unter dauerndem Feuer unserer Artillerie stürmten wir immer näher an die russischen Schützenlinien heran. Das Infanteriefeuer tat uns nur wenig. Die Russen schossen schlecht, dauernd zu hoch.

Mittlerweile war es 3 Uhr mittags geworden. Die Sonne brannte unerträglich. Wasser hatten wir nicht mehr in der Feldflasche. Unsere Artillerie hatte jetzt die ganze feindliche Schützenlinie unter Feuer genommen. In bestimmten Abständen schlugen die feindlichen Granaten ein, und überall sah man die Russen aus den Deckungen herauskriechen und davoneilen.

Da plötzlich stieg eine ungeheure Staubwolke hinter zwei Strohdiemen auf der Höhe auf. Die russische Kavallerie wollte uns attackieren. Aber unsere Artillerie, obwohl vier Kilometer entfernt, hatte ein wachsames Auge. Ehe der Aufmarsch beendet war, war die Kavallerie ein Trümmerhaufen von Menschen und Pferden. Da erschienen auf den Schützengräben weiße Flaggen. Die Russen ergeben sich. Es wird „halt“ geblasen. Ein brausendes „Hurra“ zieht über das Schlachtfeld hinweg. Das Seitengewehr wird aufgepflanzt und im Schritt geht's auf die Stellungen zu. Zu Scharen kommen sie angelaufen mit hocherhobenen Händen und bitten und flehen. Nach deutschen Begriffen jämmerliche Soldaten. Zu Haufen wurden die Gefangenen schnell geordnet und zum Bahnhof Mühlen gebracht.

Unterdessen versuchten die Russen nach allen Seiten zu entweichen. Überall ereilte sie das gleiche Schicksal: zerschmettert oder gefangen.

Unsere Heeresleitung hatte trefflich gearbeitet in Ruhe und sicherer Überlegung; wir aber haben sie auch nicht im Stich gelassen.

So streckten wir unsere müden Glieder auf dem Felde der Ehre, unter Gottes ewigem Sternenmantel zur Ruhe. Aber kein Schlaf kam in unsere Augen. Mit bleischwerem Körper lagen wir, träumend von den fürchterlichen Ereignissen des Tages, in der kalten Nacht auf dem blutgetränkten Acker. Hinter uns, vor uns und um uns ruhten sie aus, die der eiserne Tod aus dem Leben gerissen.

Der 28. August brachte die Vollendung des Werkes: der Rest der russi-

schen Armee wurde bei Hohenstein vernichtet. Wie uns am 29. August bekanntgegeben wurde, haben wir insgesamt 100000 Russen gefangengenommen.

Ein trauriges Geschäft aber wartete unser noch am 28. August: das Begräbnis der Kameraden. Wir schaufelten ein Grab an unsrer Kampfstelle. Da betteten wir sie hinein, Offiziere und Mannschaften, mit all der Liebe, die Soldaten ihren Kameraden zuwenden können."

Hindenburgs Siegestelegramme.

Berlin, 29. August. Unsere Truppen in Preußen unter Führung des Generalobersten v. Hindenburg, haben die vom Narew vorgegangene russische Armee in der Stärke von fünf Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen in dreitägiger Schlacht in der Gegend von Gilgenburg und Ortelsburg geschlagen und verfolgen sie jetzt über die Grenze. Der Generalquartiermeister v. Stein. (W. T. B.)

Berlin, 30. August. Bei den großen Kämpfen, in denen die russische Armee in Ostpreußen bei Tannenberg, Hohenstein und Ortelsburg geworfen wurde, sind nach vorläufiger Schätzung über 30000 Russen mit vielen Offizieren in Gefangenschaft geraten. (W. T. B.)

Großes Hauptquartier, 31. August. Im Osten ist der gemeldete Sieg des Generalobersten v. Hindenburg von weitaus größerer Bedeutung, als zuerst übersehen werden konnte. Trotzdem neue feindliche Kräfte über Neidenburg eingriffen, ist die Niederlage des Feindes eine vollständige geworden. Drei Armeekorps sind vernichtet, 60000 Gefangene, darunter zwei kommandierende Generale, viele Geschütze und Feldzeichen sind in unsere Hände gefallen. Die noch im nördlichen Ostpreußen stehenden russischen Truppen haben den Rückzug angetreten. v. Stein, Generalquartiermeister. (W. T. B.)

Großes Hauptquartier, 3. September. Im Osten ernten die Truppen des Generalobersten v. Hindenburg weiter Früchte ihres Sieges. Die Zahl der Gefangenen wächst täglich. Sie ist bereits auf 90000 Mann gestiegen. Wie viele Geschütze und sonstigen Siegeszeichen noch in den preußischen Wäldern und Sümpfen stecken, läßt sich nicht übersehen. Anscheinend sind nicht zwei, sondern drei russische kommandierende Generale gefangen. Der russische Armeeführer ist nach russischen Nachrichten gefallen. Der Generalquartiermeister v. Stein. (W. T. B.)

Großes Hauptquartier, 4. September. Im Osten meldet Generaloberst v. Hindenburg den Abtransport von über 90000 Gefangenen. Das bedeutet Vernichtung einer ganzen feindlichen Armee. Der Generalquartiermeister v. Stein. (W. T. B.)

3.

Die Zerschmetterung der russischen Wilna-Armee.

Großes Hauptquartier, 10. September. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz hat der Kampf wieder begonnen. (W. T. B.)

Großes Hauptquartier, 10. September. General v. Hindenburg hat mit dem Ostheer den linken Flügel der noch in Ostpreußen befindlichen Armee geschlagen und sich dadurch den Zugang in den Rücken des Feindes ge-

öffnet. Der Feind hat den Kampf aufgegeben und befindet sich in vollem Rückzug. Das Ostheer verfolgt ihn in nordöstlicher Richtung gegen den Njemen. Der Generalquartiermeister v. Stein. (W. T. B.)

Großes Hauptquartier, 11. September. Das 22. russische Armeekorps (Finnland) hat versucht, über Lyck in den Kampf in Ostpreußen einzugreifen. Es ist bei Lyck geschlagen worden. (W. T. B.)

Großes Hauptquartier, 12. September. Die Armee des Generals v. Hindenburg hat die russische Armee in Ostpreußen nach mehrtägigem Kampf vollständig geschlagen. Der Rückzug der Russen ist zur Flucht geworden. Generaloberst v. Hindenburg hat in der Verfolgung bereits die Grenze überschritten und meldet bisher über 10000 unverwundete Gefangene, etwa 80 Geschütze. Außerdem Maschinengewehre, Flugzeuge, Fahrzeuge aller Art erbeutet. Die Kriegsbeute steigert sich fortgesetzt. Der Generalquartiermeister. v. Stein. (W. T. B.)

Berlin, 13. September. In Ostpreußen ist die Lage hervorragend gut. Die russische Armee flieht in voller Auflösung. Bisher hat sie mindestens 150 Geschütze und 20 bis 30000 unverwundete Gefangene verloren. (W. T. B.)

Großes Hauptquartier, 14. September. Im Osten schreitet die Vernichtung der russischen ersten Armee fort. Die eigenen Verluste sind verhältnismäßig gering. Die Armee v. Hindenburg ist mit starken Kräften bereits jenseits der Grenze, das Gouvernement Suwalki wurde unter deutsche Verwaltung gestellt. (W. T. B.)

Berlin, 14. September. An seine Truppen hat Generaloberst v. Hindenburg folgenden Tagesbefehl erlassen:

„Soldaten der 8. Armee! Ihr habt neue Lorbeeren um eure Fahne gewunden. In zweitägiger Schlacht an den Masurischen Seen und in mehrtägiger rücksichtsloser Verfolgung durch Litauen hindurch bis weit über die russische Grenze hinaus habt ihr nun auch die letzte der beiden in Ostpreußen eingedrungenen feindlichen Armeen, die aus dem 2., 3., 4., 20. und 22. Armeekorps sowie dem 3. sibirischen Armeekorps, der 1. und 5. Schützenbrigade, der 53., 54., 56., 57., 72. und 76. Reservedivision und der 1. und 2. Gardekavalleriedivision bestehende Wilnaarmee nicht nur geschlagen, sondern zerschmettert.

Bis jetzt sind mehrere Fahnen, etwa 30000 unverwundete Gefangene, mindestens 150 Geschütze, viele Maschinengewehre, Munitionskolonnen und zahlreiche Kriegsfahrzeuge auf den weiten Gefechtsfeldern aufgebracht. Die Zahl der Kriegsbeute nimmt aber immer noch zu.

Eurer Kampfesfreudigkeit, euren bewunderungswürdigen Marschleistungen und eurer glänzenden Tapferkeit ist dies zu danken. Gebt Gott die Ehre, er wird auch ferner mit uns sein! Es lebe Seine Majestät der Kaiser und König!"

4.

Die neuntägige Winterschlacht in Masuren.

Amtlich. Großes Hauptquartier, 16. Februar, abends.

In der neuntägigen „Winterschlacht in Masuren" wurde die russische 10. Armee, die aus mindestens elf Infanterie- und mehreren Kavalleriedivisionen be-

stand, nicht nur aus ihren starkverschanzten Stellungen östlich der masurischen Seenplatte vertrieben, sondern auch über die Grenze geworfen und schließlich in nahezu völliger Einkreisung vernichtend geschlagen. Nur Reste können in die Wälder östlich von Suwalki und von Augustow entkommen sein, wo ihnen die Verfolger auf den Fersen sind. Die blutigen Verluste des Feindes sind sehr stark. Die Zahl der Gefangenen steht noch nicht fest, beträgt aber sicher weit über fünfzigtausend. Mehr als vierzig Geschütze und sechzig Maschinengewehre sind genommen, unübersehbares Kriegsmaterial ist erbeutet.

Seine Majestät der Kaiser wohnte den entscheidenden Gefechten in der Mitte unserer Schlachtlinie bei. Der Sieg wurde durch Teile der alten Osttruppen und durch junge, für diese Aufgabe herangeführte Verbände, die sich den altbewährten Kameraden ebenbürtig erwiesen haben, errungen. Die Leistungen der Truppen bei Überwindung widrigster Witterungs- und Wegeverhältnisse im Tag und Nacht fortgesetzten Marsch und Gefecht gegen einen zähen Gegner sind über jedes Lob erhaben.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg leitete die Operationen, die von Generaloberst v. Eichhorn und General der Infanterie v. Below in glänzender Weise durchgeführt wurden, mit alter Meisterschaft.

Oberste Heeresleitung. (W. T. B.)

Amtlich. Großes Hauptquartier, 22. Februar. Östlicher Kriegsschauplatz.

Die Verfolgung nach der Winterschlacht in Masuren ist beendet.

Bei der Säuberung der Wälder nordwestlich von Grodno und bei den in den letzten Tagen gemeldeten Gefechten im Bobr- und Narewgebiet wurden bisher ein Kommandierender General, zwei Divisionskommandeure, vier andere Generale und annähernd vierzigtausend Mann gefangen, fünfundsiebzig Geschütze, eine noch nicht festgestellte Anzahl von Maschinengewehren nebst vielem sonstigen Kriegsgerät erbeutet.

Die Gesamtbeute aus der Winterschlacht in Masuren steigt damit bis heute auf:

7 Generale,
über 100000 Mann,
über 150 Geschütze,

und noch nicht annähernd übersehbares Gerät aller Art, einschließlich Maschinengewehre.

Schwere Geschütze und Munition wurden vom Feinde mehrfach vergraben oder in die Seen versenkt; so sind gestern bei Lötzen und im Widminner See acht schwere Geschütze von uns ausgegraben oder aus dem Wasser geholt worden.

Die zehnte russische Armee des Generals Baron Sievers kann hiermit als völlig vernichtet angesehen werden.

Oberste Heeresleitung. (W. T. B.)

Der erste Sieg.

Lüttich ist genommen!

Tadelt nicht den Krieg. —

Ich habe seine Spuren gesehen, seine Fackeln, seine Schrecken: brennende Dörfer, schreiende Mütter, Vernichtung, Zerstörung. So manchen lieben braven Jungen deckt der Boden des fremden Landes, — manche Hoffnung ist enttäuscht, manch teures Band zerschnitten. Der Krieg würgt und sengt, er ist fast das Gegenspiel der Kultur...

Doch tadelt ihn nicht! Spricht nicht der Altmeister von dem Bösen, welches das Gute schafft? O, der Krieg schafft Werte, die der Frieden nicht kennt; die heiligsten Gefühle bringt er ans Licht des Tages. Seht, ein ganzes Volk wirft seine Arbeit hin, vergißt den zersetzenden Streit der Parteien, vergißt den Gegensatz von hoch und niedrig, läßt vom Laster der Kleinlichkeit und Nörgelsucht, steht auf von des Lebens vollbesetzter Tafel: „Hier sind wir! Ruf' nur, o Herr!"

Am Morgen des 5. August 1914 brachen wir von Herve in Belgien auf. Auf den Straßen herrschte noch tiefer Friede — nur die Ansammlung der Truppen hatte etwas Aufregung verursacht: die Verteilung des Kaffees aus den Feldküchen, die Einteilung der Kompagnien in völliger Dunkelheit, das „Einfädeln" der einzelnen Bataillone in die Marschkolonnen. Nun überschreitet die Spitze des Heerwurmes die Bahn in Richtung auf Lüttich. Noch liegt das Mondlicht geisterhaft auf der ganzen Gegend — es geht in einen Hohlweg hinein. Man hört das Wiehern der Pferde, den schweren Schritt der Musketiere — vorüber an Feldern, die von hohen Hecken eingesäumt sind, vorüber an Gehöften, in denen nichts sich regt.

Halt! was war das? Ein Schuß! Noch einer, zehn, hundert — Kommandoworte von Herve her, das wir eben verlassen. Die „friedlichen" Bewohner der Stadt hatten plötzlich unsere Bagage überfallen, auf den Straßen hatte sich wildes Gefecht entwickelt — Gewehrgeknatter, Wutschreie, ein paar Geschütze werfen Geschosse hinein in die Häuser, aus denen Feuer aus Hunderten von Läufen sprüht; Flammen züngeln empor, der Lärm verliert sich — — zehn Schüsse — einer — still.

Der Tag bricht an. Die Vorstellung, daß das Ganze, das wir erlebten, nur wie ein Manöver sei, schwand nach und nach. Drüben in Lüttich meldete man sich bereits: die Festungsgeschütze redeten ihre eherne Sprache. Unsere Artillerie wurde weit vorgezogen, und bald flogen summend die ersten Granaten über uns hinweg. Gegen 10 Uhr lagerte die Kompagnie bei einem kleinen Schlosse, dessen Bewohner geflohen waren. Das Hauspersonal, zum Teil Deutsche, nahm sich unserer Soldaten herzlich an, es gab wunderbare Milch, frische Eier und Rotwein. Unsere Feldküche leistete ein vorzügliches Mittagsgericht. Man lagerte bei zusammengesetzten Gewehren, und wären nicht Posten ausgesetzt worden, hätten nicht mehrmals die Schrapnelle ihren Eisenregen auf den Bahndamm zu unserer Linken niedergelassen — es hätte nicht anders ausgesehen als bei einer Friedensübung.

Wie das möglich war? Nun, man hatte angefangen, mit der Festung Lüttich zu unterhandeln. Unsere Geschütze stellten ihr Feuer ein, bei den feindlichen dauerte es noch drei Stunden, bis sie schwiegen. Es sei gleich hier gesagt, daß die belgischen Geschosse nur ein Pferd getötet hatten, während unsere Artillerie mit ungefähr 40 Schüssen 31 Volltreffer erzielte! Die Wirkung des Geschützfeuers auf die ruhende Truppe war äußerst interessant. Als das erste Schrapnell in der Nähe platzte, sprangen unsere Soldaten auf und liefen etwa 6—8 Schritt vorwärts hinter eine Scheune; bei dem nächsten blieben sie stehen, noch später legten sie sich wieder ins Gras, und als am Nachmittag die Kanonade wieder begann, hörte ich einen unserer Musketiere, der sich behaglich räkelte, brummen: „Bei das verfluchte Geschieße soll mer nu schlafe!"

Die Verhandlungen waren ergebnislos verlaufen. Ich bekam Befehl, eine Station für Funkentelegraphie zu zerstören. Das war bald geschehen. Gegen Abend rückten wir vor, um einen Angriff belgischer Infanterie auf unsere am weitesten vorgeschobenen Posten zurückzuweisen. Um 8 Uhr lagen wir wieder vor unserem Schlosse. Die Wachen wurden ausgesetzt, die Truppe ging zur Ruhe über. Wir Offiziere stiegen auf den Turm der zerstörten Funkentelegraphenstation, um die Wirkung unserer Artillerie zu beobachten: die Dörfer unmittelbar vor den Forts von Lüttich standen in Flammen, im Talgrunde rauchte eine einsame Mühle. Wir blickten stumm hinab. Bewegte uns die Freude über die Wirksamkeit unserer Schwesterwaffe? War's ein heilig Sehnen nach Sieg? Oder schlug das Herz höher in der eisernen Gewißheit: morgen reden wir mit, unsere Waffen, unser Pflichtgefühl, unsere Liebe zum heiligen Vaterland.

Um $^1/_2$1 Uhr nachts machte sich die Kompagnie fertig. Es war der Tag von Spichern und Wörth! Wir drückten uns die Hände zum Morgengruß: „Heil und Sieg!"

Es war so gedacht: zwei Forts von dem Gürtel um Lüttich sollten von der Brigade bei Morgengrauen gestürmt, der zwischen den Befestigungen liegende Geländeabschnitt von einem Bataillon unter Feuer gehalten werden.

Die Gewehre wurden entladen, die Seitengewehre aufgepflanzt, wir setzten uns in Marschrichtung Micheroux—Retinne—Lüttich.

Man wußte, die Bewohner der Dörfer führen nichts Gutes im Sinn. Sie haben gestern einige Soldaten, die sich wundgelaufen hatten, überfallen, zu Boden geworfen, ihnen die Augen ausgestochen und sie mit den eigenen Waffen totgeschlagen.

Vorwärts! Die Artillerie zieht nach vorn, um vor Micheroux in Stellung zu gehen, wir treten ins Dorf ein. Dasselbe Bild wie gestern in Herve. Hier ist der Versammlungsort der Brigade, daher kurzes Halten. Und schon beginnt der blutige Tanz. Vorn, wo die 4. Jäger stehen, knallt's auf einmal aus allen Fenstern. Der Mond hat sich hinter eine Wolkenwand verkrochen, es ist stockfinster. Darum sieht man das Feuer aus den Läufen sprühen. Nun ist der Kampf im Gange. Zwei Maschinengewehre richtet man gegen die Häuser... Rrrrrr Rrrrrr. Die Jäger dringen in die Fenster, holen ein paar Kerle, ein paar Flinten heraus. Da funkt's aus der Kirche, aus allen Fenstern, aus den Nebengassen hinein in die Kolonnen. Ich lasse meinen Zug laden und gebe

Befehl, die Fenster der neben uns liegenden Häuser zu beobachten, wo bis jetzt tiefe Ruhe herrscht. Da blitzt es auch schon auf uns hernieder, das ganze Dorf wütet gegen unsern Durchzug. Das bringt Siedehitze, Wut. Jedes Haus wird gestürmt, jeder Keller durchsucht, die Mordbuben zu finden. Wenn es doch Tag wäre! Es ist, als bräche das Jüngste Gericht herein, Kampf gegen unsichtbare Feinde, Brand, Vernichtung. Schritt um Schritt wird blutig erstritten. Auch aus dem Bahnhofsgebäude schießen sie.

Immer noch Nacht. Das Dorf liegt hinter uns. Jetzt kommt anderes Ringen. Von der Festung her rollt ein fürchterlicher, alles überschreiender Geschützdonner herüber. Als wenn Naturgewalten gegeneinander tobten, hört es sich an. Die Luft scheint zu springen. Unsere schwere Artillerie hat die Forts aufs Korn genommen, aber noch niemand von uns hat ein derartiges Brausen und Ächzen der Geschütze gehört.

Von irgendwo tobt der Feuerkampf zwischen Retinne und dem Fort Fléron. Die Schlacht setzt ein. Man hört das Summen der Gewehrkugeln, fuiich, fuiich. Die Maschinengewehre knattern und dazwischen das Grollen der Geschütze. Befehl kommt: Infanterie soll vor! Da zieht sich das Bataillon nach Retinne heran. Die Jäger hinterher. Im Dorf ballt sich die Truppenmasse. Da hört man schon wieder das Schießen aus den Fenstern und sieht die Feuerstrahlen zucken! Der Major v. M. marschiert mit mehreren Offizieren vor seinem Jägerbataillon und ruft: „Alles mit, Kinder!" Dann fängt er an: „Deutschland, Deutschland über alles!" In das Summen und Knattern klingt das Singen unserer wackern Jungen.

Der Major ist am Fuß verletzt. „Wenn ich nur aushalte, bis es an den Feind geht!" Und so schreitet er weiter. Nun konnte unser Oberst sein Regiment in die Feuertaufe führen. Alle Herzen schlagen ihm entgegen. „Vorwärts!"

Vorwärts Schritt für Schritt. An ein Entwickeln von Schützenlinien ist hier nicht zu denken. Hier muß jeder wissen: das wollen wir, das tue ich, darum! Die Regimenter sind längst durcheinander, alle beherrscht ein Wille: ran an den Feind! Lüttich muß fallen!

An einer Dorfecke empfängt uns der General: „Kinder, die Kameraden vorn warten auf uns, los!" Und im Sturm geht's vorwärts. Die Belgier haben zwei Haubitzen auf die Straße geschoben, aus denen unaufhörlich Tod und Verderben sprüht... Wir haben sie genommen! Aber wie sieht die Straße von Retinne aus. Zu Haufen lagen sie zusammen. Hier einer, dem das Blut aus dem Kopfe floß, dort vier, fünf von einer eingestürzten Mauer zerschmettert, dort zwei junge Leutnants, den Degen noch in der starren Faust, da unser Brigadekommandeur G. v. W. tot, da der Oberst v. P., da Kamerad L., und so viele brave Leute.

Wir schleppen jetzt zwei Kanonen ins Dorf hinein, von jedem Regiment einige Offiziere dazu und zwei von der Fußartillerie. Die Leute schieben die Geschütze, von den Schutzschilden gedeckt, vorwärts. Die Artillerieoffiziere laden, richten und ziehen ab. Wo aus einem Hause geschossen wird, da wird gehalten und eine Granate hineingefeuert.

Da wieder dieses fürchterliche Tosen von Lüttich her, als sei die Hölle losgelassen.

An einem Kohlenbergwerk am Ausgang des Dorfes setzten sich die Belgier fest, wir haben sie hinausgehauen.

Wie's weiter ging, kann ich nur andeuten. Das Signal zum Sturm hörte ich nur noch als Verwundeter.

Als wir am 7. August in einer Bauernstube, die zu einer Verbandstätte eingerichtet war, lagen — immer noch grollte der Kampf — da kam ein junger Offizier zu uns hereingestampft und sagte: „Meine Herren, Lüttich ist unser!“ ...

Wir hörten bald Näheres. Alle redeten von den neuen schweren Geschützen unserer Artillerie, die die Forts von Lüttich einfach zersplitterten. Sie waren es, die in den letzten Nächten die Erde ringsum haben erbeben lassen. Ein Unteroffizier vom 2. Eisenbahnregiment war hier und erzählte Wunderdinge von diesen „Brummern“. Es sind 42-cm-Geschütze, welche die stärksten Betondecken und Stahlpanzer in Scherben schießen. Eins ihrer Geschosse war ins Fort Loncin abgegeben worden, hatte dessen 4 m starke Betondecke durchschlagen, war in die Pulverkammer gefallen und dort explodiert. Das ganze Fort flog in die Luft, und die Besatzung wurde bis auf eine Handvoll Verwundete getötet. Die zentnerschweren Geschütztürme lagen umgeworfen wie die Steine eines Baukastens ... Wenn wir solche Macht und Schrecken zu Hilfsmitteln haben, wer soll uns widerstehen? — —

Aber was habe ich neben dem Schrecklichen auch Erhabenes gesehen: deutsche Frauen, die, nimmermüde, stets freundlich unter uns Verwundeten umhergingen: helfend, lindernd, ermunternd. Deutsche Jungen, die den Kranken Labung und Hilfe aufs Schlachtfeld trugen, die sich als Pfadfinder auf die Automobile setzten, die uns zur Heilung ins Vaterland zurückbringen sollten, durch das feindliche Gebiet von Herve hindurch, wo man selbst auf Wagen schoß, die die Rote-Kreuz-Fahne trugen.

Deutsche Männer, Ärzte, Helfer und Pflegerinnen, die uns hegen wie Kinder ...

So liegen wir noch wund auf dem Lager. Doch was sind Leiden, Wunden und Opfer —

Lüttich ist in unsern Händen!

Dem Eroberer von Lüttich, General v. Emmich, zu Ehren.

Antwerpen gefallen!

Großes Hauptquartier, 9. Oktober, abends.

Heute vormittag sind mehrere Forts der inneren Befestigungslinie von Antwerpen gefallen, die Stadt befindet sich seit heute nachmittag in deutschem Besitz. Kommandant und Besatzung haben den Festungsbereich verlassen. Nur einzelne Forts sind noch vom Feinde besetzt. Der Besitz von Antwerpen ist dadurch nicht beeinträchtigt. (W. T. B.)

*

Großes Hauptquartier, 10. Oktober, 11 Uhr vormittags.

Die ganze Festung Antwerpen, einschließlich sämtlicher Forts, ist in unserm Besitz. (W. T. B.)

*

Großes Hauptquartier, 10. Oktober, abends.

Nach nur zwölftägiger Belagerung ist Antwerpen in unsere Hände gefallen. Am 28. September fiel der erste Schuß gegen die Forts der äußeren Linie. Am 1. Oktober wurden die ersten Forts erstürmt, am 6. und 7. Oktober der starke, angestaute, meist 400 m breite Netheabschnitt von unserer Infanterie und Artillerie überwunden. Am 7. Oktober wurde entsprechend dem Haager Abkommen die Beschießung der Stadt angekündigt. Da der Kommandant erklärte, die Verantwortung für die Beschießung übernehmen zu wollen, begann mitternachts vom 7. zum 8. Oktober die Beschießung der Stadt. Zu gleicher Zeit setzte der Angriff gegen die innere Fortslinie an. Schon am 9. Oktober früh waren zwei Forts der inneren Linie genommen, und am 9. Oktober nachmittags konnte die Stadt ohne ernsthaften Widerstand besetzt werden. Die vermutlich sehr starke Besatzung hatte sich anfänglich tapfer verteidigt. Da sie sich jedoch dem Ansturme unserer Infanterie und der Marinedivision sowie der Wirkung unserer gewaltigen Artillerie schließlich nicht gewachsen fühlte, war sie in voller Auflösung geflohen. Unter der Besatzung befand sich auch eine unlängst eingetroffene englische Marinebrigade. Sie sollte nach englischen Zeitungsberichten das Rückgrat der Verteidigung sein. Der Grad der Auflösung der englischen und belgischen Truppen wird durch die Tatsache bezeichnet, daß die Übergabeverhandlungen mit dem Bürgermeister geführt werden mußten, da keine militärische Behörde aufzufinden war. Die vollzogene Übergabe wurde am 10. Oktober vom Chef des Stabes des bisherigen Gouvernements von Antwerpen bestätigt, die letzten noch nicht übergebenen Forts wurden von unsern Truppen besetzt.

Die Zahl der Gefangenen läßt sich noch nicht übersehen. Viele belgische und englische Soldaten sind nach Holland entflohen, wo sie interniert werden. Gewaltige Vorräte aller Art sind erbeutet.

Die letzte belgische Festung, das „uneinnehmbare“ Antwerpen, ist bezwungen. Die Angriffstruppen haben eine außerordentliche Leistung vollbracht, die von Seiner Majestät damit belohnt wurde, daß ihrem Führer, dem General der Infanterie v. Beseler, der Orden Pour le Mérite verliehen wurde. (W. T. B.)

Dem General der Infanterie v. Beseler zu Ehren.

„Eine der schönsten Waffentaten des Feldzuges.“

Der deutsche Durchbruch durch den russischen Ring bei Lodz.

Amtlich. Großes Hauptquartier, 1. Dezember 1914.

Anknüpfend an den russischen Generalstabsbericht vom 29. November wird über eine schon mehrere Tage zurückliegende Episode in den für die deutschen Waffen so erfolgreichen Kämpfen bei Lodz festgestellt: Die Teile der deutschen

Kräfte, welche in der Gegend östlich Lodz gegen rechte Flanke und Rücken der Russen im Kampfe waren, wurden ihrerseits wieder durch starke, von Osten und Süden vorgehende russische Kräfte im Rücken ernstlich bedroht. Die deutschen Truppen machten angesichts des vor ihrer Front stehenden Feindes kehrt und schlugen sich in dreitägigen erbitterten Kämpfen durch den von den Russen bereits gebildeten Ring. Hierbei brachten sie noch 12000 gefangene Russen und 25 eroberte Geschütze mit, ohne selbst auch nur ein Geschütz einzubüßen. Auch fast alle eigenen Verwundeten wurden mit zurückgeführt. Die Verluste waren nach Lage der Sache natürlich nicht leicht, aber durchaus keine „ungeheuren". — Gewiß eine der schönsten Waffentaten des Feldzuges! Oberste Heeresleitung. (W.T.B.)

*

„Die Division Litzmann (3. Garde-Infanterie-Division) greift in rücksichtsloser Offensive den Feind östlich Lodz an und vernichtet ihn!", so lautete am 20. November 1914 der Befehl. Die Division wußte nicht, was erst später sich herausstellte, daß der Feind über 4 Armeekorps stark war. Sie hatte ihren Befehl und ging an seine Ausführung.

Der Morgen des 21. November war feucht und kalt. Winternebel füllten die Talmulden und kleideten alles in undurchsichtiges Grau. Kaum hoben sich aus der dicken Luft die beiden Marschkolonnen ab, die langsam voranschlichen. Die Truppen hatten seit zehn Tagen gewaltige Eilmärsche zur Umgehungsbewegung zu bewältigen gehabt; Menschen und Pferde waren abgespannt und müde. Nun sollte es weitergehen, ins Ungewisse hinein. Denn genaue Meldungen lagen nicht vor. Man wußte nur, daß der Feind im Norden stehe, und wandte sich dahin. Aber plötzlich kam von der Bagage die Meldung, daß der Feind auch von hinten links nachdränge. Mit dem schönen Morgen, der anbrach, begann schon die Kanonade. Von Wiskitno, südöstlich Lodz, erhielten wir Granatfeuer, und 20 Minuten später war die Vorhut im Kampf. Von vorn erhielten wir die Meldung, daß der Feind auf 800 bis 900 m nahe stehe und seine Artillerie in die Infanterieschützengräben eingebaut habe. Man hatte darauf gelauert, daß wir in dieses Loch gehen würden. In Andrespol, nordöstlich von dieser Stellung, war der andere Teil unserer Division in einen heftigen Straßenkampf geraten. Maschinengewehre arbeiteten aus den Giebelwänden der Häuser, die Gärten waren dicht von Infanterie besetzt. Diese Brigade kämpfte nach Westen und wir nach Norden gegen einen achtfach überlegenen Feind. Zwischen beiden Brigaden stand unsere Kavallerie in heftigem Feuer. Auch noch den andern Tag. Ein Grenadierregiment wurde in seiner Gesamtheit, das letzte Bataillon wurde nach vorn eingesetzt, entwickelt, und man gewann Boden bis auf 600 m. Aber immer mehr und immer mehr Verwundete kamen zurück; es waren sehr ernste Augenblicke. Der Feind war zuerst zurückgegangen, dann hatte er sich aber in Schützengräben festgesetzt.

Von der anderen Brigade bei Andrespol war bis zum Nachmittage des 22. November keine Meldung eingetroffen; es wurde schummerig und die Situation um so ungemütlicher. Das russische Artilleriefeuer wurde immer stärker, man sah die Dörfer in weitem Umkreise brennen. Da kam die Nachricht, daß

das Grenadierregiment das Dorf Olechow genommen habe. Leider war es nur ein Teil des Dorfes. Allmählich wurde es Nacht und die Lage immer bedrohlicher. Das russische Granatfeuer verstärkte sich ins Ungeheuerliche, unsere Schützenzüge mußten sich auf 50 bis 60 m vom Feinde loslösen, und uns blieb nichts übrig als den sogenannten „Igel“ zu machen, d. h. uns nach allen Seiten zu wehren. Schließlich wurde aber auch unsere schwere Artillerie in Feuerstellung gebracht, und um 11 Uhr abends kam man zur Ruhe und schlief wie ein Toter — eine halbe Stunde lang. Dann wurden für 25 Offiziere bei einer Kerze die Befehle erteilt, und dann trat ein denkwürdiger Moment ein. General v. Scheffer-Boyadel, der Kommandeur unseres Armeekorps, traf ein und ließ sich die Lage erklären. Diese Lage war scheußlich. Man stand inmitten der viereinhalb russischen Korps, die von General Rennenkampf befehligt wurden, der dann abberufen wurde, weil er hier zu spät kam. Die Unterredung des kommandierenden Generals v. Scheffer mit unserm Divisionsführer Litzmann erfolgte unter vier Augen. Exz. Litzmann trat darauf mit strahlenden Blicken unter seine Offiziere und sagte: „Meine Herren, entweder bringt uns der morgige Tag einen großen Sieg, oder wir werden ihn nicht überleben.“ Man war wieder erhoben, und in bester Stimmung legte man sich zur Ruhe.

Um 1/2 1 Uhr Alarm! Der 23. November war angebrochen. Der Befehl kommt: die Division geht zurück. Großes Staunen und Kopfschütteln. Niemand in der Truppe kennt den Grund, niemand kennt das Ziel. Nach einer halben Stunde gehen die ersten Kolonnen rückwärts. Es herrscht eisige Kälte. Wind peitscht um die Ohren, scharfer, schneidender Regen fährt ins Gesicht, die Kälte zieht durch Mäntel und Pelze. Alles ist abgesessen und führt die zitternden und müden Pferde. Die Stimmung ist gedrückt und schwer. Noch liegen die eigenen Toten und Verwundeten zum Teil draußen vor dem Feinde, und die läßt kein deutscher Mann ohne Not in den Händen des Gegners. Die Leute wissen nicht, daß die Sanitätstruppen inzwischen in aller Ruhe das Schlachtfeld aufräumen, und daß die Wagen mit den Verwundeten alle mitkommen. Man weiß überhaupt nichts, man ist nur hungrig, schläfrig, abgehetzt, und man muß rückwärts. Um 5 Uhr sollte alles aus den Stellungen heraus sein. Totmüde hängen auch die Offiziere auf den Pferden, vergebens versuchen sie, sich über den Befehl klar zu werden. Wenn nur wenigstens die schützende Nacht nicht aufhören möchte! Man erreicht die Straße Rzgów—Karpin, man drängt und eilt, um bei Karpin die Miazga zu überschreiten und das andere Ufer zu erreichen. Bald sind die Wege verstopft mit Kolonnen und Bagagewagen. Vor Tagesanbruch sollten sie alle herüber sein, vor Nachmittag wird es sich kaum schaffen lassen. Hell bricht der neue Tag an, und mit dem ersten Sonnenstrahle krachen auch schon die Geschütze des Feindes von allen Seiten. Jeder Wagen wird zur Eile angetrieben. In sechs, sieben Kolonnen nebeneinander rasselt die Artillerie über die steinhart gefrorenen Furchen der Äcker, die Peitschen sausen über den Köpfen der Pferde, in breiter Front strebt alles auf Karpin. Der Feind drängt aus Rzgów nach. Ein, zwei Bataillone Infanterie werden ihm entgegengeworfen und halten ihn bei Kalinko und in der Richtung Talszyn auf, bis um 12 Uhr mittags das letzte Fahrzeug die Miazga überschritten hat.

Nun drängt alles nach Norden in der Richtung nach Brzeziny. Auch aus Norden und Nordosten kommt feindliches Feuer. Aber ein einziger Wille beseelt jetzt alle: angreifen! In nordöstlicher Richtung wird die Infanterie entwickelt, man läßt sich erst gar nicht mehr in Feuergefechte ein, das Bajonett wird aufgepflanzt, mit Hurrarufen geht es in den Wald hinein, der westlich von Borrowo und südlich von Galkow liegt. Die russischen Schützengräben werden überrannt, die Soldaten darin heben die Hände hoch und geben sich gefangen. Immer mehr Mann bleiben zurück, um diese Scharen von Gefangenen zu bewachen; immer dünner werden die vordersten Linien. Aber es geht voran. Dahinter, bei den Wagen und bei der Bagage schwillt der Strom der Gefangenen beängstigend an. Man behütet sie sorgsam, man benützt sie, um an den Wagen und Geschirren zu helfen. Willig legen sie Hand mit an, schieben die Wagen, tragen die Verwundeten, führen die Pferde. Der Befehl des Divisionsgenerals lautet: Vorgehen bis zum Bahndamm Galkow der Lodz—Warschauer Eisenbahn, die den Wald durchschneidet. Er ist stark besetzt und befestigt, aber dort soll die Ruhepause sein.

Wenn der Bahndamm genommen ist, ist der Weg ins Herz der russischen Stellung frei, und der Durchbruch hat einen guten Anfang genommen. Und nun setzt unsere Artillerie ein; es ist eine wahre Attacke. Auch ihre Lage war bisher mehr als übel.

Die gesamte Artillerie war bei diesem Kampfe dem Befehl des Generals Grafen v. Schweinitz, Kommandeurs der 3. Garde-Feldartilleriebrigade, unterstellt; ein Jäger-Bataillon eines Reserve-Infanterieregiments wurde der Artillerie zugeteilt. „Vogel friß oder stirb", hieß es auch für ihn. Und so formierte Graf v. Schweinitz eine eigenartige Schlachtordnung. Am Südausgang von Borrowo stand eine Feldbatterie mit der Front auf Karpin (also nach Süden), eine Batterie mit der Front auf Bukowice (nach Westen), eine Batterie mit der Front auf Stare Nowe (nach Osten). Diese Abteilung deckte den Rücken. Sämtliche Bagagen standen eng zusammengefahren bei Borrowo. Am Nordausgang von Borrowo entwickelte der General seine gesamte übrige Artillerie, schwere und leichte Haubitzen, schwere und leichte Kanonen gegen den vom Bahndamm Galkow her angreifenden Feind. Eine Kanonade begann, die jedes Artilleristenherz höher schlagen ließ, wie wir sie noch nie erlebt hatten, so glänzend wurde das Feuer von der obersten Führung geleitet. Nun griffen die Jäger den mit Maschinengewehren und starken Schützenlinien besetzten Bahndamm an. Die Feldbatterien, die bisher den Rücken gedeckt hatten, griffen jetzt in den Infanteriekampf helfend ein. Was nutzte es, hier mußte Feldartillerie attackieren, um der schwachen Infanterie zu helfen. Die zweite Batterie des 6. Garde-Feldartillerieregiments ging im Galopp 400 m südlich des heißumstrittenen Bahndammes vor der eigenen Infanterie in Stellung und übergoß die tapfer kämpfenden Kirgisen am Bahndamm mit einem Bleihagel. Was half es, manches Pferd stürzte beim Auffahren tot zusammen, mancher brave Fahrer fiel vom Pferd, beide Zugführer wurden verwundet. Aber der Feind räumte den Bahndamm! Nun säuberte die Batterie den Bahndamm weiter westlich, nahm die Front nach Nordwesten auf, und hinter der feuernden Batterie zogen am Waldrand entlang die Bagagen, die Kolonnen. Die Batterie sorgte dafür, daß kein Kopf sich über dem Bahndamm zeigte.

Es war am 23. November um 7 Uhr abends, als sich nach dem Sturm auf den Bahndamm der Divisionsgeneral und sein Stab in einem Hühnerstalle trafen. Ein Kerzenlicht erleuchtete Karten und Pläne. Um $^1/_2$8 Uhr erschienen die befehlsempfangenden Leutnants, und im trüben Flackerschein schrieben sie den Befehl: „1. Der Feind ist geschlagen. 2. Die Division formiert sich zu einer Marschkolonne und bricht nach Norden durch; die gesamte Artillerie und Bagage bleibt unter Bedeckung von drei Kompagnien zurück. 3. Befehlsempfang nach der Erstürmung Brzezinys auf dem Marktplatz im Divisionsstabsquartier vom 18. November."

Ein denkwürdiger Befehl, ein Befehl in den Feind hinein. Die fechtenden Truppen müssen durch den Durchbruch nach Norden hin gerettet werden, die Artillerie und der Train müssen vorderhand einem ungewissen Schicksal überlassen bleiben. Der Marsch beginnt, 50 m hinter der Spitzengruppe reitet General Litzmann mit seinem Stabe. Es ist eine bitterkalte Nacht, die Leute, die nichts gegessen haben, hungern und frieren. Der General feuert die Leute an, die Führer suchen allen Witz und Humor zusammen, um die Mannschaft aufrechtzuerhalten. Nach einer Stunde wird Galkow erreicht. Meldungen kommen, daß in jedem Hause 10 bis 20 Russen schlafen. Sicherungsposten sind nicht ausgestellt, die Leute ahnen nichts vom Feinde. Die Häuser werden umstellt, man rüttelt die Schläfer wach; ohne einen Schuß abzugeben, werden 100, 200 Gefangene gemacht. Voran geht der Weg, die Hauptstraße wird vermieden, weil sie wohl vom Feinde besetzt ist. Der General ist abgestiegen und geht an einem Stocke über die harten Ackerfurchen und über die tiefen Löcher. Im nächsten Dorf wiederholt sich das Spiel. Die Häuser werden umstellt, die schlafenden Kirgisentruppen werden überrascht und gefangen. Weiter geht es in der Dunkelheit, die Leute stolpern und fallen, stehen auf, kriechen weiter. Malczew wird erreicht, umstellt, von schlafenden Russen gesäubert. Nun werden unsere Leute wieder lustig und munter bei diesem Russenfang. Es kommt Stimmung auf; sofort erfassen die Offiziere die Situation und helfen nach.

Man kommt auf die große Chaussee, Brzeziny liegt nur noch 5 km weit entfernt. Man nähert sich der Stadt, die Regimenter werden zum Kampfe entwickelt. Man erwartet ernstlichen Widerstand. Ein lautloses schleichendes Heer ist durch den Wald und die Nacht gezogen, mitten durch die feindlichen Linien durch, aber hier, in der Stadt, wird es unmöglich sein, nach der alten Weise weiterzukommen. Ein Regiment wird rechts, ein zweites links aufgestellt. Kein Ruf wird laut, kein Kommando ertönt. Jeder weiß, worauf es ankommt, alle Nerven sind gespannt, jedermann hängt am Munde des Führers. Es ist 2 Uhr nachts, alles ist fertig und bereit, es geht los. Ein Russenposten auf der Chaussee wird mit dem Kolben niedergeschlagen. Schlafende Wachtposten werden gefangen. Die ersten Häuser sind erreicht. Stumm, ohne ein Wort zu sprechen, stürzen sich die Leute auf die Häuser, die Türen splittern, die Hiebe der Gewehrkolben krachen dumpf. Das Wohl und Heil der eigenen Truppen verlangt es, daß ganze Arbeit gemacht wird, ehe es zu spät ist, es darf keine Schonung geben, soll nicht die Division, das ganze Korps verloren sein. Man kann die schlafenden Russen nicht erst wachkriegen und lange gefangennehmen, man muß sie wegräumen,

Bahn hauen wie durch das Unterholz eines Urwaldes. Draußen poltern auf den gefrorenen Straßen die harten Stiefeln der weitereilenden Truppen.

Der Divisionsgeneral ist allein und ohne Bedeckung auf dem Bürgersteig weitergegangen und findet sich plötzlich auf dem Marktplatze. Der ist vollgestopft mit russischen Wagen, Munitionskolonnen, Train, Bagage, alles ist wirr durcheinander aufgefahren. Plötzlich schwillt das Lärmen und Rauschen an, Bewegung kommt in die nachtschlafene Stadt, ein Schuß fällt, die Russen sind erwacht. In der stockdunklen Nacht hebt ein Häuserkampf an, der die unheimliche Stille urplötzlich durch rasendes Geknatter ablöst. Wo ein Licht sich zeigt, wird geschossen. Pferde, Reiter, Fußgänger, alles flutet durcheinander, eine Hölle ist lebendig geworden in Brzeziny.

Der General tritt vor dem Stabsquartier des 18. November in eine Apotheke. Der Befehl ist ausgeführt, die Stadt ist erstürmt. Ein Leutnant wird hereingetragen, dem das unvorsichtige Anzünden der elektrischen Taschenlampe das Leben gekostet hat. Die Division bezieht Quartier in Brzeziny, Befehlsempfang am Morgen um 7 Uhr. Es ist jetzt 3½ Uhr nachts, nur Infanterie ist zur Stelle, kein Pferd, kein Wagen. Der Lärm des Straßenkampfes tobt weiter, aber die Stadt, die Stellung im Herzen der feindlichen Armee, ist genommen!

Um 7 Uhr aber wird schon wieder alles alarmiert. Der Feind wird wiederum von Norden gemeldet, aber gleichzeitig wird eigener Kanonendonner hörbar. Das übrige Armeekorps naht heran, und man kann vor den Straßen Brzezinys sich auf die Höhen aufstellen, um den Feind im Rücken zu fassen. Das hält der Russe nicht lange aus, er flieht in regellosem Rückzuge; der Durchbruch nach Norden ist gelungen. Am 24. November nachmittags reichten sich auf dem Marktplatz von Brzeziny der kommandierende General v. Scheffer-Boyadel und Generalleutnant Litzmann als Sieger die Hände.

Aber wo war die Artillerie, wo war die Bagage? Ungern hätte man den Train in des Feindes Hand gelassen. Vier Kanonen hatte man mitnehmen können, zwei waren jetzt rechts, zwei waren links zur Verfügung. Zeitweise hatte der Divisionsgeneral sie selbst zu kommandieren und konnte von den Höhen von Brzeziny herab den Gegner im Rücken mit diesem schweren Kaliber bedenken. Alles übrige aber war hinten, und die drei Kompagnien Bedeckung hatten schwere, harte Arbeit, den nachdrängenden Feind zurückzuhalten. Aber es gelang der Umsicht der Führer, sie so zu verteilen, daß dem Feind eine viel größere Truppenmacht vorgetäuscht wurde. Alle Gefangenen, alle Verwundeten, alle Wagen wurden vorangeschickt, und die fechtende Infanterie zog sich langsam zum Schutze hinterher. Heil und munter, wenn auch zerschunden und zerschlagen, müde und abgeklappert, traf alles in der Nacht vom 24. zum 25. November in Brzeziny ein. Die Begrüßung am 25. früh zwischen Exz. Litzmann und General Graf Schweinitz erinnerte an Bilder aus vergangenen Zeiten. Mit Tränen in den Augen dankte der Divisionsgeneral dem tapferen General, der das Unmögliche möglich gemacht hatte. — —

General Litzmann erhielt den Orden Pour le Mérite, wurde zum General der Infanterie befördert und zum kommandierenden General eines Reservekorps ernannt. Des Kaisers Dank vergaß aber auch nicht das brave Bataillon,

das den Bahndamm von Galkow gestürmt hatte. Es war das 21. Reserve-Jägerbataillon. Ihm hat der Kaiser für seine hervorragenden Leistungen den Totenkopf für die Fahnen und Tschakos verliehen. Außerdem erhielt das Bataillon Gardelitzen und soll nach Beendigung des Krieges aktiv bestehen bleiben.

Die Ruhmestage von Soissons.

Amtlicher Bericht des Großen Hauptquartiers.

„Während des Stellungskrieges der letzten Monate hatten die Franzosen in der Gegend von Soissons aus einem Gewirre von Schützengräben bestehende Stellungen inne, die sich auf dem rechten Aisneufer brückenkopfartig nordwärts ausdehnten.

Auf dem Westflügel des in Frage kommenden Kampffeldes steigt westlich der Bahn Soissons—Laon aus dem breiten Flußtale eine vielfach zerklüftete und reich bewaldete Höhe empor, auf deren oberstem Teile die Gräben von Freund und Feind einander dicht gegenüber lagen, beide Teile bestrebt, sich durch Sappenangriff in den Besitz des höchsten Punktes zu setzen. Östlich der Höhe liegt zu ihren Füßen im Tale das Dorf Crouy; an diesem vorbei zieht in einem tief eingeschnittenen Grunde die Bahn Soissons—Laon nordwärts. Dicht östlich der Bahn sind eine Reihe von Steinbrüchen, in denen sich unsere Soldaten meisterhaft eingebaut hatten. Die sogenannte Steinbruchsstellung bildet den westlichen Ausläufer der Hochfläche von Vregny, die sich lang und breit östlich der Bahn ausdehnt und die in ihrem ganzen südlichen Teile in französischem Besitz war. Von der Flußseite her schneiden mehrere lange und tiefe Schluchten in die Hochfläche ein. In ihnen fand die schwere Artillerie der Franzosen eine sehr günstige Aufstellung. Die am Rande der Hochfläche auf Bäumen hinter Stahlblenden und Brustpanzern sitzenden Beobachter lenkten das Feuer der schweren Geschütze flankierend gegen die deutschen Stellungen auf der genannten bewaldeten Höhe. Dieses Flankenfeuer richtete sich vor allem gegen die Schützengräben des Leibregiments und war am ersten Weihnachtsfeiertage ganz besonders heftig. Unter ungeheurem Munitionsaufwande setzte es am 7. Januar 1915 erneut ein; die brave Truppe hatte viel zu leiden, eine Stellung, der sogenannte Maschinengewehrgraben, wurde buchstäblich vom feindlichen Feuer eingeebnet, die darin befindlichen Maschinengewehre wurden verschüttet. Nach dieser Feuervorbereitung schritt der Gegner am 8. Januar zum Angriff. Er drang auf einer Frontbreite von etwa 200 m in den deutschen Schützengraben ein und konnte trotz zahlreicher Versuche daraus nicht wieder vertrieben werden. Es kam hier in den Tagen und Nächten bis zum 11. Januar zu außerordentlich heftigen Nahkämpfen, wie sie erbitterter und blutiger kaum gedacht werden können; hier kämpfende Turkos fochten nicht nur mit Gewehr und Bajonett, sondern bissen auch und stachen mit dem Messer.

Die Lage drängte zu einer Entscheidung. Am 12. Januar setzten die deutschen Truppen zu einem Gegenangriffe ein, der sich zunächst weniger gegen die bewaldete Höhe selbst als gegen die beiderseits anschließenden französischen Stellungen richtete. Schlag 11 Uhr erhoben sich zunächst aus der Steinbruchstellung

unsere wackeren Soldaten, die in den Monaten des Harrens und Schanzens von ihrem Angriffsgeiste nichts eingebüßt hatten, und entrissen im kühnen Ansturme dem Feinde seine zunächst gelegenen Schützengräben und Artilleriebeobachtungsstellen. Sogleich ließ das französische Flankenfeuer gegen die bewaldete Höhe nach. Das Hauptziel dieses ersten Angriffes war kaum erreicht, als eine Stunde später — 12 Uhr mittags — auf dem äußersten rechten Flügel unsere tapferen Schützen sich erhoben und im siegreichen Vorschreiten einen Kilometer Gelände gewannen. Nunmehr wurde auch zum Angriff gegen die bewaldete Höhe angesetzt, der Franzose zuerst aus den deutschen, dann aus seinen eigenen Gräben hinaus und die Höhe hinuntergeworfen, wo er sich auf halbem Hange wieder setzte.

Wie aus Gefangenenaussagen hervorgeht, glaubten die Franzosen, daß die erwartete Fortsetzung des deutschen Angriffes von der bewaldeten Kuppe, also vom rechten deutschen Flügel, ausgehen würde. In Erwartung eines Stoßes aus dieser Richtung warfen sie namhafte Verstärkungen nach dieser Stelle. Von den eroberten französischen Beobachtungsstellungen aus, wo das ganze Aisnetal samt Soissons mit Kathedrale zu Füßen liegt, konnte das Herankommen dieser Reserven auf Kraftwagen und mit Eisenbahn gut beobachtet werden.

Der deutsche Angriff erfolgte am 13. Januar aber an ganz anderer Stelle. Völlig überraschend für den Gegner waren es Mitte und linker Flügel der Deutschen, die sich als Angriffsziel die Besitznahme der Hochfläche von Vregny gesetzt hatten, auf der sich der Feind in einem ganzen System von Schützengräben eingerichtet hatte und ganz sicher zu fühlen schien.

Wiederum war es der Schlag der Mittagsstunde, der hier unsere Truppen zu neuen Taten aufrief. Punkt 12 Uhr kam Leben in die deutschen Gräben, es folgte ein mächtiger Sprung; 12 Uhr 3 Minuten war die erste Verteidigungslinie der Franzosen, 12 Uhr 13 Minuten die zweite genommen, ein Flankenangriff von dem Wald von Vregny kam bei der Schnelligkeit des Vorgehens gar nicht mehr zur Wirkung, und am späten Nachmittage des 13. Januar war der ganze Hochflächenrand in deutscher Hand. Der Feind vermochte sich nur noch in den Mulden und auf den zum Aisnetal hinabfallenden Hängen zu halten. Das Gelingen dieses deutschen Angriffes brachte die in Gegend der bewaldeten Höhe gegen den deutschen rechten Flügel vordringenden Franzosen in eine verzweifelte Lage. Denn als am 14. Januar der äußerste rechte Flügel der Deutschen seinen umfassenden Angriff wieder aufnahm, und aus der Mitte — über Crouy — deutsche Truppen nun westwärts einschwenkten, da blieb den gegen die bewaldete Höhe vorgedrungenen Franzosen nichts anderes übrig, als sich zu ergeben. Ein Zurück gab es jetzt nicht mehr, da die deutsche schwere Artillerie das Aisnetal beherrschte. Am gleichen Tage wurde der Feind auch von den Hängen der Höhen von Vregny hinuntergeworfen, soweit er nicht schon während der Nacht gegen und über die Aisne zurückgeflutet war. Eine Kompagnie des Leibregiments drang bei Dunkelheit sogar bis in die Vorstädte von Soissons ein. Unsere Patrouillen säuberten das ganze Vorgelände bis zur Aisne vom Feinde; nur in dem Flußbogen östlich der Stadt vermochten sich französische Abteilungen noch zu behaupten.

In den mehrtägigen Kämpfen bei Soissons wurde der Feind auf einer Frontbreite von etwa 12 bis 15 km um 2 bis 4 km zurückgeworfen, trotz seiner

starken Stellungen und seiner numerischen Überlegenheit. Auf seiner Seite hatten die 14. Infanterie- und 55. Reservedivision, eine gemischte Jägerbrigade, ein Territorial-infanterieregiment, außerdem Turkos, Zuaven und marokkanische Schützen gefochten. Von dieser Truppenmacht gerieten mehr als 5000 Mann in deutsche Gefangenschaft; die Kriegsbeute war sehr ansehnlich. Es wurden erobert 18 schwere, 17 leichte Geschütze, ferner Revolverkanonen, zahlreiche Maschinengewehre, Leuchtpistolen, Gewehr- und Handgranaten, endlich außerordentlich große Mengen von Infanterie- und Artilleriemunition.

Diesen glorreichen Kampf führte die deutsche Truppe nach langen Wochen des Stillschweigens in einem Winterfeldzuge, dessen Witterung Regenschauer und Sturmwinde waren. Auch an den Kampftagen selbst hielten Regen und Wind an. Die Märsche erfolgten auf grundlosen Wegen, die Angriffe über lehmige Felder, durch verschlammte Schützengräben und über zerklüftete Steinbrüche. Vielfach blieben die Stiefel im Kot stecken, der deutsche Soldat focht dann barfuß weiter.

Was unsere prachtvolle Truppe — zwar schmutzig anzusehen, aber prachtvoll an Körperkraft und kriegerischem Geiste — da geleistet hat, ist über alles Lob erhaben. Ihre Tapferkeit, ihr Todesmut, ihre Ausdauer und ihr Heldensinn fanden gebührende Anerkennung dadurch, daß ihr oberster Kriegsherr, der in jenen Stunden unter ihnen weilte, die verantwortlichen Führer noch auf dem Schlachtfelde mit hohen Ordensauszeichnungen schmückte. Bekanntlich wurde General der Infanterie v. Lochow mit dem Orden Pour le Mérite und Generalleutnant Wichura mit dem Komtur des Hausordens der Hohenzollern ausgezeichnet.

Neben einer energischen, zielbewußten und kühnen Führung und der großartigen Truppenleistung ist der Erfolg der Schlacht bei Soissons der glänzenden Zusammenarbeit aller Waffen, vor allem der Infanterie, Feldartillerie, Fußartillerie und der Pioniere zu verdanken, die sich gegenseitig aufs vollendetste unterstützten. Auch die Fernsprechtruppe hat nicht wenig zum Gelingen des Ganzen beigetragen.

Auf Truppen und Führer solchen Schlages kann das deutsche Volk stolz sein."

Zu Ehren der beiden Führer, Generals der Infanterie v. Lochow und Generalleutnants Wichura.

* * *

Leutnant Otto v. der Linde, Ritter des Ordens Pour le Mérite.

Das Fort Malonne von Namur von einem Leutnant mit vier Mann durch Handstreich genommen! So geschehen am 24. August 1914.

Leutnant im 5. Garde-Regiment zu Fuß, Otto v. der Linde, Sohn des Amtsgerichtsrats v. der Linde in Potsdam, war der Held. Er war wie die andern Kameraden in den Krieg gezogen, aber keiner hat wie er nach drei Wochen den Degen eines gefangenen feindlichen Fortkommandanten und die Fahne eines eroberten Forts seinen Eltern als Siegestrophäe schicken können. Keiner hat wie er seine jugendliche Brust mit dem ältesten preußischen Kriegsorden, dem „Pour le Mérite", schmücken dürfen.

„Ich mußte mit 500 Mann auf ungedecktem Gelände auf das Fort losgehen. Überall starrten mir Schießscharten entgegen, aus denen es jede Sekunde losknallen konnte, oder ich hätte auf eine der vielen Minen treten können, die ringsherum lagen. Von den Mannschaften, die sich freiwillig gemeldet hatten, sonderte ich aus. Ich nahm von meinem Zug nur vier Mann mit, und im Gänsemarsch näherten wir uns dem Fort. Hinein konnte ich selbst nicht, weil die Brücke über den großen Wassergraben hochgezogen war. Als der Kommandant uns bemerkte, rief ich ihn an und redete ihm vor, daß ein ganzes Regiment und Artillerie draußen im Walde stünden und das Feuer sofort eröffnen würden, wenn noch einen Augenblick mit der Übergabe gewartet würde. Der Kommandant ließ die Brücke herunter, und wir betraten das stark befestigte Fort. Ich ließ jeden einzeln vortreten und untersuchte sie; die Waffen mußten sie im Fort lassen. Meine vier Leute hatten das Gewehr im Anschlag. Der Kommandant von Malonne übergab mir dann seinen Säbel. Dann ließ ich die Belgier in eine Ecke treten, damit sie nicht sehen konnten, wer hereinkäme. Neben dem Kommandanten nahm ich fünf Offiziere und 20 Mann gefangen; die übrigen 400 waren vorher schon geflohen. Ich ließ nun meinen kleinen Zug nachkommen. Die Gesichter der belgischen Offiziere hättet ihr sehen sollen, als sie nachher unsere geringe Anzahl sahen. Ich holte die belgische Flagge herunter, und meine Leute verfertigten aus einer belgischen Hose, einem Hemd und einer roten französischen Leibbinde eine deutsche Fahne und hißten sie. Bis zur Ablösung mußte ich das Fort, das gänzlich unbeschossen war, besetzt halten. Ich erbeutete vier schwere 21-cm-Kanonen und eine Anzahl kleineren Kalibers, über 100 Gewehre und Pistolen, 500 Granaten und mehrere Tausend Gewehrpatronen. Ich wurde erst am nächsten Morgen abgelöst. Wir taten uns inzwischen gütlich an den großen Mengen aufgestapelter Vorräte."

Ein preußischer Leutnantstreich im Kriege! Ja, sie machen ihn uns, schon nach Bismarcks Wort, nicht nach, unsern preußischen Leutnant.

Durch die Maas an den Feind.

Als erster in seinem Regiment, dem Sächsischen Kronprinzen-Regt., erwarb sich der Gefreite Illmann das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

„Es war am 23. August 1914. Nach harten Kämpfen waren wir bis an die Maas vorgedrungen. Das gegenüberliegende Ufer war von Franzosen und Belgiern dicht besetzt. Die feindlichen Truppen hatten sich in Häusern versteckt und an dem steilabfallenden, mit Gestrüpp bewachsenen Flußufer staffelweise Schützengräben angelegt. Die Vertreibung des Feindes durch Gewehrfeuer war aussichtslos, und Artillerie war nicht zur Stelle.

Während unsere Offiziere noch überlegten, was zu tun sei, bemerkte ich am jenseitigen Ufer mehrere Kähne. Ich machte den Führer meiner Kompagnie, Herrn Hauptmann Büttner, hierauf aufmerksam und bat um die Erlaubnis, hinüberschwimmen und einen Kahn holen zu dürfen. Nachdem mein Hauptmann seine Zustimmung gegeben hatte, entledigte ich mich meiner Kleider und sprang,

nur mit dem Hemd bekleidet, in die Maas, die an dieser Stelle etwa 80 m breit war. Da ich guter Schwimmer bin, erreichte ich ohne Schwierigkeit das andere Ufer. Jetzt machte ich mich sofort daran, einen Kahn frei zu bekommen. Die ersten drei Kähne waren unbrauchbar, erst der vierte, ein völlig neuer schöner Kahn, schien mir geeignet. Kaum hatte ich aber den Versuch gemacht, den Kahn loszubinden, da erhielt ich aus den anliegenden Häusern auch schon heftiges Feuer, so daß ich ins Wasser springen und untertauchen mußte. Nach vieler Mühe gelang es mir endlich, den Kahn loszumachen, ich nahm die Kette in den Mund und schwamm zurück. Obwohl ich fortwährend beschossen wurde, erreichte ich glücklich das Ufer.

Mein Hauptmann griff, im Granatfeuer stehend, erfreut in die Tasche und überreichte mir 3 Mark. ‚Aber, Herr Hauptmann, wo soll ich mit den 3 Mark hin, ich habe doch nichts an', sagte ich. Alles lachte, doch im nächsten Augenblick hatten meine Kameraden die Sachen herbeigeholt, so daß ich mich wieder ankleiden konnte.

Als dann abends die Wassernebel aufstiegen, trat ich in Gemeinschaft mit fünf Freiwilligen in dem Kahn die Fahrt nach dem feindlichen Ufer an. Wir wurden mit heftigem Gewehrfeuer empfangen, ließen uns aber dadurch nicht stören. Wir steckten das Waldgestrüpp und die Häuser, aus denen geschossen wurde, in Brand. Die Flammen und der dichte Rauch schlugen an dem Bergabhange, wo der Feind sich verschanzt hatte, empor; infolge der großen Hitze und des Rauches mußten die feindlichen Stellungen geräumt werden.

Unsere Pioniere konnten nun in Tätigkeit treten und die erste Brücke über die Maas schlagen ...

Mit meinem Hauptmann habe ich später eine französische Vorpostenpatrouille von 14 Mann ‚überrumpelt', so daß sich unsere Truppen nunmehr der französischen Hauptstellung nähern und sie angreifen konnten. Mit 32 Mann holten wir 174 Franzosen aus den feindlichen Schützengräben. Ich trug zwei verwundete Offiziere und vier Mann aus der Feuerlinie und wurde hierbei selbst verwundet."

Gefreiter Illmann wurde darauf zum Unteroffizier befördert und erhielt mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ein ehrendes Schreiben seines Regimentskommandeurs, in dem dieser dem Verwundeten gute Besserung wünschte und hoffte, ihn bald wiederzusehen, denn „wir können solche tapfern Leute brauchen".

Unerschrocken im Zeppelin.

Eine wohlverdiente Anerkennung ist dem Obermaschinisten Richard Luickhardt aus Wilhelmshagen bei Berlin zuteil geworden.

Luickhardt gehörte zu der Besatzung eines Zeppelin-Luftschiffes. Er war in einem unserer schreckenerregenden Luftkreuzer gleich zu Anfang des Krieges losgefahren und war mit dabei, als über Lüttich und Namur deutsche Kriegergrüße herabsanken. Er hat dann bei der Eroberung von Antwerpen seine Umsicht und Unerschrockenheit neu bewährt und sich das Eiserne Kreuz 2. Klasse erworben.

Es war bei einer der letzten Fahrten über Antwerpen, als sein Luftschiff in eine üble Lage geriet. Die belgischen Scheinwerfer hatten es entdeckt, verfolg-

ten es und gaben der Antwerpener Festungsartillerie einen deutlichen Zielpunkt an. Sogleich richtete sich das Feuer der belgischen Geschütze auf das Luftschiff, Granaten, Schrapnells und Flintenkugeln zischten ringsherum. Da ein Krachen. Ein Schrapnell hatte das Gerüst des Ballons an der Stelle des hinteren Propellers zertrümmert. Die schwere Luftschraube neigte sich nach innen und drohte, in die Gondel zu stürzen. Die Lage war sehr kritisch, denn Besatzung und Motore wären unter dem Propeller begraben gewesen; der Ballon hätte niedergehen müssen.

Es galt nun, während der Fahrt das beschädigte Gestänge abzusägen, damit der Propeller, ehe er sich zu weit der Gondel zu gesenkt hätte, herunter zur Erde fiel. Luickhardt meldete sich freiwillig zu der verantwortungsvollen und gefährlichen Aufgabe. Mit einer Metallsäge und Feilen ausgerüstet, kletterte er außen an dem Luftschiff entlang und entfernte inmitten des feindlichen Feuers und bei rasender Fahrt den drohenden Propeller. Die Arbeit hatte mit den unzureichenden Werkzeugen und bei der hängenden Stellung im Netz des Luftschiffes fast eine halbe Stunde gedauert. Aber der Zeppelin war wieder vollständig flott geworden und konnte sich für den empfangenen belgischen Schrapnellschuß seinerseits erkenntlich zeigen.

Bei seinem Sägewerk zwischen Himmel und Erde hatte Luickhardt bemerkt, daß die Hülle des Ballons an einer Stelle weit aufgerissen war und dadurch starken Luftwiderstand bot. Er ging zum zweiten Male an die Arbeit und besserte die Hülle aus, was bei dem scharfen Luftdruck durch die schnelle Fahrt ein sehr schwieriges Unternehmen war.

Doch dem Mutigen winkt das Glück. Es gelang; die Leistungsfähigkeit des Zeppelin war wieder ungemindert und trug viel zu dem Erfolge von Antwerpen bei.

Der tapfere Obermaschinist Luickhardt erhielt das Eiserne Kreuz 1. Klasse und kann es mit berechtigtem Stolze tragen.

Gegen die Russen mit sieben Mann.

„Am 3. September 1914 als fliegende Kolonne in Ortelsburg angekommen, mußte ich mit zwei Mann meiner Gruppe als linke Seitenpatrouille den Vormarsch meiner Kompagnie decken. Wir stießen auf eine fünf Mann starke Kosakenpatrouille und kamen mit ihr ins Handgemenge. Wir schossen sie ab, waren aber dadurch von unserer Kompagnie abgekommen und marschierten in der Richtung auf Willenberg zu bis zum Dorfe Groß-Schiemanen. Hier war der Brigadestab und eine Abteilung Artillerie im Quartier. Ich quartierte mich mit meinen zwei Leuten ebenfalls dort ein.

Ungefähr nach zwei Stunden kamen zwei Männer zu Rad in Groß-Schiemanen an und meldeten, daß an der Chaussee bei einem Blockhaus, das etwa in der Mitte von Ortelsburg und Groß-Schiemanen lag, eine Abteilung Kosaken in der Stärke von 80—100 Mann eingebrochen sei, die furchtbar gehaust und die Einwohner verstümmelt hätten. Da ich gehört hatte, wie dem General diese Mel-

dung gebracht wurde, ging ich zu ihm und meldete mich freiwillig dazu, die Kosaken zu verjagen. Ich sammelte, was ich an Soldaten bekommen konnte, zusammen, auch einen Jäger zu Pferde, und marschierte mit ihnen auf das Blockhaus zu. Dort waren die Kosaken abgesessen und nahmen gegen uns das Feuer auf. Aber sie wurden durch das unerschrockene Vorgehen meiner Leute unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Das ganze Dorf lief zusammen und dankte uns, daß wir sie von dem Raubgesindel befreit hatten.

Ich zog mich nun auf Umwegen nach Groß-Schiemanen zurück. Unterwegs beobachtete ich an einem Nebenweg nach Porkallen, wie russische Artillerie mit Kavalleriebedeckung, annähernd 10000 Mann, in der Richtung von Ortelsburg nach Porkallen zog. Ich brachte die Meldung zum General, der sofort — es war Nacht geworden — unsere Artillerie in einer für uns guten Stellung auffahren ließ und unsere Infanterie zur Verstärkung heranbeorderte. So konnten wir beim Morgengrauen den überraschten Gegner mit schweren Verlusten zurückwerfen. Hätte ich die Meldung nicht gebracht, so wären wir in ein sehr hartes Gefecht geraten und vielleicht verloren gewesen, denn der Feind wollte uns überrumpeln.

Mein Verhalten wurde anerkannt, und ich erhielt das Eiserne Kreuz 2. Klasse.

Wir zogen dann weiter nach Warschau, und ich machte bei meinem Regiment den berühmten strategischen Rückzug mit. Am 18. November 1914 hatten wir eine feste Stellung bezogen, die unter allen Umständen gehalten werden sollte, vom Feind aber mit starker Übermacht bedrängt wurde. Am zweiten Tage — es war der 19. November — wurde ich mit sieben Mann als Patrouille zur Aufklärung fortgeschickt. Da es sehr nebelig war, hatte ich mich im Gelände etwas verlaufen. Ich marschierte auf eine vor mir liegende bewaldete Höhe zu, um mich von dort aus zurechtzufinden. Ich war noch nicht weit gekommen, als mir Landwehrleute ohne Waffen und ohne Kopfbedeckung entgegenkamen und mir erzählten, daß die Russen in der Nacht einen Durchbruch gemacht und unsere Landwehr zurückgedrängt hätten.

Nun war guter Rat teuer. Ich marschierte durch eine Talmulde weiter auf den Bergabhang zu, und es dauerte nicht lange, so erschienen auf der Höhe ganze Kolonnen Russen, welche nach links abmarschierten. Ich schlich mich bis auf 1000 Meter heran, grub mich mit meinen sieben Leuten ein und beschoß die Kolonnen mit Salvenfeuer. Die Russen stoben auseinander und zogen sich ganz nach links, wo ein langgestrecktes Dorf lag, zurück. Dann folgte ich den Russen durch die Talmulde bis an den Südeingang des Dorfes. Jetzt fing ich an, jedes Haus zu durchsuchen, und holte aus jedem Hause Gefangene heraus, aus einem sieben, aus einem anderen zwölf und so weiter. Das letzte Haus war eine große neue Scheune. Als ich auf den Hof kam, wurde die Scheunentür aufgestoßen, und ich wurde beschossen. Nur indem ich mit drei Mann rechts von der Tür sprang, und die anderen vier auf die linke Seite eilten, hatte ich keine Verluste.

Nun standen wir uns wie ein paar Kampfhähne gegenüber. Wenn ich mich im Türrahmen sehen ließ, wurde ich beschossen, kamen die Russen heraus, hätte ich sie beschossen. Ich überlegte mir die Sache und befahl meinen Leuten, die Gewehre durch die Seitenspalten der Türen in die Scheune hineinzuhalten und dann ein mörderisches Feuer abzugeben. Die Russen wurden bei der kurzen

Entfernung furchtbar zugerichtet und warfen auch bald ihre Gewehre heraus. Dann ließ ich sie vortreten. Ganz zuletzt erschien ein preußischer Landwehroffizier mit zwei Landwehrleuten, die von den Russen gefangengenommen waren. Ihre Freude war groß, und der Offizier sprach seinen Dank dadurch aus, daß er mir kräftig die Hand schüttelte, wobei mir und ihm die Tränen in den Augen standen.

Durch das starke Schießen war der Brigadeadjutant mit mehreren Offizieren und einer Jägerpatrouille, die sich in der Nähe befunden hatten, herbeigelockt worden. Ich hatte 260 Gefangene außer den Verwundeten gemacht. Ein schöner Fischzug mit meinen tapferen Sieben, die alle das Eiserne Kreuz 2. Klasse bekamen und zum Teil zu Unteroffizieren befördert wurden.

Mir selbst wurde für diesen Erfolg das Eiserne Kreuz 1. Klasse verliehen."

Unteroffizier Hugo Sonntag vom Infanterie-Regt. Nr. 176, 1. Komp.; Maschinenbauer in Kiel.

Dulce et decorum est pro patria mori.

1.

Hauptmann Dahm.

Hauptmann im Infanterie-Regt. Nr. 29, Kurt Dahm, Ritter des Eisernen Kreuzes 2. und 1. Klasse, Sohn des Stadtrats a. D. Adalbert Dahm in Berlin-Schöneberg, fiel am 23. Dezember 1914 bei Perthes-Tahure im heldenmütigen Kampfe an der Spitze seines Bataillons. Groß geworden in altpreußischen Anschauungen, war er ein ausgezeichneter Soldat, der es in zahlreichen Gefechten und Schlachten verstanden hatte, seine Truppe zur höchsten Begeisterung zu entflammen und sie zu vielen ruhmvollen Taten anzufeuern.

Als die von dem französischen Generalissimus Joffre befohlene Offensive erfolgte, war das Bataillon Dahm am 20., 21. und 22. Dezember 1914 in besonders schwere Kämpfe verwickelt, die Heldenschar bereitete aber dem weit überlegenen Feinde eine volle Niederlage. Am 23. Dezember erfolgte ein neuer Angriff mit frischen und starken Kräften auf unsere sehr wichtige Stellung. Ein außerordentlich heftiger Artillerieüberfall sollte diese erschüttern und den Infanteriemassen die Zerschmetterung unserer Tapferen ermöglichen. Es gelang auch den Franzosen, unter riesigem Einsatz von Artilleriemunition nahe an unsere Stellung heranzukommen. Bataillon Dahm und 2. Bataillon hielten trotz fürchterlichsten Artilleriefeuers die Stellung; Kurt Dahm, der Führer, inmitten seiner Leute dauernd mit dem Gewehr auf die anstürmenden Franzosen schießend.

Da, als es den Franzosen fast gelang, vom rechten Flügel her in das Wäldchen vor unserer Stellung vorzudringen, stürzte er sich mit etwa dreißig Leuten seines Bataillons dorthin und nahm gegen den Feind das Feuer auf. Hier galt es, seine ganze Persönlichkeit einzusetzen. Er verstand, sie einzusetzen. Das Feuergefecht steigerte sich mehr und mehr, Hauptmann Kurt Dahm erlitt hierbei den Heldentod. Der Herr Regimentskommandeur schreibt:

„Das Regiment hat einen seiner tüchtigsten Offiziere verloren; hervorragend tapfer und kühn, war er in allen Kämpfen immer dort zu finden, wo es am

heißesten herging, und sein heldenhaftes, begeisterndes Vorbild hat zu manch schönem Erfolge geführt, sodaß ich ihn hierfür als den ersten im Regiment schon im September zum Eisernen Kreuz 1. Klasse vorschlug, das ihm ja auch kurz darauf verliehen wurde. Kurt Dahm war in des Wortes wahrster Bedeutung ein Held, auf den seine Angehörigen, sein Regiment, das ganze Vaterland stolz sein können."

Viktor Blüthgen widmete dem Sohne der Mark, dem Sinnbilde edelster Soldatentugenden, das nachstehende ergreifende Gedicht:

Hauptmann Dahm.

Ein Lorbeerblatt.

Er war der Liebling vom Regiment,
Oberleutnant Dahm.
Wenn einer heut seinen Namen nennt,
Sie recken sich auf und das Auge brennt:
Schade, daß es so kam!

Sein Mut hat nichts von Zögern gewußt,
Stand drüben der Franzmann zuhauf.
Nicht lange, so führt er mit doppelter Lust
Ein Bataillon, den Sieg in der Brust
Und zwei eiserne Kreuze drauf.

Der Helm durchlöchert, der Rock zerfetzt —
Ihm nach ging's mit Hurra.
Und flog ihm der Absatz vom Stiefel zuletzt,
Dem Feind ward Tritt auf Tritt versetzt,
Bis das glorreiche Ende da.

Die Weihnacht winkte. Kanonengebrüll,
Und die Franzen brachen herfür.
Die Seinen halten wie Mauern still;
Weiß keiner doch, was noch werden will?
Das war am Tag von Tahure.

Der Feind dringt vor — dort wankt man schon,
Wenn keine Hilfe kam — —
Ein trotziger Kommandoton:
Vor dreißig Mann vom Bataillon
Steht hoch ihr Führer Dahm.

„Und droht die Kugel den sichern Schluß
Zu zweier Eltern Gram —
Ich weigere mich nicht dem tödlichen Schuß;
Wenn einer grüßt das eiserne Muß,
Bei Gott, so ist's Kurt Dahm."

Und vorwärts ging's, zum Siegesschlag —
Fortuna, du goldige Dirn! — —
Das war der Reserve großer Tag;
Doch ihr herrlicher Hauptmann am Boden lag,
Eine Kugel in der Stirn.

Zu Weihnacht standen ums Grab sie her
Beim Kirchlein von Tahure;
General und Regimentskommandeur,
Die gaben dem besten Sohne die Ehr'
Und dem wackersten Offizier.

Und fahren die Neunundzwanz'ger nach Haus
Als Sieger vom blutigen Feld
Und binden sich ihren Ehrenstrauß:
Wer leuchtet als strahlendes Vorbild heraus?
Kurt Dahm, ihr Hauptmann und Held.

2.

Leutnant Kurt Schroeder.

Leutnant d. Res. im Grenadier-Regt. Nr. 12, Dr. Kurt Schroeder, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, fand am 30. Oktober 1914 beim Sturm auf Vailly den Heldentod.

Mit männlich ernster Begeisterung war er ins Feld gezogen. Von leidenschaftlicher Vaterlandsliebe erfüllt, hatte er die weltbewegende Bedeutung der gewaltigen Ereignisse erkannt, an deren Vorbereitung er mit dem Schwerte in der Hand mitarbeiten durfte. Durch tapfere Teilnahme an verschiedenen heftigen Gefechten seines Regiments hatte er sich am 1. Oktober in Frankreich das Eiserne Kreuz 2. Klasse erworben. Am Tage seines Heldentodes hatte er sich nach der Überzeugung seines Hauptmanns das Kreuz 1. Klasse verdient. Er sollte das stolze Glück nicht mehr erleben. Der Heldentod dieses, leuchtenden Auges für das Vaterland sterbenden, Lehrers möge unserer Jugend ein Beispiel sein!

Am 31. Oktober 1914 teilte Hauptmann v. Bülow der Witwe des gefallenen Helden den Tod des Gatten in folgendem Briefe mit:

„Aizy, 2½ km nördlich von Vailly a. d. Aisne, den 31. Oktober 1914.

Hochzuverehrende gnädige Frau!

Durch Vermittlung des Grauen Klosters wird die telegraphische Nachricht bereits in Ihre Hände gelangt sein. Nun drängt es mich, Sie und die verehrten Ihrigen meiner herzlichsten aufrichtigsten Teilnahme zu versichern an dem herben Weh, das Sie durch den Heldentod Ihres teuren Gatten, meines lieben, verehrten Reserveoffiziers und Freundes, betroffen hat. Gott wolle Sie, verehrte gnädige Frau, trösten mit der Gewißheit, daß Er den von Ihm Abberufenen zu Sich aufgenommen hat in Sein Reich, wo er aller Erdennot entrückt ist und wohin auch unser Erdenweg uns führt, geht er nach diesem Ziel.

In unserer langen Verteidigungsstellung an der Aisne sollte gestern ein Vor-

stoß gemacht werden, um Vailly zu nehmen und den Feind dort über die Aisne zurückzuwerfen. Die 1. Kompagnie war zunächst in Reserve zur Verfügung des Infanterie-Regiments Nr. 24 in dem Wald genau 300 Meter nördlich der Kirche von Vailly. Als der Angriff der 24er nicht ordentlich vorwärts ging, befahl mir der Kommandant, mit einem Zug eine Lücke in unserer vorderen Schützenlinie auszufüllen und den Angriff vorzutragen. Ich bestimmte hierzu den zweiten Zug unter ihrem Gatten, mit dem ich vorher das Angriffsgelände erkundet hatte. Es ist mir eine Befriedigung, daß ich ihm als Mahnung auf seinen letzten Weg mitgegeben habe: „Denken Sie an Ihre persönliche Deckung. Tapferkeit brauchen Sie niemandem mehr zu zeigen, die kennt die Kompagnie an Ihnen.“ Ich dachte nicht daran, daß ich ihn lebend nicht wiedersehen würde. Er entwickelte seinen Zug zur Schützenlinie und ging dann in ‚Sprüngen‘ (d. h. abwechselnd laufend und liegend) gegen den 400 Meter entfernten Feind vor. Nach dem zweiten Sprung sagte er im Liegen zu seinem Nebenmann: ‚Hier machen wir eine kurze Atempause, und dann geht's wieder vorwärts.‘ Er konnte die Worte nicht ganz aussprechen, eine feindliche Gewehrkugel hatte ihn liegend oben auf den Kopf getroffen und den sofortigen Tod — nach Ansicht der beiden Ärzte des Bataillons, die ihn hier in meinem Quartier sahen — herbeigeführt. Ach, gnädige Frau, auch ich habe sehr viel an diesem ausgezeichneten Mann verloren. Er ist mir in den fast zwei Monaten, in denen ich mit ihm wirken und kämpfen durfte, ein vertrauter Freund geworden, auf den ich stolz war. Meiner Kompagnie war er ein Vorbild ernster Pflichterfüllung, Hingabe und bewundernswerter Tapferkeit, voll Fürsorge für seine Leute, von der ganzen Kompagnie ausnahmslos geliebt und hochgeschätzt, im Offizierkorps gleicher Weise geachtet.

Sein letzter Angriff war, wie ich mich überzeugen konnte, musterhaft, mit Besonnenheit und Schneid durchgeführt. Ohne zu wissen, daß Ihr teurer Gatte schon abberufen war, schickte ich eine Gefechtsordonnanz zu ihm, um ihn zu fragen, ob er Verstärkung oder Munition brauche. Er sollte ihm auch ausrichten, daß er sich die 1. Klasse des Eisernen Kreuzes durch seinen Angriff verdient habe. Der Mann kam zu spät. Er brachte mir die erschütternde Trauernachricht als Antwort. Es ist mir eine Genugtuung, daß wir Ihren Gatten hierher nach Aizy zurückbringen konnten. Heute, 4 Uhr nachmittag, soll er hier auf dem Kirchhof von uns beerdigt werden. . . .

Und nun noch einmal Gott befohlen, verehrte gnädige Frau. Ihren Schmerz und Ihre Trauer teilt von Herzen

Ihr
Ihnen aufrichtig ergebener
v. Bülow.“

Unsere Helden der Luft.

Am 11. Oktober 1914 machte unter der Führung des Hauptmanns Gende ein deutsches Flugzeuggeschwader seinen ersten Besuch über Paris. Ende November fand über Arras ein Luftgefecht zwischen deutschen und französischen Fliegern statt, bei dem drei französische Flieger zur Landung gezwungen wurden.

Aus dieser Zeit erzählte der Kriegsberichterstatter Heinrich Binder von unsern deutschen Fliegeroffizieren:

„In Brüssel traf ich zwei deutsche Flieger, deren Brust das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse schmückte.

Nach einem harten und aufregenden Tag, der in seinen gewaltigen Eindrücken müde machte, rückten wir abends zusammen und tranken auf das Wohl und die Heldentaten der deutschen Truppen eine Flasche. Da schilderte der blutjunge Leutnant, wie sie zu ihrer Auszeichnung gekommen waren.

„Wir haben es nur für Artillerieaufklärung gekriegt."

Artillerieaufklärung!

In durchschnittlich 2500 Meter sausen unsere Flieger in riesigen Elipsen hoch oben in der Luft von der deutschen Batterie bis hinüber zur feindlichen Stellung. Der Motor rasselt und dröhnt. Er surrt und donnert. Und diese Musik beruhigt die Nerven der Flieger. Sie ist so laut, daß hoch oben, in klaren Lüften, der Donner der Geschütze, selbst der schwersten, nicht vernommen wird. Sie spähen mit dem Glas nach der Stellung der feindlichen Batterien und beobachten die Wirkung unserer Schüsse. Sie geben durch Zeichen, die aus militärischen Gründen hier nicht genannt werden können, die Wirkung der Schüsse an. „Links vorbei", „Rechts vorbei", „Zu kurz", und „Zu weit".

Dabei verfolgen die Franzosen die bekannte Taktik, die Stellung ihrer Batterien fortwährend zu wechseln. Aber in rasendem Fluge von durchschnittlich hundert Kilometern Stundengeschwindigkeit kommen die Flieger immer und immer wieder und künden den eigenen Geschützen die neuen Stellungen. So wie der Sperber das Küken umkreist, das dem Schutze der Henne entlaufen ist, so kreist im Äther der Flieger über den Artilleriestellungen und kündet Tod und Verderben an.

Naht er aber der feindlichen Stellung, dann sprühen die Schrapnelle herauf, und die Infanterie gibt ein Massenfeuer auf ihn ab. Er steigt dann höher und höher. Er sieht die Menschen nicht mehr. Nur die Schützengräben sieht er noch als kleine, schmale Striche. Aber die französischen Schützengräben zeichnen sich deutlicher ab: ein feiner roter Strich kündet die Lage der Schützen. Die roten Hosen, die bunten Käppis leuchten herauf.

So saust und rattert der Apparat weiter. Da kommt plötzlich, aus einer Wolke, ein feindliches Flugzeug. Es ist kleiner und leichter als die deutschen. Es hat eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 120 Kilometern und ist bewaffnet. Die deutschen Flieger nennen diesen Typ, einen Farman Doppeldecker, den „Bauernschreck". Aber sie fürchten ihn nicht, denn der Bauernschreck hat bisher noch keinen ernstlichen Erfolg zu verzeichnen gehabt.

Nun gehen die beiden Vögel hintereinander her. Sie versuchen, sich einander zu nähern und auszuweichen. Von den gegenseitig abgegebenen Schüssen hört man nichts. Kaum, daß man das Anschlagen einer Kugel spürt.

Die Flieger gehen höher, zu den schützenden Wolken, und auf einmal ist der eine oder andere in einer Wolkenwand verschwunden, die weiß und dicht im Himmel schwimmt. Wächst die Gefahr, so hilft der Gleitflug nach den eigenen Stellungen.

Dabei muß der Flieger darauf bedacht sein, nicht in die eigene Feuerlinie zu kommen. Denn die Steilgeschütze sprühen ihre Granaten ein paar Kilometer hoch in die Lüfte.

In diesem Hin und Her, in diesem Flug in tausend Gefahren hatten die beiden Flieger mit kurzen Unterbrechungen und Ruhepausen 42 Stunden in der Luft zugebracht.

Durch ihre Aufklärungsarbeit konnten hintereinander in mehrtägigem Ringen 65 feindliche Batterien zum Schweigen gebracht werden.

Nach den ersten Erfolgen wurde ihnen beiden das Eiserne Kreuz 2. Klasse als Lohn. Als sie aber dann immer und immer wieder aufstiegen, unermüdlich und mit wachsender Freude, als sie bestimmt und mit zunehmender Deutlichkeit eine Batterie nach der anderen aufklärten, als das Feuer des Gegners schwächer und schwächer wurde, und man am Schluß des mehrtägigen heißen Kampfes die Summe des Geleisteten sah, als man sah, wie der Apparat die Spuren des feindlichen Feuers zeigte, und als man dann 65 feindliche Batterien zusammengeschossen hatte, da wurde den beiden jungen Offizieren die höchste Auszeichnung, die der Soldat sich erwerben kann: das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

Aber sie haben keine Zeit, die Glückwünsche und den Dank der Kameraden sich anzuhören.

„Kinder, ich muß schlafen," sagte der eine um Mitternacht. „Um 5 Uhr morgens muß ich nach Ostende, ein paar Bomben herunterwerfen. Hoffentlich bleibt das Wetter schön, daß man ordentlich in die Engländer hineinpfeffern kann."

Am andern Morgen sahen wir zum Himmel, und es war schönes, klares Wetter. Da wußten wir, daß weit im Westen Schrecken und Angst sich breitete, und daß hoch oben, glänzend wie ein silberner Vogel, eine deutsche Taube ihre Kreise über dem Feinde zog."

Der Heldentaten der deutschen Flieger sind inzwischen Legion geworden. Ihre junge, unerprobte Waffe hat sich wie unsere Marine ein eigenes ruhmreiches Kapitel in der Geschichte dieses Krieges erworben. Entäußerung der Person vor der Hingabe an die Sache schuf auch hier die Überlegenheit und den Erfolg.

Den Fliegeroffizieren und Rittern des Eisernen Kreuzes 1. Klasse Adami, Claes, Dr. Hermann Elias, Genée, Geyer, Hailer, König, Kühn, v. Pannwitz, Schlemmer, Stadelmeyer, v. Stietencron, Wegener u. a. zu Ehren.

Im Granatfeuer allein am Maschinengewehr.

Am 10. Dezember 1914 schrieb Leutnant d. Res. Karl Lausterer, Regierungsbaumeister in Reutlingen, an seinen Vater in Metzingen:

„Gestern abend wurde mir in der vorderen Linie die frohe Botschaft überbracht, daß ich Ritter des Eisernen Kreuzes 1. Klasse geworden bin. Von Herzen freue ich mich über diese Auszeichnung. Sie ist mir ein Beweis dafür, daß meine Tätigkeit in diesem Feldzug und vor allem meine Mitwirkung in den letzten

Gefechten des Regiments von meinem verehrten Regimentsführer in hohem Maße anerkannt wird.

Am 19. November nahm ich als Führer der Maschinengewehrkompagnie an einem Angriff des Regiments auf einen starkbefestigten Stützpunkt in den Argonnen teil und hielt mich während des Gefechts bei demjenigen der einsetzenden Maschinengewehre auf, dem die wichtigste und schwierigste Aufgabe zufiel. Als der französische Schützengraben genommen war, setzte ein heftiges französisches Artilleriefeuer ein. Die Granaten sausten dicht über unsere Köpfe weg und wühlten da und dort den Boden auf. Dicht neben uns wurde eine Eiche durch Volltreffer wie ein Zündholz abgeknickt und gerade in dem Augenblick, als ich mich für einige Minuten vom Maschinengewehr entfernt hatte, um die Zufuhr von Kühlwasser zu beschleunigen, wurde dessen gesamte Bedienungsmannschaft durch eine Granate zu Boden gestreckt und mehr oder weniger schwer verletzt. An der Ausführung meines Entschlusses, das Maschinengewehr nun persönlich zu bedienen, wurde ich für einige Augenblicke durch eine dicht vor mir einschlagende Granate verhindert. Der von ihr aufgewirbelte Boden wurde mir mit solcher Macht an den Leib geschleudert, daß ich nach rückwärts fiel. Ein hinter mir vor einer Eindeckung sitzender Infanterist fing mich dabei mit dem Ausruf ‚O weh!' in seinen Armen auf. Ich blickte zuerst an mir herunter, ob nirgends Blut hervorquoll. Ich hatte jedoch zum Glück keine Verwundung erlitten und bediente mein Maschinengewehr mitten im Granathagel noch solange selbst weiter, als es der Gefechtszweck erforderte. Den Angriff am 1. Dezember, ebenfalls bei Verdun, habe ich mit der von mir geführten Maschinengewehrkompagnie durch überhöhend abgegebenes Feuer (auf ganz kurze Entfernung) in erfolgreicher Weise unterstützen können und zwar ohne einen Mann in meiner Kompagnie zu verlieren.

Die Auszeichnung, die ich nun erhalten habe, wird mir ein Ansporn sein, auch fernerhin meine Pflicht als Krieger zu erfüllen. Wenn auch manchmal der Wunsch, dereinst zu meinen Lieben in der Heimat zurückkehren zu dürfen, sich meiner bemächtigt, sei dennoch meine Losung: ‚Vorwärts mit Gott, für Kaiser, König und Vaterland'. Herzlich grüßt Dich Dein Sohn Karl."

Leutnant d. Res. Karl Laufterer ging als Zugführer der Maschinengewehr-Kompagnie des Infanterie-Regts. Kaiser Wilhelm König von Preußen (2. Württ.) Nr. 120 am 8. August 1914 ins Feld. Er hat seitdem an sämtlichen Schlachten und Gefechten des Regiments teilgenommen. Das Eiserne Kreuz 2. Klasse hatte er sich für die erfolgreiche Führung seines Zuges in den Kämpfen bei Varennes (19/22. September) erworben.

Übrigens ist die Familie Laufterer eine alte Soldatenfamilie. Ein Bruder des Vorigen, Leutnant Oskar Laufterer vom Infanterie-Regt. Nr. 120, fiel am 25. August 1914 beim Sturm auf Hohéville in der Nähe von Nancy. Der Vater, Oberpostkassier A. Laufterer in Metzingen, nahm am Kriege 1870/71 teil. Der Urgroßvater hat die Feldzüge 1812 bis 1815 mitgemacht und sich dabei vier Auszeichnungen erworben; eine von ihnen 1812 dafür, daß er eine bereits stark unter Feuer genommene Brücke sprengte und so seine Württemberger vor der nachdrängenden Übermacht rettete.

8*

Hut ab vor Unteroffizier Siewon!

Unter den Verwundeten, die Ende Oktober 1914 in Dessau eingeliefert wurden, befand sich der mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse geschmückte, aus Oberglogau gebürtige Unteroffizier Siewon vom Reserve-Infanterie-Regt. 102.

Im Hexental im Elsaß hatten gegenüber unserer Stellung die Franzosen Schnellfeuerbatterien aufgefahren, die aus einer unerforschlichen Deckung ihr verderbenbringendes Feuer auf uns streuten. Die Verluste waren stark, namentlich sächsische Regimenter hatten sehr darunter zu leiden. Das Hexental wurde bald allgemein der „Hexenkessel" genannt.

Unteroffizier Siewon, der als Kundschafter immer eine besondere Kühnheit an den Tag gelegt hatte und dafür bereits das Eiserne Kreuz 2. Klasse trug, meldete sich, um die Stellung der gefährlichen französischen Batterien zu erkunden. Ihm schlossen sich ein paar Kameraden an, denn hier galt es, ein Werk zu leisten, das nicht nur unsern Angriff wirksam vorbereiten sondern vorher Hunderten von Kameraden Leben und Gesundheit retten konnte.

Siewon zog mit seiner kleinen Truppe aus, um zunächst einen günstigen Beobachtungsposten zu erspähen. Er mußte dabei der Schußrichtung der feindlichen Geschosse nachgehen und kehrte allein zurück; seine Kameraden hatten die feindlichen Granaten getötet ... In einem Walde hatte er einen hohen Baum gekennzeichnet, der ihm als Beobachtungsposten geeignet erschien.

Die Arbeit begann, denn es war nicht bloß nötig, zu beobachten, sondern der eigenen Batterie die Richtung genau anzugeben, damit sie ihr Feuer wirksam gestalte. Unteroffizier Siewon unternahm es also, eine Fernsprechverbindung zwischen den sächsischen Batterien und seinem Beobachtungsposten herzustellen. Es geschah unter dem Hagel feindlicher Geschosse. Kaum war die Leitung gelegt, so war sie an einer andern Stelle von den Granaten wieder zerstört. Nur sprungweise konnte die schwere Arbeit vorgenommen werden, weil ringsherum die Geschosse einschlugen.

Endlich war der tapfere Mann an dem vorher von ihm gekennzeichneten Baume angekommen. Die Leitung war in Ordnung, die Verbindung mit unserer Batterie war da.

Siewon erkletterte nun den Baum und gab der sächsischen Artillerie die Richtungszeichen. Aber schon krachte es in den Ästen von einschlagenden feindlichen Granaten. Die Franzosen hatten den Winker bemerkt und überschütteten ihn mit ihrem Feuer. Um den unerschrockenen Deutschen herum barsten die Bäume und platzten die Granaten. Seine Uniform wurde an mehreren Stellen zerfetzt, er selber blieb wie durch ein Wunder verschont.

Zur besseren Verständigung mit der sächsischen Artillerie war Siewon mehrere Male von seinem Baume heruntergestiegen, um telephonisch nähere Anweisungen zu geben. Die sächsische Artillerie setzte danach ihre Richtung ein. Das erste Geschütz der Unsern krachte und ging, wie Siewon beobachtete, 50 Meter zu kurz. Siewon stieg von seinem Baume herab, um es durch die Fernsprechleitung zu melden. Der zweite Schuß krachte und — traf! Eins der feindlichen Geschütze stob zertrümmert in die Höhe. Jetzt war die sächsische Artillerie eingeschossen



Hut ab vor Unteroffizier Siewon!

und räumte in einer halben Stunde mit den französischen Schnellfeuerbatterien auf. Was nicht zerstört wurde, wandte sich zur Flucht.

Eine wahre Heldentat war geleistet worden. Als Unteroffizier Siewon zu seinem Regiment zurückkam, brach er erschöpft zusammen. Er empfing unter dem bewundernden Danke seiner Vorgesetzten das Eiserne Kreuz 1. Klasse und wurde ins Lazarett geschickt, um seine Nerven wiederherzustellen.

Motorradfahrer Karl Schmidt.

Karl Schmidt war bei Ausbruch des Krieges Reservist des 3. Garde-Feldartillerie-Regts. und städtischer Arbeiter in Flensburg.

Er zeichnete sich gleich zu Anfang des Krieges aus. Schon am 20. August 1914 erhielt er nach dem Gefecht von Tirlemont das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Er leistete namentlich als Motorradfahrer wertvolle Aufklärungsdienste. Sein Eisernes Kreuz 1. Klasse erwarb er sich in Westflandern.

Er hatte eines Tages wieder aufzuklären und fuhr mit seinem Motorrade das Gelände ab. Auf der Chaussee nach St. Nikolas sah er sich plötzlich im Nebel einer starken englischen Truppenabteilung gegenüber. Unbemerkt zu entkommen, war ganz unmöglich. Da versuchte es Schmidt mit der Kaltblütigkeit. Er fuhr in sausendem Galopp in die Engländer hinein und schimpfte laut, weshalb sie ihm nicht Platz machen. Inzwischen war er aber schon an ihnen vorbeigejagt. Jetzt merkten die Engländer erst, was für einen Vogel sie hatten entschlüpfen lassen, und sandten ihm einige Kugeln nach. Schmidt aber hatte längst auf einem Seitenwege Deckung gefunden und fuhr nun schleunigst zu seiner Truppe, um ihr die Begegnung zu melden. Den Engländern wurde der Weg abgeschnitten, und es blieb ihnen nichts übrig, als sich gefangen zu geben. 350 Mann und 6 Offiziere fielen den Unsern in die Hände.

Ein andermal gelang dem kühnen Motorfahrer sein unerschrockenes Vorgehen nicht. Er geriet in englische Gefangenschaft, man riß ihm in ohnmächtiger Wut sein Eisernes Kreuz ab und setzte ihn in einer Baracke hinter der Front fest. Aber Schmidt benutzte die Baufälligkeit der Baracke und befreite sich. Er überwältigte den Posten und gelangte unter den größten Anstrengungen und Gefahren durch die feindliche Linie wieder zu seinem Bataillon zurück.

Er brachte wichtige Meldungen mit, erhielt das Eiserne Kreuz 1. Klasse und wurde, nachdem er schon früher Unteroffizier geworden war, zum Wachtmeister befördert.

Beim Sturm auf Dixmuiden.

„Das Eiserne Kreuz 2. Klasse erhielt ich am 17. September 1914 für mein Verhalten in den Gefechten bei Grévic und Hoéville, das Eiserne Kreuz 1. Klasse am 12. Dezember für den Sturm auf Dixmuiden, bei dem ich an der Spitze von zwei Kompagnien als erster Offizier von Süden her in die Stadt eingedrungen war.

Es war am 10. November 1914 mittags 1 Uhr, als das Brigade-Ersatz-Bataillon 12 den Befehl erhielt, die vom Gegner hartnäckig verteidigte Stadt Dixmuiden von Süden her anzugreifen zur Unterstützung der Brigade Reuter, die von Norden her gegen die Stadt vorgehen sollte.

Die 1. Kompagnie, die zu führen ich die Ehre habe, hatte bei Eessen-Kastel, 2 Kilometer südlich Dixmuiden, verdeckt Aufstellung genommen. Im schnellen Vorwärtsgehen zusammen mit der 4. Kompagnie, die rechts von ihr eingesetzt worden war, gewann sie ohne Verluste etwa 500 Meter Boden, dann zwang uns das immer stärker werdende feindliche Infanteriefeuer zum sprungweisen Vorgehen.

Als der linke Flügel der 1. Kompagnie Château, eine an der Straße Dixmuiden-Woumen in einem Parke gelegene Häusergruppe, erreicht hatte, wurde die ganze Linie plötzlich von einem derartigen Granat- und Schrapnellfeuer eingedeckt, daß ein weiteres Vordringen vorderhand ausgeschlossen war. Ein vor uns befindlicher Graben bot uns einige Deckung; hier mußten wir etwa 2½ Stunde ausharren, aus der Front und besonders von der linken Flanke her von einer bei St. Jacques-Chappelle aufgefahrenen feindlichen Batterie heftig beschossen. Gegen 4 Uhr, als im Norden von Dixmuiden der Kampflärm an Stärke zunahm, ein Zeichen, daß der Angriff der Brigade Reuter in vollem Gange war, gab ich beiden Kompagnien den Befehl, sich gruppenweise weiter vorzuarbeiten. In ganz kurzen Sprüngen, jeden Graben, jeden Erdaufwurf nach Möglichkeit als Deckung benutzend, ging es nun unaufhaltsam gegen die feindliche Stellung vorwärts, wobei mancher brave Kamerad in seinem Blute zurückbleiben mußte. So erreichten wir gegen 5 Uhr nachmittags den vordersten, vom Gegner bereits aufgegebenen Schützengraben, in dem Belgier, Franzosen und Zuaven tot umherlagen.

Inzwischen war die Dämmerung hereingebrochen. Kaum 500 Meter trennten uns noch vom Bahndamm und dem Südeingang der Stadt. Da raffte ich alles, was von Mannschaften noch um mich herum war, zusammen; im Marsch, Marsch stürmten wir vorwärts, erreichten den Bahndamm und drangen in die Stadt ein, die der Gegner schleunigst räumte und nun seinerseits aus rückwärtigen Stellungen unter Feuer nahm. Krachend schlugen die Granaten in die Stadt, in dem Häusermeer einen Höllenlärm verursachend. Im Feuerschein der brennenden, in sich zusammenstürzenden Gebäude drangen wir bis zum Marktplatz vor, wo Teile der Brigade Reuter, von Norden her in die Stadt eingedrungen, sich gerade sammelten. Hier stellte ich mich, da die Verbindung mit meinem Bataillon bei dem schnellen Vorgehen verloren gegangen war, dem Oberst zur Verfügung."

Mahling, Hauptmann d. Res. und Führer der 1. Kompagnie im Brigade-Ersatz-Bataillon 12, Rechnungsrat in Berlin.

Wehe den russischen Horden!

1.

Landwehrunteroffizier Ernst Scherff.

Landwehrunteroffizier Ernst Scherff stammt aus Sagard in Pommern und hat sich seine Eisernen Kreuze in den Kämpfen um Lodz verdient.

Mitte November 1914 waren die Kämpfe dort besonders schwer. Die Russen stellten sich immer wieder.

Vor der Front, in der Landwehrunteroffizier Scherff seinen Schützengraben hatte, standen, einige hundert Meter weit den Russen zu, ein paar strohbedeckte Katen, die die Aussicht nach den feindlichen Linien stark behinderten. Der Bataillonskommandeur forderte Freiwillige auf, das Gehöft zu beseitigen. Ein Leutnant und Unteroffizier Scherff wurden ausersehen. Mit je einem Bündel Stroh unter dem Arm zogen die beiden inmitten des wütendsten feindlichen Kugelregens los, um die Gebäude in Brand zu stecken. Es gelang ihnen, das erste der Häuser zu erreichen — und bald brannte es lichterloh.

Leutnant und Unteroffizier kehrten unversehrt wieder zurück.

Doch die Flammen des ersten Hauses hatten nicht um sich geschlagen und waren nicht auf die andern Gebäude übergetrieben. Da fragte der Major den Unteroffizier Scherff, ob er es noch einmal wagen und auch die andern Gebäude anstecken wolle. Ohne sich lange zu besinnen, nahm unser Pommer ein zweites Bund Stroh unter den Arm, schlängelte sich kriechend an sein Ziel — und in wenigen Augenblicken stand das ganze Gehöft in Flammen. Ein glänzendes freies Schußfeld lag jetzt zwischen unsern Truppen und den Russen, die nun, als sie ihre Deckung verloren hatten, das Laufen kriegten.

Das Eiserne Kreuz 2. Klasse war verdient.

Ein andermal verließ Ernst Scherff im dichtesten Kugelregen mit geheimnisvollem Auftrage seinen Platz im Schützengraben. 250 Meter hinter der Front buddelte er sich ein. Nicht lange, so surrte ein auf einer Erkundungsfahrt begriffener russischer Flieger in nicht allzu großer Höhe heran. Ruhig und unerschrocken wie neulich beim Gange nach dem Gehöft, nahm der Unteroffizier ihn aufs Korn und schoß ihn herunter. Unsere Stellung war dadurch geheimgehalten worden, und wir konnten uns auf den überraschenden Angriff gegen den Feind wirksam vorbereiten.

Landwehrunteroffizier Scherff aber bekam das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

2.

Unteroffizier Paul Alkenings.

Bei dem berühmten und schon ausführlich geschilderten Durchbruch des Korps Scheffer-Boyadel durch den russischen Ring nach Brzeziny in der Nacht vom 23./24. November 1914 geschahen persönliche Heldentaten, wie sie einzig dastehen in der Geschichte dieses Krieges.

Eine von ihnen hat General Litzmann selber rühmend hervorgehoben: die Radfahrt des Unteroffiziers Alkenings von seiner Division zum Armeekorps durch von Russen dicht besetztes Waldgelände hindurch. Alkenings hatte eine wichtige Meldung zu überbringen. Durch die opfermütige Ausführung des Befehls hat er mit zum Erfolge der Schlacht beigetragen. Sein Lohn war die hohe Auszeichnung des Eisernen Kreuzes 1. Klasse; das Kreuz 2. Klasse hatte er sich bereits im September erworben.

General Litzmann beglückwünschte den Vater, Postschaffner Alkenings in Lappienen (Kreis Niederung), zu dem tapfern Sohne und schrieb ihm:

„Geehrter Herr Alkenings! Ich beglückwünsche Sie von Herzen zu der wohlverdienten hohen Auszeichnung Ihres tapfern Sohnes, der sich mit seiner berühmt gewordenen Radfahrt von der 3. Garde-Infanteriedivision in Brzeziny zum 25. Reservekorps in Chrusty-Storn — durch ein noch von Russen erfülltes Waldgelände hindurch — ein ganz besonderes Verdienst erworben hat. Möchten Sie an seinem vorbildlichen Verhalten bei neuen rühmlichen Gelegenheiten noch weitere Freude erleben und nach siegreich beendetem Kriege Ihren Sohn in die Heimat gesund und frisch zurückkehren sehen. Litzmann, General der Infanterie."

Aufopfernd für die Kameraden.

„Als wir nach langen beschwerlichen Märschen am 25. August 1914 in Hofstaade in Belgien ankamen, wurden wir sogleich mit fürchterlichem Feuer empfangen. Wir waren mitten in den Franktireurkrieg geraten. Die ganze Zivilbevölkerung einschließlich der Frauen schoß auf uns. Viele meiner Kameraden sind auf so ruchlose Weise gefallen. Mir selbst wurde der Gewehrkolben von einem der wahnwitzigen Kerle weggeschossen, so daß ich nur noch den Lauf in Händen hatte.

Um mich vor dem plötzlichen Feuer etwas zu schützen und um Stellung zu nehmen, suchte ich an einer Scheune Deckung. Da sah ich, wie einer der Belgier auf unsere Verwundeten schoß. Ich mußte es als Sanitäter, dem das Gewehr zerschossen war, mitansehen. Als der Schurke sein Gewehr wieder laden wollte, rannte ich vor und machte ihn mit dem Bajonett unschädlich. Ich nahm mich nun der Verwundeten an, und es gelang mir, mehrere der Kameraden im heftigsten Feuer zu verbinden und aus der Gefechtslinie zu tragen.

Dafür erhielt ich mein Eisernes Kreuz 2. Klasse.

Vom 9. bis 13. September 1914 lagen wir in Eloy fortgesetzt im Gefecht. Da wir andauernd von schwerer Artillerie beschossen wurden, wurde der Verbandplatz in dem Keller eines zweistöckigen Hauses angelegt, auf der andern Seite der Chaussee gegenüber dem Schützengraben.

Trotzdem auf dem Hause das Rote-Kreuz-Zeichen wehte, war es das Ziel der feindlichen Granaten. Der Weg vom Kampfplatz bis zu unserm Verbandplatze wurde überschüttet mit Geschossen. Ich brachte etwa sechs schwerverwundete Kameraden glücklich in das Haus, die von dem Stabsarzt Dr. Laserstein aus Berlin verbunden wurden. Der aufopfernde Arzt erhielt hier später selbst eine schwere Verwundung.

Eine Granate schlug in das Haus mit unsern Verwundeten ein und ließ es in allen Fugen erbeben. Als eine zweite Granate traf, stürzte das Haus in sich zusammen und fing an zu brennen. Die sechs verwundeten Kameraden, der Stabsarzt und sein Assistent, mehrere Regimentsmusiker und die Hausbewohner, im ganzen 35 Personen, lagen unter den rauchenden Trümmern begraben. Ich selber war auch darunter.

Es glückte mir, mich herauszuarbeiten und zu einer bisher nicht gesehenen Tür zu kommen. Mit einem Stein schlug ich die Füllung ein und gelangte auf

diese Weise in einen Nebenkeller, der ein Fenster nach der Straße zu hatte, das aber stark vergittert war. Mit aller Kraft wollte ich die Eisenstäbe entfernen, ich vermochte jedoch nur, den mittelsten umzubiegen. Da die so entstandene Öffnung nur sehr schmal war, zog ich meine Sachen aus, um mich nackend durchzuzwängen. Es gelang mir; ich wollte jetzt zu unsern Schützengräben, um Hilfe zu holen.

Kaum hatte ich die Chaussee betreten, als eine Granate angesaust kam und mich durch ihren Luftdruck weit weg zu unsern Schützengräben schleuderte. Ich blieb besinnungslos liegen und bat, als ich wieder zu mir kam, einige Kameraden um Unterstützung zur Rettung meiner Verwundeten. Das feindliche Feuer war jedoch so furchtbar, daß sich keiner aus dem Schützengraben traute.

Kurz entschlossen nahm ich eine Axt und lief, so schnell ich konnte, zu dem Hause zurück, um zu retten, was noch zu retten war. Auf dem Wege schlug eine Granate wieder dicht vor mir ein, aber wie durch Gottes Willen entging ich auch ihr. Ich kam glücklich im Hause an, durchschlug mit Aufbietung aller Kräfte die Wand zum Nebenkeller und konnte nun die Verwundeten, den schwerverletzten Arzt und alle übrigen aus ihrem Trümmerhaufen befreien und an einem sichern Orte bergen.

Nach dieser Hilfeleistung für meine Kameraden erhielt ich das Eiserne Kreuz 1. Klasse."

Oskar Brieger, Unteroffizier der Landwehr im Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 48.

Der tapfere Wirt von Göppingen.

Der Wirt „Zum Vogel Strauß" in Göppingen hätte es sich hinter seinem Schanktische nicht träumen lassen, daß er noch mal das Eiserne Kreuz 1. Klasse an der Brust tragen und Vizefeldwebel werden wird. Er hat es jedenfalls nicht gemacht wie der Vogel auf seinem Wirtshausschild: den Kopf vorsichtig in den Sand gesteckt, wenn Gefahr am Werke war.

Ehrenreich Holzwarth zog als Landwehrmann mit dem Landwehr-Infanterie-Regt. 120 in den Krieg. Er zeichnete sich sogleich als entschlossener Soldat aus, der namentlich bei Patrouillengängen Hervorragendes leistete. Er erwarb sich bald das Eiserne Kreuz 2. Klasse und wurde zum Unteroffizier befördert.

Im Dezember 1914 erhielt Holzwarth das Eiserne Kreuz 1. Klasse für die folgende Tat.

Unsere Truppen lagen schon längere Zeit den Franzosen in ziemlich untätigem Stellungskampfe gegenüber. Die geringste Annäherung wurde vom Feinde bemerkt und mit heftigem Feuer begrüßt. Auch Patrouillen, wenn sie noch so vorsichtig sich heranarbeiteten, wurden alsbald unter starkes Feuer genommen. Da mußte etwas nicht in Ordnung sein, und Unteroffizier Holzwarth unternahm es, der Sache auf den Grund zu gehen. Er schlich sich nachts an die Schützengräben der Franzosen heran und hatte die Geschicklichkeit, bis in ihre vordere Linie vorzudringen. Er beobachtete scharf die Lage und sah, wie an den Schützengräben Drähte entlangliefen, die ein an einem Baume befestigtes Läutewerk zum Anschlagen brachten, wenn von jenseits sich jemand näherte. Da das nur unsere

Soldaten sein konnten, lag der Fall klar: dieses Läutewerk hatte bisher alle unsere Versuche, die feindliche Stellung auszukundschaften, gemeldet und vereitelt. Ehe es nicht vernichtet war, konnte auch weiterhin nichts ausgerichtet werden. Holzwarth kroch an den Baum heran — jeden Augenblick konnte er selber mit den Drähten in Verbindung kommen und sich verraten — durchschnitt die Drähte, erkletterte angesichts des Feindes, der 15 Schritt von ihm entfernt im Schützengraben lag, den Baum, nahm das verräterische Uhrwerk ab und verschwand nach getaner Arbeit in der Dunkelheit. Die Schnelligkeit, mit der alles ausgeführt wurde, war doch nicht ganz geräuschlos und hatte die Franzosen aufmerksam gemacht. Sie eröffneten ein wütendes Feuer, aber der tapfere Wirt von Göppingen hatte in dem nahen Walde schon seine Deckung gefunden.

Als er zu seinem Regiment zurückkam, war die Freude der Kameraden groß. Das mitgebrachte Läutewerk war ein sehr wichtiges Beutestück. Der Divisionsgeneral ließ Holzwarth kommen, und der Oberst überreichte ihm das Eiserne Kreuz 1. Klasse. In seiner kleinen Ansprache betonte der Oberst, daß Holzwarth bisher in der Division der einzige aus dem Mannschaftsstande sei, der die hohe Auszeichnung erhalten habe. Bald danach erfolgte die Beförderung zum Vizefeldwebel.

Auch die Mannschaften wollten ihren tapferen Feldwebel ehren und nannten einen von den Schützengräben „Holzwarthstraße".

„Na ja, das sind meine alten Brandenburger!"

Mit diesen Worten heftete der Kaiser am 1. Weihnachtsfeiertage 1914 dem Gardisten Gustav Grabow vom 3. Garderegiment zu Fuß das Eiserne Kreuz 1. Klasse an die Brust, als er gehört hatte, daß der junge Held aus der Priegnitz stamme.

Gustav Grabow hatte sich das Eiserne Kreuz 2. Klasse bereits im November 1914 erworben. Dann im Dezember leistete er unserm Heere abermals einen wichtigen Tapferkeitsdienst. Er hatte einen versteckten feindlichen Übergang über die Aisne erkundet, war hinübergegangen und hatte sich in die Stellungen der Franzosen geschlichen. Er hatte dabei die wertvollsten Beobachtungen gemacht. Er wurde entdeckt und mit einem Kugelregen überschüttet. Er sprang, da der von ihm ausgekundschaftete Übergang zu weit ablag, in den Fluß und schwamm unterm heftigsten feindlichen Feuer ans andere Ufer zu seiner Truppe. Die Meldungen, die er mitbrachte, waren äußerst wichtig und retteten seine Kameraden aus einer gefährlichen und verlustreichen Lage. Jetzt konnte unsere Artillerie die bisher verborgene Geschützstellung der Franzosen wirkungsvoll aufs Korn nehmen und sie aufreiben. Unsere Truppen machten einen Vorstoß und gelangten an der Stelle über die Aisne.

Die Mitteilung von der ausgezeichneten Patrouillenleistung Gustav Grabows gelangte bis ans Ohr des Kaisers. Der oberste Kriegsherr wünschte, den Helden zu sehen und selbst mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse zu schmücken. Am 1. Weihnachtsfeiertage war es, als Grabow in einem Kraftwagen abgeholt wurde,

um sich im Hauptquartier zu melden. Er mußte alles genau erzählen, und als er seinen Geburtsort Heinrichsdorf bei Wittstock in der Priegnitz nannte, heftete ihm der Kaiser mit den Worten: „Na ja, das sind meine alten Brandenburger!" das Eiserne Kreuz 1. Klasse an die Brust.

Ehrentafel.

Einer der ersten, die auf dem östlichen Kriegsschauplatze das Eiserne Kreuz 1. Klasse empfingen, war der Leutnant Erich v. Martels zu Dänkern vom 6. Pommerschen Infanterieregiment Nr. 49. Der junge Offizier hatte sich in 5 Schlachten und 23 Gefechten ehrenvoll hervorgetan.

Mit dem Eisernen Kreuz 2. und 1. Klasse wurde ausgezeichnet der Gefreite und Richtschütze Küttner von der Maschinengewehrkompagnie des Reserve-Infanterieregiments Nr. 103 für sein unerschrockenes Verhalten im Gefechte von Sommesous, bei dem er ein Maschinengewehr, dessen Bedienung durch einen Granatschuß außer Gefecht gesetzt worden und das liegengeblieben war, allein aus dem feindlichen Feuer herausholte.

Der Lokomotivführer Heinz Kremer aus Frankfurt am Main wurde bei der Mobilmachung in die 3. Kompagnie des 81. Infanterieregiments eingestellt. Er hat auf dem westlichen Kriegsschauplatz in dieser Kompagnie elf Gefechte mitgemacht und, nachdem sämtliche Offiziere gefallen waren, die Führung übernommen. Er blieb trotz wiederholter Verwundung in der Gefechtsfront bei seiner Kompagnie und ist überall, wie sein Regimentskommandeur Frhr. v. Schleinitz in einem Regimentsbefehle bekanntgab, ein leuchtendes Beispiel von Umsicht und Tapferkeit für alle Unteroffiziere und Mannschaften gewesen. Kremer, der bei seiner Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse zum Vizefeldwebel befördert wurde, hat dann für seine seltene Tapferkeit das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhalten und ist zum Feldwebelleutnant ernannt worden.

Das Eiserne Kreuz 1. Klasse ist, nachdem er das Kreuz 2. Klasse schon früher erhalten hatte, dem Hauptmann Schmittendorf verliehen worden. Hauptmann Schmittendorf steht beim Infanterieregiment Nr. 47. Er hat sich bei der Erstürmung der Côte Lorraine bei Verdun am 21. September 1914 hervorgetan, indem er in einem Walde mit nur 70 Mann ein ganzes feindliches Bataillon in die Flucht schlug. Der kommandierende General überreichte dem tapferen Hauptmann das Eiserne Kreuz 1. Klasse persönlich auf dem Schlachtfelde.

Der Gefreite Bach des Pionierbataillons 24 hat seinem Truppenteil durch hervorragendes Verhalten ganz besonders Ehre gemacht. Während des Schießens mit Minenwerfern hat er in starkem feindlichen Feuer den Mut gehabt, über das freie Feld aus der Deckung herauszugehen, um seine durstenden Kameraden mit Trinkwasser zu versorgen. Später harrte er auf seinem stark befeuerten Beobachtungsposten so lange aus, bis ein Schrapnell ihm beide Beine mit zwölf Kugeln durchbohrte. Er ist Ritter des Eisernen Kreuzes 2. und 1. Klasse wegen seines stets bewiesenen echten Mannesmutes geworden.

Einen schönen Soldatentod ist Landgerichtsdirektor Hauptmann der Reserve Gravenhorst aus Graudenz in den Kämpfen vor Reims 1914 gestorben. In einer Nacht war es den Franzosen gelungen, unsern Truppen einen schwach besetzten Schützengraben zu entreißen und mit mehr als einem Regiment zu besetzen. Unsere heranrückenden Verstärkungen warfen sich auf den Feind, und es kam zu einem blutigen Ringen Mann gegen Mann. Mitten im Getümmel erblickte Hauptmann Gravenhorst den französischen Fahnenträger, stürzte sich auf ihn und eroberte die Fahne. Da traf ihn die feindliche Kugel. Sein Bataillon, das er fast von Beginn des Feldzuges ab geführt hatte und bei dem er sehr beliebt war, rächte seinen Tod und schlug den Feind in die Flucht. Viele tote Franzosen bedeckten das Feld, über 80 unverwundete Gefangene und die eroberte Fahne blieben in unserer Hand. Schon vorher hatte sich Gravenhorst wiederholt durch Tapferkeit hervorgetan und sich das Eiserne Kreuz 2. und bald darauf als bisher einziger in seinem Regiment das Kreuz 1. Klasse erworben. So hatte er einmal mit nur 18 Mann über 200 Engländer, darunter mehrere Offiziere, aus einem Schützengraben herausgeholt und gefangengenommen.

Generalleutnant v. Zastrow, der Gouverneur von Graudenz, erhielt nach der Schlacht von Soldau das folgende Telegramm Hindenburgs: „Ich beglückwünsche Euer Exzellenz zu der tapferen Haltung der Kriegsbesatzungen von Graudenz, Kulm und Marienburg auf dem Schlachtfelde von Soldau und verleihe Euer Exzellenz und den Generalen v. Breugel und v. Wernitz im Namen Seiner Majestät das Eiserne Kreuz 1. Klasse. v. Hindenburg."

Der Berliner Schauspieler und Heldendarsteller Paul Wegener ficht auch auf dem flandrischen Kriegsschauplatz wie ein Held. Am 10. November 1914 erhielt der Künstler wegen seiner hervorragenden Tapferkeit bei der Erstürmung des Friedhofes von Dixmuiden das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Nicht lange danach ist er mit dem Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet und zum Leutnant befördert worden.

Das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse erwarb sich bei den Kämpfen um Verdun der Musketier Ferdinand Drees aus Hamm, der dem 47. Infanterieregiment zugeteilt ist. Er befand sich zur Heilung in einem Feldlazarett, als er erfuhr, daß in der Nähe ein schwerer Kampf tobe. Er sprang vom Krankenlager auf, nahm sein Gewehr und eilte hinaus. Seinem Beispiel schlossen sich unterwegs mehrere Truppenabteilungen an, denen er bald als Führer diente. Ihr Ansturm auf den Feind war so glücklich, daß sie nach kurzer Zeit zwei feindliche Fahnen, eine Batterie von acht Geschützen und 80 Franzosen zu Gefangenen machten.

Vizefeldwebel Gustav Manz von der Pionierabteilung der 3. Kavalleriedivision erhielt die beiden Eisernen Kreuze. Er schreibt: „Teile Ihnen nur nebenbei mit, daß ich am 15. September 1914 mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse und am 8. Oktober mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet worden bin. Die 2. Klasse erhielt ich für eine Eisenbahnsprengung im Rücken der Franzosen und die Vertreibung einer französischen Besatzung aus einem Dorfe des Nachts, mit unseren Handgranaten. Die 1. Klasse erhielt ich für die Erhaltung der Straßenbrücke bei Soissons an der Aisne im feindlichen Feuer, wo ich die schon entzündete, vorbereitete Sprengladung der Brücke vernichtete. Den Franzosen

wurde dadurch ein böser Streich gespielt und unseren siegreich vorgehenden Truppen ein großer Nutzen bereitet."

Dem Musketier Heinrich Müller aus Geestemünde ist das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse verliehen worden; außerdem wurde er zum Vizefeldwebel befördert. Müller gehörte zu einer Maschinengewehrabteilung im Westen. Nachdem die Bedienungsmannschaft seines Maschinengewehrs vollständig abgeschossen war, trug er seinen schwerverwundeten Unteroffizier aus der Feuerlinie in eine Deckung, holte das Maschinengewehr ebenfalls dorthin, kehrte nochmals zurück, um die liegengebliebene Munition zu holen und bediente dann das Maschinengewehr so erfolgreich, daß er zwei feindliche Schützengräben reinfegte und die wenigen Überlebenden zur Flucht zwang.

Für eine gleiche Tat erhielt der Unteroffizier der Reserve bei der Maschinengewehrabteilung 110, Karl Frank aus Sinsheim in Baden, die Beförderung zum Feldwebel und die beiden Eisernen Kreuze.

Unsere Blaujacken.

Das Eiserne Kreuz in der deutschen Marine.

Von Graf Ernst zu Reventlow.

„Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Äußersten.“
Kapitän Meyer-Waldeck (Tsingtau).

Als am 5. August 1914 das Eiserne Kreuz für den bevorstehenden schweren Kampf abermals erneuert wurde, da war zum erstenmal in der Stiftungsurkunde neben dem Heere die Marine ausdrücklich genannt. Nirgends wohl hat diese Erwähnung begeisterteren Jubel erweckt als bei unserer Marine selbst, die jetzt endlich sich vor die langersehnte große Aufgabe gestellt sah und den aufgespeicherten Drang nach Taten nicht mehr von Jahr zu Jahr zu bezähmen brauchte.

Denn in den vergangenen 45 Jahren ist es immer ein Schmerz für die deutsche Marine gewesen, daß sie in dem Kriege 1870/71 nicht nur keine großen Taten leisten konnte, sondern auch in keiner Weise und nach keiner Richtung hin imstande war, auf den Gang des Krieges den geringsten Einfluß auszuüben. Sie war viel zu klein, etwa ein Fünftel so stark wie damals die Flotte Frankreichs, die zweite der Welt. Sich in einen Kampf auf hoher See mit ihr einzulassen, wäre ohne Erfolg geewesen. So mußten die deutschen Schiffe und ihre vor Kampfbegier glühenden Besatzungen mit ansehen, wie die siegreichen deutschen Armeen von Erfolg zu Erfolg eilten und unsterblichen Ruhm an ihre Fahnen hefteten. Seitdem hat nur ein Gedanke die Marine beseelt, um so mehr, je größer und stärker sie wurde: im nächsten Kriege zu zeigen, was man könnte und auch dem mächtigsten, überlegensten Feinde furchtlos entgegenzutreten.

Es wäre aber ein Irrtum, anzunehmen, daß die kleine deutsche Flotte von 1870/71 gar keine Gelegenheit gehabt und benutzt hätte, zu beweisen, welcher Geist in ihr lebte. Von mancher kühnen Einzel-

tat deutscher Kriegsschiffe weiß auch die Geschichte jenes Krieges zu berichten, und diese Taten waren deshalb nicht minder schneidig und bewundernswert, weil sie einen Einfluß auf den Gang der Ereignisse nicht haben konnten. Gerade heute wollen wir daran denken, daß noch zwei hohe Seeoffiziere leben, die zu den wenigen Rittern des Eisernen Kreuzes aus dem Jahre 1870/71 gehören. Es sind die beiden im Ruhestande lebenden Admirale von Knorr und von Bendemann. Knorr war Kommandant des kleinen deutschen Kanonenbootes „Meteor“, und Bendemann befand sich als Schiffsoffizier ebenfalls an Bord des „Meteor“. In dem Gefechte nicht weit von Havanna gegen den an Kraft und Schnelligkeit weit überlegenen französischen Kreuzer „Bouvet“ griff der kleine „Meteor“ mit solcher Kühnheit den Feind an und führte mit solchem Schneid das Gefecht durch, daß der „Bouvet“, durch einen glücklichen Kanonenschuß in seinen Kessel getroffen, flüchtend die Sicherheit des neutralen Hafens von Havanna aufsuchen mußte. Das Eiserne Kreuz erhielt damals auch der treffliche Schütze, Unteroffizier Schramm, der für weiteres tüchtiges Verhalten im Laufe seiner Dienstzeit zum Leutnant befördert wurde.

Blicken wir heute mit Freude und Stolz auf die Taten unserer Marine, so wollen wir doch nicht vergessen, wie auch vor 45 Jahren die deutschen Seeoffiziere und Mannschaften dem deutschen Namen und im besonderen der deutschen Flotte hohe Ehre gemacht haben. Vor allem sollen die Ritter des Eisernen Kreuzes mit ihren würdigen Nachfolgern von heute genannt werden.

Es hat lange gedauert nach dem Kriege von 1870/71, bis die deutsche Flotte zu einer starken Waffe gemacht wurde. Erst vor 15 Jahren ungefähr hat das deutsche Volk begriffen, daß nur eine wirklich starke Flotte von Nutzen sein könnte, und begonnen, eine solche zu bauen. Dieser Bau war noch nicht vollendet, als 1914 der Krieg von unseren Feinden und Neidern entfesselt wurde. Und doch steht heute die deutsche Flotte brennend in Kampfesungeduld der ihr um mehr als das Doppelte überlegenen meerbeherrschenden Flotte Großbritanniens gegenüber, die ihrerseits unterstützt wird durch die Flotten Frankreichs, Rußlands und Japans. Die deutsche Flotte wußte von Anfang an, wie gewaltig die Überlegenheit der vereinigten Gegner sein würde. Sie hat sich aber nicht gefürchtet, sondern von Anfang an dem ewig wahren Grundsatze gehuldigt, daß wenn Krieg und Kampf einmal da sind — dann der Angriff immer die beste Verteidigung ist.

Gleich in den allerersten Kriegstagen, als sie nach der englischen Großsprecherei schon auf dem Grunde der Nordsee ruhen sollte, war die junge deutsche Marine auf dem Plan. Man möchte fast sagen, daß sie den ersten Schuß in dem Kriege abgegeben hat.

Am 2. August, dem ersten Mobilmachungstage, schoß der kleine Kreuzer „Augsburg" die Werftanlagen des russischen Kriegshafens Libau in Brand. Die Nachricht wurde mit bewundernder Freude aufgenommen und hat uns gleich zu Anfang des Krieges mit zuversichtlichem Vertrauen nicht nur in die Gefechtstätigkeit, sondern vor allem in den Geist unserer Flotte erfüllt. Drei Tage später erlebten wir, welch ein todesverachtender Mannesmut unsere Marine beseelte. Der Bäderdampfer „Königin Luise", der zum Minenkriegsschiff umgewandelt worden war, drang bis in die Themsemündung vor, um an der Küste Großbritanniens Minen zu legen. Eine Rückkehr war für das wehrlose Schiff, dessen Besatzung aus Freiwilligen bestand, kaum möglich. Es wurde von dem englischen Kreuzer „Amphion" in den Grund geschossen, der aber bald danach den Erfolg der kühnen Fahrt der „Königin Luise" an sich selber erfahren mußte: er geriet auf eine ihrer Minen und sank. Das war eine schneidige Angriffstat des deutschen Schiffes, einfach an die feindliche Küste zu laufen mit dem vollen Bewußtsein, daß jeder Kreuzer, jedes Torpedoboot — nach Hunderten zählen diese in der englischen Flotte — es mit leichter Mühe in den Grund bohren könnte. Das beirrte die deutschen Seeleute aber keinen Augenblick.

Mit der Minenfahrt der „Königin Luise" begann die Epopöe der Heldentaten der deutschen Marine in unserm gewaltigen Kriege. Ohne historische Entwicklung, ohne erfahrene Kriegsübung hat sie sich an Geiste — und wir wollen für die Zukunft hoffen, auch an entscheidender Kraft — überlegen der alten, berühmten und auf allen Meeren kriegssicheren britischen Flotte gegenübergestellt. Das Ehrenzeichen des Eisernen Kreuzes schmückt ihre streitbaren Angehörigen mit unangezweifeltem Recht.

Der Kriegsausbruch war unsern Auslandsschiffen kaum bekannt geworden, da machten sie klar zum Gefecht. Die beiden Kreuzer „Goeben" und „Breslau", die sich im Mittelländischen Meere befanden, dampften nach der Frankreich gehörigen algerischen Küste und beschossen mit ihren Kanonen die Küstenwerke und Hafeneinrichtungen von Bona und Philippeville. Von französischen Schiffen verfolgt, langten sie am 5. August glücklich im neutralen Hafen von Messina an, um sich mit Kohlen auszurüsten. Nach den Neutralitätsregeln mußten die beiden Schiffe aber

bald den Hafen wieder verlassen. Draußen vor der Reede lagen vereint je ein großes englisches und ein französisches Geschwader, bereit, „Goeben" und „Breslau", sobald sie herauskämen, abzufangen und zu vernichten. Am Tage des Abfahrtsabends gingen Offiziere und Mannschaften nach dem deutschen Konsulate, um ihre Testamente niederzulegen und Wertsachen abzugeben; sie mochten sich alle sagen, daß den beiden Schiffen wohl ihre Todesfahrt bevorstände. Am Abend des 6. August verließen „Goeben" und „Breslau" den Hafen von Messina; eine riesige Menschenmenge war an den Molen versammelt. Entblößten Hauptes standen sie da, als sie sahen, wie die Deutschen heiter und furchtlos dem übermächtigen Feinde entgegengingen. Als die deutschen Kreuzer den Innenhafen verließen, traten die Mannschaften auf Deck an, die Musik spielte und alles sang „Heil dir im Siegerkranz". Dann verschwanden sie in der Dunkelheit. Durch geschickte Wahl des Kurses und entschlossene Schnelligkeit gelang den beiden Kreuzern das Unglaubliche: sie brachen durch die Menge der Feinde und entkamen wohlbehalten nach Konstantinopel. Dort haben sie als in „Sultan Jawus Selim" und „Midüllü" umgetaufte türkische Kreuzer durch neue Kriegstaten gegen die russische Flotte im Schwarzen Meer von sich reden gemacht. Ihr Admiral, jetziger Vizeadmiral Wilhelm Souchon, erhielt für seinen glänzenden Durchbruch das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse. Die englische Admiralität aber stellte die Admirale ihres Mittelmeergeschwaders vor ein Kriegsgericht und enthob sie ihrer Stellung.

Mußte die deutsche Hauptflotte sich auch vorläufig noch zurückhalten, um auf günstige Gelegenheiten zu warten und sich nicht vom Feinde übertölpeln zu lassen, so waren die deutschen Unterseeboote um so eifriger beschäftigt, den Geist des kühnen Vordringens zu betätigen. Spricht man von unseren Unterseebooten, so liegt wohl jedem von vornherein der Name Weddigen auf der Zunge. An einem einzigen Herbstmorgen, am 22. September 1914, versenkte er mit den Torpedos seines Unterseebootes „U 9" die drei großen englischen Kreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy" bei Hoek van Holland auf den Grund des Meeres, zusammen mit einer Besatzung von mehr als zweitausendeinhundert Mann. Weddigen erhielt wohlverdientermaßen das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse, und die gesamte tapfere Besatzung seines Unterseebootes wurde mit dem Eisernen Kreuze zweiter Klasse ausgezeichnet. Nicht lange nachher gelang es Weddigen wiederum, einen englischen Kreuzer, den „Hawke", zur Strecke zu bringen. Das erzählt sich jetzt so einfach

und glatt, wie die Geschichte von einer erfolgreichen Pirsch in heller Sommerfrühe. Weddigen und seine Leute waren gewiß die letzten, die anders als im leichtesten Erzählertone über ihre Heldentaten sprachen. Der Kundige aber weiß, wie schwierig und wie nervenanspannend schon das Seefahren allein mit dem Unterseeboote ist, besonders auf den langen Dauerfahrten, welche gerade die deutschen Unterseeboote in der ganzen Welt berühmt gemacht haben. Und nun an den gesichteten Feind in Torpedoschußweite herankommen, ohne daß er einen sieht, das erfordert eine seltene Mischung von Vorsicht, Geduld und Entschlußkraft. Wie viele würden wohl, nachdem der erste englische Kreuzer getroffen und gesunken war, an Weddigens Stelle sich gesagt haben: mehr als diesen Erfolg brauche ich für heute nicht, und wäre zufrieden nach Hause gefahren. Anders Weddigen: mit größter Ruhe und Überlegung fuhr er mitten im feindlichen Geschwader umher, erledigte den zweiten Kreuzer und dann noch den dritten. Dann stürzte sich eine Schar feindlicher Torpedoboote auf ihn, er verlor aber sein kaltes Blut nicht, entzog sich ihnen und langte am nächsten Morgen wohlbehalten im heimischen Hafen an. Später übernahm er das Unterseeboot U 29, um mit diesem dem englischen Handel schwere Verluste beizubringen. Er drang in die Irische See ein und fand hier Ende März 1915 den Heldentod. Er wird als echter Seeheld unserm Volke unvergessen bleiben.

Neben „U 9“ und Otto Weddigen die „Emden“ und Kapitän Karl v. Müller! Wenn, was die „Emden“ vollbrachte: wie sie, von der feindlichen Meute angewetzt, niedersank; wie ein Teil ihrer Besatzung nach einer wahren Odyssee auf einem gekaperten Schoner den bergenden Hafen erreichte — wenn sich, das zu verherrlichen, kein lebender Dichter findet, so wird es der Legende vorbehalten bleiben.

Die „Emden“ war ein geschützter kleiner Kreuzer, dessen Bewaffnung aus zwölf 10,5-cm-Geschützen bestand, und dessen Geschwindigkeit 24,1 Knoten in der Stunde betrug. Sie hatte eine Wasserverdrängung von 3650 Tonnen, und ihre Besatzung war 361 Köpfe stark. Ihr Kommandant war Fregattenkapitän Karl v. Müller. Im fernen Indischen Ozeane hat er mit seinem kleinen Kreuzer monatelang den Schrecken der Meere gebildet. Bei Ausbruch des Krieges war die „Emden“ einer außerheimischen Station zugeteilt, bald gab es keine Nachrichtenverbindung mehr mit der Heimat, das kleine Schiff war auf sich angewiesen. Nirgends ein schützender Hafen, nirgends Aussicht auf Verstärkungen, nirgends irgendeine Gewähr, um sich zu verpflegen, dabei die Gewißheit, daß viele

Dutzende feindlicher Kreuzer auf allen Ozeanen nach den deutschen Auslandskreuzern suchten, um sie zu vernichten. Kapitän v. Müller und seine Leute ließen sich das nicht anfechten. Ihre Aufgabe war, dem feindlichen Seehandel soviel Schaden zuzufügen, wie sie nur konnten. Das haben sie wahrlich getan. Einen englischen Dampfer nach dem anderen ereilte die „Emden", zwang ihn zu halten, ließ die Besatzung das Schiff verlassen und versenkte es dann auf den Grund des Ozeans. Nach Dutzenden zählten die Opfer der „Emden", und ungezählte Millionen Mark hat Kapitän v. Müller mit den Seinen unseren Feinden gekostet. Und als er einmal zwei feindliche Kriegsschiffe — den russischen Kreuzer „Jemtschug" und den französischen Torpedojäger „Mousquet" — in einem indischen Hafen wußte, da stürzte er sich wie der Blitz mit seiner „Emden" auf sie und vernichtete sie beide.

Endlich kam auch für die „Emden" der letzte Kampf. Von allen Seiten gesucht und umstellt, durch die funkentelegraphischen Stationen der Engländer verraten, wurde sie am 9. November 1914 bei der Insel Keeling in der Kokosgruppe im Indischen Ozean von dem übermächtigen australischen Kreuzer „Sidney" angegriffen und zum Wrack geschossen. Ein großer Teil der Besatzung fiel nach heldenmütiger Verteidigung, ein anderer entkam und trat auf dem gekaperten Dreimaster „Ayesha" seine abenteuerliche Irrfahrt an, bis er Ende Januar 1915 endlich in einem arabischen Hafen landete. Kapitän v. Müller, der Schrecken des Indischen Ozeans, war von den Engländern gefangengenommen worden. Er erhielt vom Kaiser das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse, und auf eine Beileidskundgebung zu dem Verluste der „Emden" antwortete der Kaiser, daß eine neue, stärkere „Emden" erstehen wird, „an deren Bug das Eiserne Kreuz angebracht werden soll als Erinnerung an den Ruhm der alten ‚Emden'".

Vor dem Ruhmesglanz der „Emden" wollen wir vier andere deutsche Schiffe nicht vergessen: den kleinen Kreuzer „Karlsruhe" und die drei Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm", „Prinz Eitel-Friedrich" und „Kaiser Wilhelm der Große". Die „Karlsruhe", „Kronprinz Wilhelm" und „Prinz Eitel-Friedrich" sind die würdigen Nachfolgerinnen der „Emden" geworden. Sie verrichteten mit gleichem Schneid dasselbe Vernichtungsgeschäft des britischen Handels und machten England erbeben in seinem Krämergeist. Der Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große" aber, den das Geschick der „Emden" zu ereilen drohte, ist, als er Ende September 1914 von dem überlegenen englischen Kreuzer „Highflyer" in den neutralen

Gewässern der spanischen Kolonie Rio del Oro angegriffen wurde, von seiner Besatzung in die Luft gesprengt worden, um dem Feinde nicht als Beute in die Hände zu fallen. Als Anerkennung für dieses stolze und würdige Verhalten erhielt sein Kommandant, Korvettenkapitän Reymann, das Eiserne Kreuz.

Untergang und Sieg liegen bisweilen dicht beieinander. Wie groß war unser Stolz und unsere Freude über den Sieg des deutschen Kreuzergeschwaders unter der Führung des Vizeadmirals Grafen v. Spee! Bei Coronel an der chilenischen Küste gelang es am 1. November 1914 dem Grafen Spee, ein ungefähr gleichstarkes englisches Geschwader — die Kreuzer „Monmouth", „Good Hope", „Glasgow" und „Otranto" — zu stellen und im Laufe einiger Stunden so gut wie völlig zu vernichten. Sein Kreuzergeschwader hatte sich Graf Spee unter großen Schwierigkeiten zusammenbringen müssen, denn bei Beginn des Krieges waren die Schiffe zersprengt und über weite Ozeanflächen zerstreut. Durch geschickte Berechnung und Gelegenheitsbenutzung gelang die Vereinigung, und ihr folgte der glänzende Sieg von Coronel. Da zeigten deutsche Seeleute, daß sie den Vergleich mit den britischen nicht zu scheuen brauchten, und von jener Schlacht an war der alte Nimbus britischer Unbesiegbarkeit zur See vernichtet, während der deutsche Ruhm durch die Welt hin ertönte. Dem Grafen v. Spee verlieh der Kaiser das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse, einer großen Anzahl der Offiziere und Mannschaften das Kreuz zweiter Klasse. Aber die Braven werden wohl kaum Nachricht davon bekommen, viel weniger ihre Ehrenzeichen erhalten haben. Alle Verbindungen mit dem Vaterlande waren ihnen abgeschnitten, und sie selber ruhten einen Monat später auf dem Grunde des Meeres.

Großbritannien beschloß, die Scharte von Coronel auszuwetzen und um jeden Preis das kühne Geschwader des Grafen Spee zu vernichten, denn man fürchtete, es werde dem britischen Handel auf den Ozeanen ungeheuren Schaden tun. Drei englische Geschwader und ein japanisches machten sich daran, die deutschen Schiffe zu suchen, unterstützt durch die Nachrichten der britischen Funkenstationen in und bei Südamerika. Bei den Falklandsinseln ereilte man am 9. Dezember die Deutschen, umringte sie und beschoß sie solange mit ungeheurer Übermacht, bis die deutschen Schiffe sanken. Die englischen Kriegsschiffe hielten sich während der Schlacht in so großer Entfernung, daß die viel kleineren deutschen Geschütze ihnen wenig Schaden tun konnten, während die Riesenkanonen

der britischen Schlachtkreuzer den Panzer der deutschen Schiffe leicht durchschlugen. Unsere großen Kreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau" und die beiden kleinen Kreuzer „Nürnberg" und „Leipzig" sanken, während der kleine Kreuzer „Dresden" entkam. Fünf Stunden lang hatten sich unsere fünf Schiffe gegen eine Übermacht von zuletzt 43 feindlichen — englische Blätter gaben diese Zahl an — und zum großen Teil an Geschützen überlegenen Schiffen gewehrt. Es war ein rühmlicher Kampf bis in den Tod; der Schild der deutschen Ehre war blank geblieben. Graf v. Spee und seine beiden Söhne mit Hunderten braver deutscher Seeleute starben für Kaiser und Vaterland den Heldentod. Graf v. Spee, der mit der „Scharnhorst" unterging, hatte gehalten, was er zwei Jahre vorher gesprochen hatte, als ihm das Kommando des Kreuzergeschwaders übertragen wurde und er im Begriffe stand, mit diesem die Auslandsreise anzutreten. Da fragte ihn ein Freund, was er tun würde, wenn inzwischen Krieg ausbrechen sollte. „Dann hoffe ich, mich mit vielen Engländern auf dem Meeresgrunde wiederzufinden", antwortete er. Das hat er wahr gemacht.

Verluste, wie bei den Falklandsinseln, können unsere Marine nicht kleinmütig machen; im Gegenteil, sie schärfen ihren Vergeltungsdrang. Wir haben es bisher nicht nötig gehabt, unsere Verluste zu verschweigen, denn an jedem hängt ehrlichstes Mannestum. So sind am 28. August 1914 in der deutschen Bucht der Nordsee, nordwestlich Helgoland, gegenüber einem massenhaft auftretenden Gegner aber dennoch den Kampf aufnehmend und ihn glücklich durchführend, S. M. Schiff „Ariadne", die beiden kleinen Kreuzer „Köln" und „Mainz" und das Torpedoboot „V 187" gesunken; so ist nach wochenlanger und den Feind aufreibender Verteidigung das auf seinem verlorenen Posten todesmutig ausharrende Tsingtau der Übermacht in Ehren erlegen. „Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Äußersten." Darüber hinaus steigert die Tatenlust unserer Marine ein unbezähmbarer Drang nach vorwärts, den zum erstenmal bei der Beschießung von Yarmouth am 3. November 1914 und dann am 16. Dezember beim Angriff auf die beiden befestigten englischen Küstenplätze Scarborough und Hartlepool durch Teile unserer Hochseeflotte Großbritannien an seinem eigenen Leibe gespürt hat. Es war in der Geschichte überhaupt noch nicht dagewesen, daß feindliche Kanonenkugeln auf dem Boden Englands einschlugen und die Erde mit englischem Blute tränkten.

Überall, wo unsere Seeoffiziere und Mannschaften bis jetzt im Feuer gewesen sind, auf der See und unter der See, haben sie ohne Unterschied

in kühner und freudiger Todesverachtung den Kriegsruhm unserer jungen Marine begründet. Das deutsche Volk hatte das nicht anders erwartet, denn auch in den verflossenen Jahrzehnten schon hat die Flotte immer bewiesen, daß sie die höchsten Ansprüche an sich stellt, daß sie von dem brennenden Wunsche und Willen beseelt ist, das Höchste zu leisten. Das will sie in erster Linie dem Feinde zeigen und ganz besonders dem hochmütigen und hinterhaltigen Gegner, welcher den jetzigen Krieg entfesselt hat: Großbritannien.

Aber die deutsche Marine fühlt auch besonders das Bedürfnis, dem eigenen Volke zu zeigen, was sie kann und ihm den Beweis zu liefern, daß all die Liebe und Sorge, mit der unter großen Kosten die Flotte aufgebaut wurde, nicht umsonst gewesen ist. Vor allem gilt ihre Dankbarkeit Kaiser Wilhelm II., und in diesem Danken wird sich auch das ganze Volk heute vereinigen. Daß wir ohne unseres Kaisers unbeirrbares Drängen und unermüdliche Anregung eine deutsche Flotte, die sich sehen lassen kann, heute nicht haben würden, das weiß jeder, der ihre Entwicklungsgeschichte kennt. Wir wissen ja auch, wie der Kaiser immer mit besonderer Liebe an diesem seinem Werke gehangen hat. Niemand im Reiche wird eine größere Freude als er jedesmal empfinden, wenn eine neue kühne Tat ihm gestattet, seiner Marine ein neues Eisernes Kreuz zu verleihen.

* * *

Die Heldentat des „U 9".

Kapitänleutnant Otto Weddigen.

Am 23. September 1914 wurde das deutsche Volk mit der folgenden amtlichen Meldung freudig überrascht: „Berlin, 23. September. Das deutsche Unterseeboot ‚U 9' hat am Morgen des 22. September etwa 20 Seemeilen nordwestlich von Hoek van Holland die drei englischen Panzerkreuzer ‚Aboukir', ‚Hogue' und ‚Cressy' zum Sinken gebracht. Der stellvertretende Chef des Admiralstabes. Behncke."

Das war ein Schlag ins Angesicht des hochmütigen England, der bei uns jubelnd widerhallte und die ganze Welt aufhorchen ließ. Das hatten die deutschen „Ratten", die von England gleich in den ersten Tagen des Krieges aus ihrem Loch gelockt und vernichtet werden sollten, ja eine einzige von ihnen, fertig bekommen.

Schon die nächsten Stunden brachten nähere Mitteilungen über den kühnen Vorstoß des deutschen Unterseebootes. Als Kommandant des Bootes wurde Kapitänleutnant Otto Weddigen bekannt. Sein Name war jetzt in aller Munde. Er war ein Kind Westfalens; er war am 15. September 1882 als Sohn des Fabrikbesitzers und Ratsherrn Weddigen in Herford geboren. Er

trat 1901 in die Marine ein und bewährte bald seinen unerschrockenen Mut, indem er einem Ertrinkenden das Leben rettete. Er erhielt dafür die Rettungsmedaille am Bande. Er vermählte sich Mitte August 1914 mit einer jungen Hamburgerin. Ursprünglich sollte die Hochzeit am 24. September stattfinden und der Polterabend am 22. September sein, aber der ausbrechende Krieg führte schon früher zu einer Kriegstrauung. Vielleicht hat dann Otto Weddigen an das anfängliche Hochzeitsdatum gedacht und sich zu dem Tage einen Polterabend bereitet, der den englischen Gästen, die er dazu lud, noch lange in den Ohren klingen wird. Sein Brautgeschenk der drei britischen Kreuzer aber haben wir alle dankbar entgegengenommen.

Der Eindruck der kühnen Tat war außerordentlich. Die Blätter des Auslandes fast mehr als die deutschen Zeitungen brachten spaltenlange Erzählungen von Augenzeugen und beschäftigten sich eingehend mit „U 9" und der dadurch zu glänzendem Erfolge gelangten deutschen Unterseebootswaffe. Die englische Admiralität hatte zu tun, ihre Beruhigungsmittel auszustreuen, stellte das Sinken des „Aboukir" als gewöhnlichen Kriegsvorfall hin, „wie er beim Patrouillieren vorkommt", und führte den Untergang der „Hogue" und „Cressy" darauf zurück, daß sich diese Schiffe mit Rettungsarbeiten beim Sinken des „Aboukir" aufgehalten hätten. Holländische Schiffer berichteten, daß sie anfänglich geglaubt haben, der „Aboukir", der zuerst getroffen wurde, wäre auf eine Mine gefahren, bis sie weitere Schüsse krachen hörten und die drei Kreuzer in kurzen Zwischenräumen sinken sahen. „Aboukir" legte sich auf die Seite und ging langsam unter; die Schornsteine berührten fast die Wasserfläche, so daß der Rauch aus dem Wasser hervorzuquellen schien. Die „Hogue" wurde im Achterschiff getroffen und sank mit dem Hintersteven nach unten; es war, als ob das Schiff mit einem Satz aus dem Wasser sprang, bevor es senkrecht unterging. Die „Cressy" kenterte langsam, das Unterste legte sich allmählich zu oberst. Es wird von Augenzeugen behauptet, daß sie gefeuert habe, was jedoch von unsern amtlichen Stellen bestritten wird.

Die drei zerstörten Panzerkreuzer gehörten zur „Cressy"-Klasse, hatten je 12200 Tonnen Wasserverdrängung und je 755 Köpfe Besatzung. Sie waren ausgerüstet mit 24,3-cm-Kanonen. Jedes Schiff kostete 20 Millionen Mark. In einer Stunde waren alle drei von dem einen deutschen „U 9" erledigt. Dessen Kaltblütigkeit und Sicherheit waren so überlegen und machten die Lage der drei Kreuzer so verzweifelt, daß sie sich aus der Überraschung nicht zur Verteidigung besinnen konnten.

Der deutsche amtliche Bericht teilte über den Vorfall folgendes mit:

„Am Morgen des 22. September, in der Frühe, befand ‚U 9' sich zwanzig Seemeilen nordwestlich von Hoek van Holland mit annähernd südwestlichem Kurse dampfend. Die See war ruhig, das Wetter klar, teils neblig. Gegen 6 Uhr sichtete man von ‚U 9' aus drei große feindliche Kreuzer, die, bei weiten Schiffsabständen in ‚Dwarslinie' — nebeneinander — fahrend, sich in entgegengesetzter Richtung näherten. ‚U 9' beschloß, zuerst den in der Mitte fahrenden der drei Kreuzer anzugreifen, führte diese Absicht aus und brachte dem Kreuzer, es war die ‚Aboukir', einen tödlichen Torpedotreffer bei. Der Kreuzer sank nach wenigen Minuten. Als nun die beiden anderen Kreuzer nach der Stelle dampften, wo die ‚Aboukir' ge-

sunken war, machte ‚U 9‘ einen erfolgreichen Torpedoangriff auf die ‚Hogue‘. Auch dieser Kreuzer verschwand nach kurzer Zeit in den Fluten. Nun wandte sich ‚U 9‘ gegen die ‚Cressy‘. Beinahe unmittelbar nach dem Torpedoschuß kenterte die ‚Cressy‘, schwamm noch eine Weile kieloben und sank dann. Das ganze Gefecht hat, vom ersten Torpedoschusse bis zum letzten gerechnet, ungefähr eine Stunde gedauert. Von den englischen Kreuzern ist kein einziger Schuß abgegeben worden. — Die Angaben der britischen Presse: in der Nähe des Gefechtsortes hätten sich ‚Begleitschiffe‘ deutscher Unterseeboote befunden, und noch dazu unter holländischer Flagge, sind ebenso unwahr, wie die Erzählungen überlebender Engländer: die Kreuzer seien von mehreren deutschen Unterseebooten angegriffen worden, und habe man durch Geschützfeuer mehrere von ihnen vernichtet. Tatsächlich ist nur ‚U 9‘ dort gewesen. — Nach dem Sinken der ‚Cressy‘ fanden sich mehrere britische Kreuzer, Torpedofahrzeuge usw. an der Stelle ein, und einzelne Torpedobootszerstörer verfolgten das Unterseeboot. Noch am Abend des 22. September — nicht weit von Terschelling Bank — wurde ‚U 9‘ von den Zerstörern gejagt. Mit Einbruch der Dunkelheit gelang es ‚U 9‘ außer Sicht der Torpedofahrzeuge zu laufen.“

Am folgenden Tage langte das Boot mit seiner triumphgekrönten Besatzung unversehrt im heimischen Hafen an. Was ganz Deutschland von ganzem Herzen gewünscht hatte, war glücklich in Erfüllung gegangen. Das Reichsmarineamt ehrte die Helden, indem es ihre Namen öffentlich bekanntgab. Sogleich verlieh der Kaiser dem Kommandanten, Kapitänleutnant Otto Weddigen, das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse, und der gesamten, 25 Köpfe starken Besatzung das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Auch der König von Sachsen spendete an Weddigen und zwei Angehörige der Besatzung Auszeichnungen.

Die Bewunderung und die dankbare Anerkennung in ganz Deutschland für das Heldenboot waren groß. Der Bergwerksbesitzer Emil Sauer in Berlin-Grunewald stiftete in seiner Begeisterung 6000 Mark zu Ehrengeschenken für die Offiziere und Unteroffiziere und zu Spareinlagen für die Mannschaften des „U 9“. Der „Flottenbund deutscher Frauen“ sandte 1000 Mark „als ein Zeichen tiefer Dankbarkeit deutscher Frauen und Mädchen“ für die Besatzung. Zahlreiche Gedichte entstanden auf diese deutsche Seemannstat, das Bild des Kommandanten sah man überall, und auf das stolze Albion gemünzte Karikaturen erschienen. Vor allem begeisterte sich unsere Jugend an Otto Weddigen und seinen Braven. Der Dichter Friedrich Lienhard veröffentlichte das Gedicht einer 12jährigen Elsässerin, Margareta Roth in Gundershofen, in dem das in der jugendlichen Brust schlummernde Gefühl der gerechten Vergeltung gegen den Feind England ebenso unmittelbare Töne fand, wie 1812 der Primaner Friedrich August in Berlin in seinen Versen: „Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen.“

Eine Befriedigung für uns war es, daß das Ausland die Prachtleistung von „U 9“ anerkannte und in ihrer ganzen Bedeutung begriff. Die im allgemeinen nicht deutschfreundliche Zeitung „Tribuna“ in Rom schrieb: „Der Verlust der drei Kreuzer ist auch für eine mächtige Flotte, wie die englische, fühlbar. Aber mehr als der materielle Schaden wird für England die moralische Wirkung wiegen.



U 9 sichtet am Morgen des 22. September 1914 die englischen Schiffe.

Auf dieselbe Weise hätte das deutsche Unterseeboot die stärksten Linienschiffe angreifen und versenken können. Die Vernichtung der Kreuzer, ganz nahe an der belgischen Küste, beweist, daß die Anwendung von Unterseebooten im modernen Kriege, wenn sie von kühnen und geschickten Leuten geführt werden, viel einschneidender ist, als es bisher die Flottensachverständigen glaubten. Die Höhe von Hoek van Holland ist einige hundert Meilen von der Operationsbasis der deutschen Flotte entfernt. Es ist deshalb für uns ein Wunder, daß diese Unterseeboote sich so weit haben entfernen können und eine so große Angriffskraft in den Meeresarm der Nordsee tragen konnten, der die englische von der holländischen Küste trennt."

Aber dieses Heldentum war zu schön, um nicht seinem tragischen Schicksale zu verfallen. Wie die „Emden" und das Geschwader des Grafen v. Spee bei den Falklandsinseln, so ging Otto Weddigen mit seiner kühnen Schar zu Ende, um unsterblich zu werden. Weddigen hatte später das Unterseeboot „U 29" übernommen und hat mit seinen Leuten die deutsche Blockade gegen den englischen Handel durchzuführen geholfen. Wieder hatten sie durch ihre Entschlossenheit besondere Erfolge. Bis in die Irische See stießen sie vor und versenkten dort an einem Tage fünf englische Handelsdampfer. Ende März 1915 blieben sie von ihrer Fahrt lange aus. Nach einer Mitteilung der britischen Admiralität konnte angenommen werden, daß sie dem Feinde zum Opfer gefallen waren.

Ehre ihrem Andenken! „U 9" und seinen Kommandanten Otto Weddigen wird das deutsche Volk nicht vergessen.

Bei der Anerkennung unserer Unterseebootswaffe dürfen wir neben „U 9" ein anderes kühnes deutsches Unterseeboot nicht vergessen: „U 21", das mit seinem Kommandanten, Oberleutnant zur See Hersing, an der Spitze am 5. September 1914 den englischen Kreuzer „Pathfinder" vor dem Firth of Forth zum Sinken brachte. Auch Oberleutnant zur See Hersing erhielt vom Kaiser das Eiserne Kreuz. (Vom Herausgeber.)

Wie „Goeben" und „Breslau" vor Messina die Kette ihrer feindlichen Verfolger durchbrachen.

Am 5. August 1914 mittags glaubte man in Messina ein fernher über dem Meere verhallendes Donnerrollen wahrzunehmen. Da zwischen den Großmächten Europas der Krieg ausgebrochen und die Zone des Mittelländischen Meeres nicht frei von deutschen Schiffen war, so konnte möglicherweise ein Zusammenstoß der gegnerischen Geschwader stattgefunden haben.

Und so war es in der Tat. Es stellte sich heraus, daß die deutschen Kreuzer „Goeben" und „Breslau" ihrerseits sofort den Krieg begonnen und die algerische Küste beschossen hatten. Französische Seestreitkräfte, die sie daran nicht zu hindern vermochten, hatten ihre Verfolgung aufgenommen, um sie gelegentlich neuer Kohlenladung vor einem neutralen Hafen zu umstellen und zu vernichten. „Goeben" und „Breslau" hatten den Kurs auf Messina genommen.

Am 5. August nachmittags waren die beiden deutschen Kreuzer im Hafen von Messina eingelaufen. Sie legten an den Molen an und nahmen Kohlen ein. Eine große Menschenmenge versammelte sich am Hafen, um die stolzen Schiffe, die bereits ihre erste Kriegstat vollbracht und nun sich in eine sehr bedenkliche Lage begeben hatten, zu betrachten. Denn tagsvorher hatte Italien seine Neutralität und England an Deutschland den Krieg erklärt. Der englische Botschafter in Rom, Sir Rennel Rodd, war sogleich beim italienischen Ministerpräsidenten erschienen und forderte, sich auf die Neutralitätsgesetze beziehend, die Entwaffnung der beiden deutschen Kreuzer nach 24 Stunden.

Diese Frist war demgemäß am 6. August, nachmittags um 6 Uhr, abgelaufen, und die Entwaffnung hätte vorgenommen werden müssen.

Dem Kommandanten des kleinen Geschwaders, Konteradmiral Souchon, war noch am Abend des 5. August das Nötige von der italienischen Regierung mitgeteilt worden. Er kannte seine Lage selber, denn auch er hatte inzwischen den Gang der Ereignisse erfahren. In Messina brachten die Blätter in auffälligem Druck die Anordnung der Behörden, und die ganze Stadt beherrschte eine Spannung deswegen, was die deutschen Kreuzer tun würden: ob sie sich entwaffnen lassen oder in das sichere Verderben stürzen werden. Denn ein Entkommen schien unmöglich, da sich zu dem französischen Geschwader noch ein großes englisches Geschwader vor den Hafen gelegt hatte.

Die Bevölkerung von Messina sollte bald erfahren, daß es für deutsche Kriegsschiffe kein Schwanken zwischen Entwaffnung oder Tod gibt, und daß ferner ihrem stolzen Vorwärtsdrang nichts unmöglich erscheint.

Bis zum letzten Mann zweifelte keiner auf den beiden Kreuzern, was er zu tun habe. Die Kommandanten begaben sich noch am Abend des 5. August ins deutsche Konsulat, um dort zu erklären, daß an eine Entwaffnung nicht zu denken sei. Sie und die Offiziere legten ihre Briefe, ihr Testament und ihre Wertsachen in die Hände des Konsuls; Admiral Souchon u. a. ein Bild des Kaisers mit der eigenhändigen kaiserlichen Unterschrift.

Um Mitternacht hieß es in der Stadt, die Abfahrt werde erfolgen, und zwar um 3 Uhr morgens.

Um die beiden Kreuzer herrschte fieberhafte Arbeit. Sie hatten Kauffahrteischiffe aufgehalten, die durch die Meerenge fuhren, um von ihnen Kohlen zu übernehmen. Die „Breslau" war von langen Reihen von Lichtern erhellt, die an den Bordsäumen entlangliefen. Es schien, als ob sich auf dem Kreuzer ein Fest abspiele, einer jener glänzenden Empfänge, die gewöhnlich auf Kriegsschiffen abgehalten werden, wenn sie sich in großen Häfen befinden. Um 1 Uhr begann Rauch aus den Schloten zu steigen, aber die Kommandobrücke blieb leer. An Deck wimmelte es von Seeleuten; die Offiziere standen da, ruhig rauchend. Es war ein ewiges Hin und Her; in der Stille der Nacht hörte man trotzdem nicht das geringste Geräusch, keinen Ruf, kein Wort. Berichterstatter versuchten mehrmals an das Fallreep heranzukommen, um das Geheimnis zu erkunden; aber Matrosen und Offiziere blieben verschlossen, mit einer Zurückhaltung, die keine Auskunft erhoffen ließ.

Schon war es 2 Uhr, und noch keine Vorbereitungen zur Abfahrt. „Breslau"

und „Goeben" nahmen noch immer Kohlen ein. An Bord war tiefe Ruhe und Stille eingetreten. Die Erwartung der Neugierigen am Hafen steigerte sich, die beiden Schiffe rührten sich nicht.

Der Morgen brach an; es schlug 4 Uhr. Keine Bewegung. Was sind die Gründe des Zögerns? Vielleicht wurde eine Verlängerung der Frist zugestanden. Vielleicht gehorcht der deutsche Konteradmiral trotz seines entschlossenen Willens, seine blinkende Einheit samt Bemannung zu opfern, einem Befehl seiner Regierung und bleibt. Vielleicht erwarten „Goeben" und „Breslau" das österreichische Geschwader, das aus Pola ausgelaufen sein soll und ins Jonische Meer dampft, um die deutschen Schiffe zu decken.

Vom Morgen des 6. August ab belebte eine ungeheure Menschenmenge die Hafenanlagen, um das aufregende Schauspiel nicht zu versäumen. Sie hatte keine Ahnung davon, wie wenig romantisch den deutschen Seeoffizieren und Matrosen da oben das Ereignis erschien, das für sie lediglich die Erfüllung der Pflicht bedeutete.

Die Entscheidungsstunde rückte immer näher. Das Hafenpublikum konnte es nicht fassen, daß nun bei hellem Tageslicht die beiden Kreuzer sich der feindlichen Übermacht entgegenwerfen würden, und glaubte fest an eine Entwaffnung.

Da entstand um 5 Uhr nachmittags auf den deutschen Kriegsschiffen lebhafte Bewegung. Scharfe Kommandos ertönten. Man hörte deutlich den Befehl zum Lichten der Anker. Der Befehl ward mit mathematischer Genauigkeit ausgeführt. Zwanzig Minuten darauf schickten sich beide Schiffe an, mit der Ausfahrt auf die hohe See dem Verhängnis entgegenzugehen, das ihnen drohte. Um 5½ Uhr dampften sie ab und wendeten sich im großen Bogen gegen Süd. Die Mannschaften, die in Parade auf Deck aufgestellt waren, riefen Hurra! Allen, die dieses Schauspiel miterleben, kommt das Gefühl, daß jeder Ruf, jedes Geräusch den Anfang dieser Fahrt ins Ungewisse stören muß. Alles schwieg und beobachtete gespannt, wie sich die beiden deutschen Kreuzer langsam entfernten. Die Kapelle der „Goeben" spielte „Heil dir im Siegerkranz!" Offiziere und Matrosen standen mit entblößtem Haupt. Die Schiffe befanden sich klar zum Gefecht.

Die Menschenmenge, die die Hafenkais, die Terrassen und die nahen Höhen säumte, stand noch lange wie gebannt, über das Meer in die Richtung der beiden Kreuzer blickend. Wieder hörte man, wie am Nachrittage des 5. August, von fernher verhallendes Donnerrollen. In der Tat war der Durchbruch nicht so glatt, wie man meint, sondern unter einem für die „Goeben" und „Breslau" schneidig und glücklich geführten Gefecht vor sich gegangen.

Ein paar Stunden später wurde in Messina bekannt, daß die beiden Schiffe die Straße von Messina verlassen und unter Volldampf nach Nordost auf die Straße von Otranto Kurs genommen hätten. Sie waren also den feindlichen Geschwadern entwischt.

Aber die Gefahr war für sie noch lange nicht beseitigt. Ihr Ziel war Konstantinopel. Bis dahin war ein langer, von englischen Kreuzern umstellter Weg. Daß die englischen Funkenstationen nunmehr fieberhaft arbeiteten, um die entkommenen deutschen Schiffe aufzubringen, läßt sich denken. Denn von ihnen hing mehr als nur ihre Gefangennahme ab. Es hat sich später herausgestellt, wie sehr ohne sie der Schutz der Türkei gefährdet gewesen wäre.

Der eiserne Wille des Kommandanten der beiden Kreuzer, Konteradmirals Wilhelm Souchon, wurde mit dem Eisernen Kreuz belohnt. Für seine weiteren Erfolge im Schwarzen Meer gegen die Russen wurde Souchon vom Kaiser zum Vizeadmiral ernannt. (Vom Herausgeber unter Benützung italienischer Berichte.)

Die Odyssee der „Emden“.

1.

Wie eine alte Heldensage muten die Taten der „Emden“ an, des deutschen kleinen Kreuzers, der 1914 mit seinem Waffenglück den Kriegsruhm der jungen deutschen Marine in alle Welt trug. Mut und Entschlossenheit hatte die deutsche Marine gleich in den ersten Tagen des Krieges gezeigt; daß sie aber ein Seemannsgeist beseele, als wäre sie zur Zeit der Wikinger schon über das Meer gefahren, machte die Welt erstaunen und England erschrecken.

In der Tat hatte die kleine „Emden“ bald die Beinamen „Englands Schrecken“ und „Schrecken der Meere“ erhalten. Sie hatte Anfang August 1914 von dem Kriegsausbruch gehört, als sie die ostasiatischen Häfen sogleich verließ und auf eigene Faust, ohne mit unserm Auslandsgeschwader in Berührung zu bleiben, den Kampf aufnahm. Ihre erste Tat war, daß sie ein Schiff der russischen Freiwilligenflotte kaperte und nach Tsingtau in Gewahrsam brachte. Am 23. August war zwischen Deutschland und Japan der Kriegszustand eingetreten. Inzwischen hatte sich die „Emden“ in ein größeres Operationsgebiet begeben, in den Indischen Ozean, um hier zwei Monate lang, bis zu ihrem ruhmvollen Untergange, Englands Schrecken zu sein. Mitte September verbreitete sich auf der Londoner Börse das Gerücht, daß der deutsche kleine Kreuzer „Emden“ bis zum Golf von Bengalen vorgedrungen sei und vor der Bai sechs englische Handelsschiffe versenkt habe. Die englische Admiralität mußte das Gerücht bestätigen. Die „Emden“ war am 10. September auf der Höhe des Meerbusens erschienen und fing zunächst alle drahtlosen Nachrichten ab, welche die Abfahrten der Schiffe aus den Häfen meldeten. Sie war infolgedessen vorzüglich unterrichtet und brachte ein Schiff nach dem andern auf. Hätte nicht ein italienischer Dampfer, der um dieselbe Zeit den Golf von Bengalen aufsuchte und die „Emden“ bei ihrem Vernichtungswerke beobachtet hatte, die im Auslaufen begriffenen englischen Handelsschiffe gewarnt, so wäre die Beute noch stattlicher gewesen. Zehn Tage später erschien die „Emden“ vor Madras und schoß die Petroleumtanks in Brand. Abermals zehn Tage später, am 30. September 1914, mußte die englische Admiralität bekanntgeben, daß der deutsche kleine Kreuzer „Emden“ während der letzten Tage im Indischen Ozean die Dampfer „Tumerico“, „Kinglud“, „Riberia“ und „Toyle“ in den Grund gebohrt und ein Kohlenschiff weggenommen habe, ohne daß englische Kriegsschiffe es hindern konnten. Die ganze Welt begleitete mit Spannung die Fahrt des deutschen Kreuzers, der von jeder Verbindung völlig abgeschnitten und nur auf sich selber angewiesen, solche Erfolge gegen das meerbeherrschende England erzielte. Am 22. Oktober traf die aufgeregten Briten

eine neue Hiobspost. Die „Emden" hatte der Insel Ceylon ihren Besuch gemacht und bei Colombo die englischen Dampfer „Chilkana", „Troilus", „Benmoor", „Klangrant" und „Ponrabbel" versenkt. Viele Millionen waren dem englischen Handel verloren gegangen, allein die „Troilus" war mit 20 Millionen Mark versichert gewesen. Die Versicherungsgebühren für Schiffe stiegen in London beträchtlich in die Höhe. Der englische Handelsverkehr im Indischen Ozean begann ernstlich zu stocken. Die britische Armada rief die japanischen, russischen und französischen Geschwader zu Hilfe, um den deutschen kleinen Kreuzer, den „Schrecken der Meere", abzufangen. Bereits waren 23 große britische Handelsschiffe mit der wertvollsten Warenladung an Bord von der „Emden" auf den Grund des Meeres befördert worden!

Die kleine „Emden" war es, die im fernen Ozean den Nimbus von Englands Meerbeherrschung erschütterte. Im Indischen Ozean liegt durch Indien die britische Weltmacht begründet. Hier hat England natürlich eine starke Flottenbasis, aber ein einziger deutscher Kreuzer wagte es, sich inmitten mehrerer Geschwader als feindliches Kriegsschiff zu behaupten. Er suchte nicht Unterschlupf in einer der vielen abgelegenen Inselgruppen des Ozeans, sondern tummelte sich als Angreifer an den verkehrsreichen Stellen des Meeres. Dutzende von Schiffen sahen ihn, Dutzende neutraler Dampfer brachten täglich Meldungen von ihm in die englischen Seehäfen. Im Grimm darüber, daß sie ihm nicht beikommen konnten und ihr Ansehen als erste Seemacht der Welt bedroht fühlten, suchten die Engländer die kühne Tatenlust der „Emden" und ihres Kapitäns v. Müller zu verkleinern und meinten, daß es kein Kunststück und eines Kriegsschiffes unwürdig sei, wehrlosen Handelsschiffen gegenüber Erfolge zu erzielen. Was die „Emden" tat, geschah jedoch streng nach den Bestimmungen des Völkerrechts und hatte mit der in Wirklichkeit unwürdigen und rechtswidrigen Kriegsführung, welche die Engländer auch in diesem Kriege übten, nichts zu schaffen. Die Kapitäne der von ihr genommenen englischen Schiffe haben später erzählt, wie rücksichtsvoll die Offiziere und Mannschaften des deutschen Kreuzers zu ihnen und den Besatzungen gewesen seien. Sie berichteten, wie sie ihnen Zeit zum Verlassen der Dampfer gelassen und sie aufs sorgfältigste behandelt haben, bis ihre Auslieferung an neutrale Schiffe oder Häfen erfolgte. Alle hoben hervor, daß die „Emden"-Mannschaft auf den gekaperten feindlichen Dampfern für sich nichts angerührt und auf den Kreuzer lediglich das herübergenommen habe, was sie zur Ergänzung der Lebensmittel und der Kohlenvorräte brauchte. Es war kein Piratenzug, sondern der gerechte Vergeltungskampf der deutschen „Emden" gegen die Absicht der Engländer, unsern Handel zu zerstören, uns von aller Welt abzuschneiden und auszuhungern. Aber Lügen haben kurze Beine. Unsere Feinde sollten bald belehrt werden, was es mit dem „Raubzug" der „Emden" für ein Bewenden hatte. Ende Oktober 1914 hatte sie auf ihrer Fahrt vor Pulo Pinang in den Straits Settlements den russischen Kreuzer „Jemtschug" und den französischen Torpedojäger „Mousquet" gesichtet. Da machte sie nicht kehrt und suchte den Kampf zu vermeiden, sondern da übertölpelte sie die beiden feindlichen Kriegsschiffe, griff sie an und bohrte sie in den Grund! Für den tapferen Kapitän v. Müller, seine kühnen Offiziere und seine ver-

wegene Mannschaft war das eine herrliche Aufgabe, gleichsam ein lang ersehnter Husarenstreich. Damit er voll gelinge, griffen die Leute von der „Emden" zu einer Kriegslist. Sie bauten einen vierten Schornstein neben ihre drei Schornsteine, strichen ihn entsprechend an und näherten sich in dieser Verkleidung den beiden feindlichen Kriegsschiffen als befreundeter englischer Kreuzer. Als dann die Geschütze der „Emden" das Feuer eröffneten, war die Überraschung bei Russen und Franzosen so groß, daß sie es nicht zu erwidern imstande waren. Nach wenigen Schüssen, die sämtlich wohlgezielte Treffer waren, sank erst die „Jemtschug" und dann die „Mousquet". Kreuzer „Emden" nahm ritterlich die Verwundeten und die gerettete Mannschaft der feindlichen Schiffe an Bord und bootete sie im nächsten neutralen Hafen aus. Gefangene konnten nicht gemacht werden, denn die Fahrt ging weiter ins Ungewisse hinein.

Die Admiralität in London hatte zu tun, um die englische Öffentlichkeit über den erfolgreichen Siegeszug des deutschen Kreuzers im Indischen Ozean zu beruhigen. Sie gab nicht alle Schiffsverluste zu und teilte mit, daß im ganzen 70 englische, japanische, russische und französische Kreuzer unterwegs seien, um das gefährliche Schiff abzufangen und zu vernichten. Gleich einer Meute suchten sie nach dem edlen Wild, das stolz und einsam seine Bahn zog. Schließlich mußte einmal der letzte Tag für dieses von allen Hilfsmitteln abgeschnittene, auf sich allein gestellte Schiff kommen. Es war nur ein sogenannter geschützter kleiner Kreuzer, der 361 Mann Besatzung und nicht mehr als 12 Geschütze von mittlerem Kaliber und Durchmesser (10,5 cm) an Bord hatte und eine Geschwindigkeit von 24,1 Knoten in der Stunde besaß. Er hatte eine Wasserverdrängung von 3650 Tonnen; die meisten der von ihm versenkten englischen Handelsschiffe hatten einen größeren Tonnengehalt, die „Troilus" z. B. über 7500. Er war schon 1908 vom Stapel gelaufen und war machtlos, wenn er jetzt einem ganzen Geschwader oder nur einem überlegenen feindlichen Schlachtschiffe entgegenlief. Jeden Tag konnte der Zufall ihm dies Mißgeschick bringen.

Am 9. November 1914 war die Stunde gekommen. Die „Emden" lag vor den Keelinginseln im Indischen Ozean, die zur Kokosgruppe der Sundainseln gehört. Ein Teil ihrer Mannschaft mit drei Offizieren war nach den Inseln übergesetzt, um dort die englische Telefunkenstation und ein englisches Kabel zu zerstören. Kapitän v. Müller manövrierte währenddessen auf hoher See. Er sichtete um 9 Uhr früh einen überlegenen feindlichen Kreuzer und gab sofort Signale zur Keelinginsel. Aber schon feuerte aus einer Entfernung von 3300 m das feindliche Kriegsschiff auf die „Emden". Es war der australische Kreuzer „Sidney", ein Schiff neueren Typs, das 1912 vom Stapel gelaufen war, acht 15,2-cm-Kanonen an Bord hatte, 5490 Tonnen Wasserverdrängung und eine Geschwindigkeit von 26 Knoten in der Stunde besaß. Mit seinen weittragenden Geschützen konnte die kleine „Emden" den Kampf ernsthaft nicht aufnehmen. Sie feuerte todesmutig auf die „Sidney" und hatte verschiedene Treffer. Aber die schweren Geschosse des australischen Kreuzers machten sie bald kampfunfähig. Doch sie ergab sich nicht. Als der englische Kapitän die Anfrage wegen der Übergabe stellte, erhielt er keine Antwort. 8 Offiziere und 111 Mann waren auf der „Emden" verwundet. Da gab Kapitän v. Müller Befehl, das Schiff auf

Strand zu setzen, damit es nicht in britische Hände falle. Alle Instrumente wurden vernichtet. Dann ließ Kapitän v. Müller der „Sidney" sagen, seine Leute aufzunehmen. Ihm selber blieb nichts übrig, als sich ebenfalls in englische Gefangenschaft zu begeben.

Die schöne „Emden" war dahin, ihr ruhmvolles Werk beendet. Als wir die Nachricht am gleichen Tage, an dem Dixmuiden genommen war, am 11. November, erhielten, empfanden wir noch einmal allen Stolz über diesen heldenhaften Kreuzer, der bis zum letzten Augenblicke sich des deutschen Namens würdig erzeigt hatte. „Das brave Schiff hat auch noch im letzten Kampfe gegen den überlegenen Feind Lorbeeren für die deutsche Kriegsflagge erworben", telegraphierte der Kaiser an die Stadt Emden. „Eine neue stärkere ‚Emden' wird erstehen, an deren Bug das Eiserne Kreuz angebracht werden soll als Erinnerung an den Ruhm der alten ‚Emden'", lautete der Schluß der kaiserlichen Depesche. Wie diese Worte einem jeden Deutschen aus der Seele gesprochen waren, bewies eine sofort eingeleitete Sammlung, die der Bankier Haasengier in Halle mit 20000 Mark eröffnete.

2.

Während die „Emden" nach unvergleichlichem Siegeslaufe als Wrack inmitten der Kokosinseln lag, waltete in den Überlebenden ihr Geist unverdrossen fort. Der „Schrecken der Meere" wirkte weiter, und wenn er nicht mehr schaden konnte, so mußte er dem alten Albion zeigen, welch ein Seevolk neu neben ihm aufgestanden ist.

Als die „Sidney" den Kampf gegen die „Emden" beendet und deren Besatzung aufgenommen hatte, schickte sie eine Dampfbarkasse nach den Keelinginseln, um den Rest der „Emden"-Mannschaft zu holen. Doch von den deutschen Seeleuten war niemand zu sehen, und die Eingeborenen konnten keine genaue Auskunft geben. Insgesamt waren unter der Führung des Kapitänleutnants v. Mücke drei Offiziere und 44 Mann von der „Emden"-Besatzung in einer bewaffneten Schaluppe zu den Inseln gefahren, um ihr Werk der Kabel- und Telefunkenvernichtung auszuführen. Sie hatten den Kampf ihres Kreuzers bemerkt, aber da sie nicht helfen konnten, trachteten sie den Engländern zu entkommen, um sich ihrem Vaterlande zu erhalten. Sie zogen sich zunächst nach Horsburgh Island zurück und stießen dann nach Port Refuge vor, da sie dort größere Fahrzeuge sichteten. Der englische Schoner „Ayesha", ein Segelschiff, schien ihnen geeignet. Sie nahmen es, bauten die vier Maschinengewehre, die sie auf ihrer Schaluppe hatten, in den Segler ein, versorgten sich mit Lebensmitteln, so gut es ging, hißten die deutsche Flagge und segelten zur Nacht mit „S. M. S. Ayesha" aufs Meer hinaus. Das Ziel war der nächste neutrale Hafen, das holländische Padang auf Sumatra ...

Achtzehn Tage trieben sie auf dem Ozean. Kakao und Reis waren ihre Nahrung, die sie sich auf einem Herd mit zwei Löchern bereiteten. Wenn es regnete, wurde in einem Segel das Trinkwasser gesammelt, das dann genau auf den Mann eingeteilt wurde. Keinerlei Bequemlichkeit war geboten. Man schlief auf dem Ballast und auf den Segeln. Es war Regenzeit, aber es waren

keine Decken da für die Nächte. Im Regenwasser wurden Kleider und Wäsche gewaschen, und man kroch, bis alles wieder trocken war, nackt unter Deck. Fast die ganze Zeit über herrschte Windstille, so daß der Segler nur strichweis weiterkam. Daß die Besatzung dabei noch feindliche Schiffe kaperte und mit ihren vier Maschinengewehren in den Grund bohrte, ist erdichtet. Diese Fahrt war wahrlich kein Märchen, sondern eine Unternehmung, die an Schneid, Verwegenheit und Ausdauer eine Seemannstat ohnegleichen ist und kein Abenteuer im Sinne Robinsons. Am 27. November kam die „Ayesha" vor Padang an. Als die holländischen Offiziere die deutsche Kriegsflagge auf dem Schiffe sichteten, trauten sie ihren Augen nicht und fuhren selber hinaus. Die Nachricht, die sie mitbrachten, versetzte den Hafen in helle Aufregung. Man war begeistert für die Helden und versorgte sie für hundert Tage mit Lebensmitteln und mit alledem, was sie bisher entbehrt hatten, mit Wäsche, Decken, Kohlen, Tabak und Rum. Die holländischen Behörden hatten Mühe, den Verkehr mit der zweiten „Emden" wegen der Neutralitätsgesetze einzuschränken. Denn stolz wehte vom Mast S. M. S. „Ayesha" die deutsche Kriegsflagge. Kapitänleutnant v. Mücke und seine Leute dachten nicht daran, sich entwaffnen zu lassen. Sie wollten weiter durchbrechen. Einer der Offiziere der vor Padang liegenden Handelsdampfer war so entflammt von dem Seemannsgeist der deutschen Matrosen, daß er sein Schiff verließ und sich ihnen anschloß.

Nach Ablauf der durch die Neutralität gebotenen Frist von 24 Stunden machte die „Ayesha" wieder klar und segelte weiter. Keiner wußte, wohin. Daß die Fahrt von nun ab gefährlicher wurde, war zweifellos. Denn jetzt ging der Kurs in den Indischen Ozean hinein, um Indien herum, den durch die Engländer abgesperrten türkischen Gewässern entgegen.

3.

Die kühnen Seefahrer unter Kapitänleutnant v. Mücke hatten es im Hafen von Padang außer besagtem Offizier eines dort liegenden Handelsdampfers einem ganzen Handelsschiffe angetan: dem Transportdampfer „Choising" des Norddeutschen Lloyd. Am 10. Dezember 1914 fuhr die „Choising" unvermutet aus dem schützenden neutralen Hafen aus. Es waren jetzt beinahe 14 Tage nach dem Auslaufen der „Ayesha" vergangen, und niemand konnte auf den Gedanken kommen, daß sie sich mit dem Schoner vereinigen wolle. Es herrschte Sturm. Die „Ayesha" war verschlagen worden, und erst am 14. Dezember sichteten sich die beiden Freunde. Zunächst fuhr man nebeneinander her. Als man die hohe See gewonnen hatte, ging im Schutze einer entlegenen Insel die Vereinigung vor sich. Die Geschütze und die Munition wurden auf die „Choising" gebracht. Als Andenken nahm man die Gallionsfigur des Schoners, eine Mutter Gottes darstellend, das Steuerrad und einige andere Gegenstände mit. Dann ging die Besatzung auf die „Choising" über. Die „Ayesha" wurde in tiefes Gewässer gezogen und angebohrt. Die „Choising" setzte die deutsche Flagge. Kapitänleutnant v. Mücke hielt eine kurze Ansprache, und während die Flagge zum letzten Ehrengruße gesenkt wurde, sank die „Ayesha" am 15. Dezember 1914, nachmittags 5 Uhr, 4000 Fuß tief hinab ins Meer. Es war an der

Zeit, denn der merkwürdige deutsche Segler fuhr seit Padang nicht mehr unbeobachtet durch die Gewässer.

Der tapfere Dampfer des Norddeutschen Lloyd „Choising" mit seinem Kapitän F. **Minkwitz** aus Bremen und seinem ersten Offizier O. Limberg aus Dorsten in Westfalen, war jetzt die dritte „Emden" geworden. Auf den kleinen Segler „Ayesha" konnten von nun ab die feindlichen Schiffe vergeblich fahnden.

Nun galt es, die neue Kriegslist unerschrocken, klug und aufmerksam durchzuführen. Abseits von dem großen Fahrwasser mußte sich „Emden III" ihrem Ziele zuschlängeln. Oftmals mußte weit ausgewichen werden. Auf langen Umwegen kam man endlich am 4. Januar 1915 unter die afrikanische Küste. Am folgenden Tage früh wurde Kap Guardafui gekreuzt. Wieder mahnten in der Ferne aufsteigende Rauchwolken, daß man auf der Hut sein müsse. Am 7. Januar war man 40 Meilen südlich der Perimstraße. Aden ragte als Gibraltar des Orients drohend aus dem Meere. Man war in die Straße von Bab el Mandeb eingefahren. Es wimmelte hier von englischen und französischen Wachen. Das Ziel war Hodeida, jenseits der Perimstraße im Roten Meer. Hatte man die Perimstraße genommen, so war man in türkischen Gewässern und bald in Sicherheit. Die „Choising" hielt sich vor der engen Fahrstraße abseits zwischen Inseln und Klippen. Heftiger Sturm brach los und drohte das Schiff gegen die Riffe zu schleudern. In der Nacht vom 7. zum 8. Januar unternahm man das Wagnis und durchfuhr die Perimstraße. Es glückte, aber der Weg nach Hodeida gebot noch Vorsicht. Der französische Kreuzer „Desaix" kreuzte in dem Gewässer, und sich von ihm in letzter Stunde und angesichts der rettenden Küste abfangen zu lassen, wäre zu billig gegenüber den eingesetzten und bisher glänzend gelungenen Anstrengungen gewesen. Am Abend des 8. Januar näherte sich „Emden III" endlich Hodeida. Aber wegen Kartenmangels mußte man sich erst einen Platz zur unbeobachteten Landung suchen. Wieder verstrich eine Nacht. Am 9. Januar früh warf man bei Ras Mujamelah Anker. Vier der größten Boote der „Choising" wurden ausgesetzt. Drei Offiziere, 44 Mann und die vier Maschinengewehre mit der Munition waren in ihnen. Um 5 Uhr morgens stieß das letzte Boot von dem Dampfer ab. Gleich darauf lichtete die „Choising" ihre Anker, um nicht die Aufmerksamkeit auf die vier Boote zu lenken, die der Küste zuruderten.

Mit Jubel empfingen die Türken die Helden der „Emden". Die treue und kühne „Choising" erreichte, immer den französischen Kreuzer „Desaix" auf den Fersen, am 13. Januar glücklich Massaua.

Die Odyssee der „Emden" war beendet. Kein Abenteurer- oder Flibustierstück war geschehen, sondern eine deutsche Heldentat, die aus Kampfesfreude, Zucht und einfacher Hingebung an die Sache erwachsen war. Sie schufen in der Besatzung der „Emden" das moralische Übergewicht, den Geist, der sie unüberwindlich machte. (Vom Herausgeber.)

Der deutsche Sieg bei Coronel.

Mit einem Briefe des Leutnants zur See Walter Merz auf S. M. großem Kreuzer „Scharnhorst".

Am 1. November 1914 errang das deutsche Auslandsgeschwader, bestehend aus den zwei großen Kreuzern „Scharnhorst" und „Gneisenau" und den drei kleinen Kreuzern „Nürnberg", „Leipzig" und „Dresden" in den chilenischen Gewässern den ersten Sieg der jungen deutschen Marine über Teile der unüberwindlichen englischen Flotte. Das deutsche Geschwader stand unter dem Kommando des Vizeadmirals Grafen v. Spee, der seine Schiffe für den Kampf mühsam zusammengefunkt hatte und sie dann — gegen das Licht — strategisch so glänzend aufzustellen verstand, daß er von vornherein die Engländer in die Verteidigung drängte. Die drei britischen Panzerkreuzer „Monmouth", „Good Hope" und „Glasgow" wurden vernichtet, der Hilfskreuzer „Otranto" flüchtete nach dem ersten Treffer. Die deutschen Schiffe blieben unversehrt und ohne Verluste und zogen sich nach Valparaiso zurück.

Von den Berichten über das siegreiche Treffen, dessen Bedeutung in der Einleitung dieses Kapitels schon gewürdigt worden ist, ist der nachfolgende der anschaulichste. Er stammt aus einem Briefe des Leutnants zur See Walter Merz, eines Sohnes der Stadt Kolberg und Schülers des dortigen Königlichen Domgymnasiums, der auf dem Admiralschiff „Scharnhorst" die Schlacht mitgemacht hatte. Er ist mit dem jugendlichen Feuer und in dem kampfesfreudigen Geiste geschrieben, mit dem unsere Marine jetzt ihre weltgeschichtliche Aufgabe erfüllt.

Der junge Seeoffizier schreibt:

Vor Valparaiso (Chile), den 2. November 1914.

Gestern haben wir unsere erste Seeschlacht gegen die Engländer geschlagen und haben glänzend gesiegt! Es ist ein ganz unbeschreiblich molliges Gefühl; ich will Dir alles genau erzählen.

Am 31. Oktober stand das ostasiatische Kreuzergeschwader, bestehend aus „Scharnhorst", „Gneisenau", „Nürnberg", „Leipzig" und „Dresden" vor Valparaiso und wartete auf See auf unsere bestellten Kohlendampfer. In der Nacht vom 31. Oktober bis 1. November gegen 2 Uhr erhielten wir durch Funkspruch die Nachricht, daß in Coronel, etwa 200 Seemeilen südlich von Valparaiso, ein englischer Kreuzer geankert habe. Sofort gingen wir mit großer Fahrt nach Süden, um den Burschen abzufangen. Gegen 9 Uhr morgens sichteten wir einen mächtigen Viermaster, der erst auf einen Kanonenschuß von uns hin beidrehte; „Leipzig" wurde hingeschickt, um ihn zu untersuchen. Während des Vor- und Nachmittags kamen noch zwei Rauchwolken in Sicht; die beiden anderen kleinen Kreuzer wurden daraufhin auf die Jagd nach den vermeintlichen englischen Dampfern geschickt. Um 4 Uhr kamen mit einem Mal drei Rauchwolken in Sicht; wir hielten darauf zu und kamen rasch näher.

Ich saß gerade beim Kaffee in der Messe, als plötzlich „klar zum Gefecht" angeschlagen wurde. Alles stürmte auf seine Gefechtsstationen, wo noch schnell

die letzten Vorbereitungen getroffen wurden. Wie ich Dir wohl schrieb, habe ich die beiden vorderen 21-cm-Kasemattgeschütze.

Von oben wurde gemeldet, der englische Panzerkreuzer „Monmouth", der ganz moderne funkelnagelneue geschützte Kreuzer „Glasgow" und der Hilfskreuzer „Otranto" seien in Sicht. Als sie uns erkannt hatten, liefen sie mit wilder Fahrt weg, wir mit äußerster Kraft hinterher. Das war eine tolle Jagd, das Wasser brach immer in wahren Kaskaden über unser Vorschiff, die wir mit 22,5 Seemeilen durch's Wasser brausten. Die Engländer hatten sich aber nur auf ihr Flaggschiff „Good Hope" zurückgezogen, das jetzt mit rascher Fahrt am Horizont erschien. Nun sah der Admiral ein, daß es ein ernster Kampf werden würde, denn „Good Hope" ist ein Panzerkreuzer von fast 15000 Tonnen Verdrängung. Unsere kleinen Kreuzer wurden schnell herangerufen, es erschienen aber zunächst nur „Dresden" und „Leipzig". „Nürnberg" war noch zu weit zurück.

Die Schlachtlinie wurde gebildet: „Scharnhorst"—„Gneisenau"—„Leipzig"—„Dresden"; gegenüber der Feind, deutlich durch den Seeschlitz in der Panzerwand meiner Kasematte zu erkennen: „Good Hope"—„Monmouth"—„Glasgow"—„Otranto". Die Entfernung ging langsam von 13000 m auf 12000 m herunter; wir setzten gleichzeitig die Toppflaggen mit den Engländern. Es war ein wunderschöner Anblick, die lange Linie der Panzerschiffe, die sich auf fast parallelem Kurse langsam näherten. Wir alle wußten ganz genau, daß es ein Kampf auf Leben und Tod werden würde. Denn wer hier auf dem weiten Ozean niedergekämpft wird und sinkt, der ist während eines Gefechts rettungslos verloren. Die Engländer sind ja in dem Rufe, eine unüberwindliche Marine zu haben, und hatten in diesem Falle mit ihrem Flaggschiff zwei schwere Geschütze (24 cm), die unsern Panzer auf 8000 m durchschlagen konnten.

11600 m! — 11500 m! — 11300 m! Der Engländer hatte immer noch nicht das Feuer eröffnet — 11200! „Salve! Feuer!" Mit einem Schlage krachten drei 21-cm-Geschütze auf unserm Schiff; fast gleichzeitig blitzten drüben auf „Good Hope" die schweren Turmgeschütze auf. Unsere Sprenggranaten schlugen 100 m vor dem feindlichen Panzerkreuzer auf, riesige Wassersäulen in die Luft schleudernd; die englischen Aufschläge sah ich nicht, die Granaten müssen über „Scharnhorst" weg geflogen sein.

Von unserm Beobachtungsoffizier wird die Strecke, die unsere Granaten zu kurz gegangen waren, genau taxiert; der Aufsatz an den Geschützen wird verbessert. „Salve! Feuer!" Diesmal donnern sechs 21-cm und drei 15-cm auf „Scharnhorst". Eingeschossen! Auf dem feindlichen Flaggschiff schlägt's ein; dicke schwarze Rauchwolken steigen an verschiedenen Stellen auf: dort, wo unsere Granaten getroffen haben; zwischendurch zucken gelbe und rote Blitze. Alle sechs Sekunden ertönt die Feuerglocke; und jedesmal kracht dann die Breitseite. Auf dem Vorschiff der „Good Hope" bricht Feuer aus, flackert hell auf, wird aber bald gelöscht. Der Feind beschießt uns mit seinen 24- und 15-cm-Geschützen; vor uns, ganz dicht, steigen die Fontänen der im Wasser platzenden Granaten auf; plötzlich ein furchtbarer Knall; es klirrt,

als ob Dutzende von Tellern gegen die Bordwand geworfen wurden — eine englische Granate ist gegen unsern Panzer geschlagen. Meine Leute arbeiten am Geschütz wie die Wilden; es ist eine Freude, ihnen zuzusehn; gewöhnlich kann ein 21-cm-Geschütz nur vier bis fünf Schuß in der Minute abgeben; heute schaffen wir es teilweise auf sechs bis acht. Dicker Qualm hindert am Sehen, erschwert das Atmen; andauernd herrscht ein geradezu infernalischer Lärm.

Alles kommt darauf an, daß wir die Feuerüberlegenheit erringen; das haben auch die Matrosen erfaßt. Ich habe noch nie erlebt und auch nicht für möglich gehalten, daß ein derartiges rasendes Feuer aus schweren Geschützen abgegeben werden kann. Auf dem englischen Flaggschiff bricht wieder Feuer aus, diesmal mittschiffs; es greift immer mehr um sich, kann anscheinend nicht mehr gelöscht werden. Die Entfernung ist bis auf 5000 m heruntergegangen.

Da gebe ich den Befehl, mit meinem Geschütz nur noch Panzersprenggranaten zu feuern; der feindliche Panzer muß durchbrochen werden. Inzwischen ist es dämmerig geworden; die Blitze der Granaten und der feuernden Geschütze leuchten wie das schönste Feuerwerk.

Wieder einmal: „Salve! Feuer!“ Sechs 21-cm und drei 15-cm-Panzersprenggranaten sausen gegen den Feind.

Da steigt eine gewaltige Feuersäule auf dem englischen Panzerkreuzer bis über die Masten auf; glühende Eisenteile fliegen nach allen Seiten: Treffer in eine Munitionskammer durch den dicken Panzer hindurch. Die Geschützbedienungen brechen in lautes, dröhnendes Hurra aus. Kurz darauf wird es ganz dunkel; nur noch der Brand auf „Good Hope“, der immer mächtiger wird, dient uns eine Zeitlang als Ziel. Mit einemmal verschwindet der Feuerschein wie weggewischt: wahrscheinlich ist das Schiff gekentert. „Dresden“, die sofort hinfuhr, hat nichts mehr von ihm entdecken können. „Gneisenau“ hatte inzwischen „Monmouth“ ebenfalls erledigt; er versuchte brennend und in sinkendem Zustand zu entkommen, lief aber gerade der „Nürnberg“, die jetzt endlich ankam, in die Arme; einige Salven von ihr, und der stolze englische Panzerkreuzer verschwand in den Fluten. Von seiner Besatzung, ebenso wie von der des „Good Hope“ konnte kein einziger Mann gerettet werden. Mit diesen beiden Schiffen sind 1550 Engländer ertrunken.

Die „Glasgow“ scheint nach heftigem Feuergefecht mit „Dresden“ entkommen; „Otranto“ drehte schon bei der dritten Salve der „Leipzig“ ab und verschwand mit einem schweren Treffer in eiliger Flucht.

So hatten wir nach einem Kampfe von genau 55 Minuten das englische Panzergeschwader vernichtet, und diesen schönen Sieg mit einem Verlust von drei Verwundeten erkauft! Das verdanken wir nächst unsern unübertrefflichen Kruppgeschützen der tadellosen Ruhe und Zucht unserer Leute, die auch in kritischen Augenblicken nicht versagten. Die Engländer konnten zehn Minuten nach Beginn des Gefechts schon nicht mehr ruhig schießen, da sie überall Feuer an Bord hatten und alle sechs Sekunden mit mathematischer Genauigkeit einen Hagel von Granaten erhielten. Als wir den großen Erfolg sahen, brachten alle Schiffe brausende Hurras auf S. M. den Kaiser aus.

Jetzt gehen wir nach Valparaiso. Wir haben außer den Treffern gegen die Panzerwände noch drei Granaten bekommen, die aber nicht viel geschadet haben."

Auch die nach diesem Bericht entkommene „Glasgow" ist nicht mehr zurückgekehrt; sie ist auf ihrer Flucht, schwerbeschädigt, gesunken. Aber das tapfere Geschwader des Grafen v. Spee liegt heute auf dem Grunde des Indischen Ozeans. Alle Streitkräfte, die England hier zusammenziehen konnte, samt seinem japanischen Verbündeten, stürzten sich Anfang Dezember 1914 bei den Falklandsinseln mit ungeheurer Übermacht — 43 gegen 5 — auf das kleine deutsche Geschwader und vernichteten es. Fünf Stunden lang hielten sich unsere paar Kreuzer die feindliche Meute vom Leibe.

Im todesmutigen Kampfe erlagen sie; über die Verluste, die sie den Gegnern beigebracht haben, schwieg sich die englische Admiralität in üblicher Weise aus.

Aus Tsingtaus letzten Tagen.

Mit dem Brief einer deutschen Krankenschwester.

Am 7. November 1914 ist Tsingtau gefallen.

Den Schmerz über den Verlust unseres kolonialen Schoßkindes im fernen Osten, dieses leuchtenden Beispiels deutscher Kulturarbeit, minderte der Stolz über die heldenhafte Verteidigung, mit der Tsingtau 43 Tage lang gegen die japanische Übermacht standhielt. Erst als die letzte Granate verschossen war, mußte das Unvermeidliche geschehen. Bis zum letzten Augenblicke hatte die Festung gekämpft und dem Feinde in tapferen Ausfällen blutige Verluste beigebracht. Das Gelöbnis ihres Gouverneurs Meyer-Waldeck: „Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Äußersten", hatte die gesamte Besatzung treu gehalten. Sie hatte auf ihrem verlorenen Posten da draußen gestanden in opferfreudiger Wahrung deutscher Ehre.

Als der Kaiser den Verteidigern von Tsingtau das Eiserne Kreuz verlieh, handelte er damit im Sinne des ganzen deutschen Volkes. Denn wir empfinden den Fall von Tsingtau nicht als eine Niederlage, sondern als einen Raub, — den wir vergelten werden, wenn wir die Hände frei haben.

Der folgende Brief ist von einer deutschen Krankenschwester in Tsingtau kurz nach der Einnahme der Festung geschrieben worden. Auch er atmet Zuversicht und reines deutsches Gewissen. Er ist an eine Verwandte gerichtet und lautet:

„Tsingtau, 19. November 1914.

... Hoffentlich habt Ihr nach Ausbruch des Krieges meinen Brief erhalten, und Du hast Dich hoffentlich nicht gar so sehr um uns geängstigt.

Nun ist ja alles überstanden ... Am 14. fuhr W. mit noch ungefähr 60 Mann in die Gefangenschaft ab; es waren größtenteils Offiziere, die noch in allen möglichen Geschäften nach der Einnahme Tsingtaus acht Tage hierblieben.

Mir waren die letzten Wochen furchtbar. Stell' Dir vor, unser nur schwach befestigtes Tsingtau rings von Feinden umgeben, so daß man keinen Munitions- und Verpflegungsnachschub bekommen konnte. Das heißt, für Verpflegung war noch für lange gesorgt. Wenn die Japaner uns hätten aushungern wollen, da saßen wir noch monatelang friedlich unter deutscher Flagge; aber so mußten wir der großen Übermacht weichen. Als alle unsere Munition verschossen war und die Werke entzwei, brachen die Japaner in riesigen Scharen zwischen zwei Werken durch, und unserer kleinen Schar blieb nichts weiter übrig, als sich zu ergeben. Bei allem Unglück haben wir Glück in diesem Kriege gehabt. Wir hatten so wenig Verluste, wie der größte Optimist sich nicht träumen ließ. Im ganzen 500, davon nur ungefähr 200 Tote, während die Japaner 12000 Tote und Verwundete haben sollen. Auch sonst hat der Glücksstern über uns gewaltet. Die Stadt ist tagelang mit einem Hagel von Granaten und Schrapnellen bearbeitet, und es ist keine Zivilperson verletzt worden, trotzdem kaum ein Haus ohne Granatschuß ist. Acht Tage haben alle Leute Tag und Nacht in den Kellern verbringen müssen, deren Fenster mit hohen Sandsackmauern verbaut waren. Ich hatte gerade das eine Zimmer von meinen Kranken geräumt, da kam die Nacht darauf ein Volltreffer hinein, der im Zimmer so gut krepierte, daß alle fünf Kranke erledigt gewesen wären, wenn sie drin gewesen wären. Noch zwei Volltreffer bekamen wir, aber zum Glück wurde auch nur Materialschaden angerichtet.

Sehr viel zu tun hatte man. Gleich als Japan das Ultimatum stellte, verließen die meisten Chinesen die Stadt. Von meinen sechzehn Leuten blieb kein einziger; man bekam zwar ab und zu wieder einige, aber was für welche! Die alles nur halb machten, von nichts eine Ahnung hatten und viel Geld verlangten. Zum Glück verließen die meisten Frauen und Kinder Tsingtau ...

Gern gehe ich hier nicht fort; im Gegenteil, es würde mir bitter schwer werden, und ich hoffe immer noch, daß uns u n s e r s c h ö n e s Tsingtau erhalten bleibt. Schwer werden ja die nächsten Monate für uns werden in dem beinahe ganz ausgestorben, wenigstens von Deutschen fast leeren Tsingtau. Die Geschäfte sind größtenteils geschlossen, die Soldaten, Offiziere und Beamten sind alle in Japan in Gefangenschaft; nur einige Kaufleute, die zum nicht mobilen Landsturm gehören, sind hier, und an Frauen und Kindern ungefähr 400. Also heißt es für uns, abwarten; nach d i e s e r Z e i t w i r d a u c h e i n e a n d e r e k o m m e n. Das Furchtbarste ist, daß man gar keine Nachricht aus Deutschland bekommt. Wie mag es auf dem heimischen Kriegsschauplatz aussehen? Seit vielen Wochen wissen wir gar nichts, und wie lange wird es dauern, bis wieder Bahn- und Postverkehr hergestellt sind? Diesen Brief will ein Arzt mit nach Schanghai nehmen und dort abschicken, und dann, hoffe ich, gelangt er auch wirklich in Deine Hände.

Zwei Tage nach der Einnahme Tsingtaus fand auf dem Friedhof die T r a u e r f e i e r f ü r d i e T o t e n und die Abschiedsfeier für die am nächsten Tage abziehenden Gefangenen statt. Natürlich war ganz Deutsch-Tsingtau versammelt, um den Braven, die für Deutschlands Ehre im fernen Osten gefallen waren, die letzte Ehre zu erweisen. Beinahe ein Wunder waren die zwei Reihen offener Gräber — da man allgemein auf mindestens die Hälfte Tote von der

Besatzung gefaßt war — die von deutschen Frauen mit Blumen geschmückt dalagen. Auf der einen Seite standen die Kameraden, auf der anderen Seite Tsingtaus Frauen, in der Mitte die Geistlichkeit und der Gouverneur mit seinen sämtlichen Offizieren im vollen Waffenschmuck. Der Kaiser von Japan hat unseren Offizieren den Säbel gelassen, d. h. denen, die in der Festung gefangengenommen sind; alle, die draußen in den Schützengräben oder Zwischenstellungen gefangengenommen waren, wurden gleich nach Japan geschickt. Eine ergreifende Rede hielt unser Pfarrer, deren Grundgedanke war: Wir sind nicht Besiegte, sondern nur einer Übermacht Gewichene, und Tsingtau ist deutsch und soll und muß deutsch bleiben! Und wirklich, unsere Soldaten standen nicht wie Besiegte da, stolz erhobenen Hauptes im Vollbewußtsein ihrer Pflichterfüllung, wenn auch tiefer Ernst und Schmerz auf den Gesichtern zu lesen war; galt es doch, den gefallenen Kameraden und dem geliebten Tsingtau Lebewohl zu sagen.

Werden sie, und wann werden sie wiederkommen? Wohin, nach welchen Orten Japans sie gebracht sind, weiß man noch nicht. Den Offizieren wurde sehr viel Freiheit gelassen; sie konnten außer Handgepäck einen großen Koffer voll Sachen mitnehmen, und jedem wurde ein Bursche bewilligt. Mir war doch sehr weh zumute, als ich von W. auf dem Kasernenhof Abschied genommen hatte und nun allein in die öde Stadt zurückkehrte.

Den meisten Leuten hier ist die Festungszeit gut bekommen, besonders denen, die draußen im Freien die Wochen zugebracht hatten; trotz schlechten Wetters hatten wir sehr wenig Erkrankungen. Unser Krankenhaus war für die Zeit des Krieges vom Gouvernement gemietet, und wir waren mit übernommen worden. 25 Betten schob ich noch ein, die ich mir von Privatleuten zusammenborgte. Zwei Damen kamen noch, die die Küche übernahmen. So waren wir zwei Schwestern und zwei Helferinnen und hatten 30 Betten. Unsere Kranken waren Verwundete, die bei Patrouillenritten oder Vorpostengefechten ihre Verwundungen erhalten hatten. Ein paar Stunden jeden Tag mußten wir sie im Hause halten, weil eine See- oder Landbeschießung der Japaner im Gang war, aber die andere Zeit konnten sie den Garten voll und ganz genießen.

Doch diese letzten Tage waren schlimm; an ein aus dem Hause gehen war nicht zu denken. Wir mußten sogar am Tage in den Keller flüchten. Das krachte und schlug nur so um uns ein; die Wege und unser Garten waren von Granaten durchpflügt. Aber trotz alledem haben die Japaner mit ihrem riesigen Artilleriefeuer kaum etwas angerichtet, natürlich in den Schützengräben und von den Forts alle Erde aufgewühlt; aber die Gebäude haben standgehalten.

Tapfer haben sich unsere Leute geschlagen; vom ältesten Offizier bis zum jüngsten, vierzehnjährigen Kriegsfreiwilligen können wir mit Stolz sagen, daß sie voll und ganz ihre Pflicht getan haben. Ich weiß viele, die gern noch länger um Tsingtau gekämpft hätten, aber es wäre ja nur ein nutzloses Blutvergießen gewesen, denn wie kann man ohne Munition noch kämpfen?..."

Lieb Vaterland magst ruhig sein!

Wie wir 1914/15 unser Eisernes Kreuz erwarben.

Mit Feldpostbriefen deutscher Soldaten.

Ausgewählt und bearbeitet von Ernst Boerschel.

„Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd ein Heer;
Was ist des Deutschen Vaterland? —
Wir fragen's heut' nicht mehr.
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind heut'!
Hurra, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du große Zeit!"

Ferdinand Freiligrath.

Unvergeßlich in unserer Erinnerung, unvergänglich in der deutschen Geschichte wird es bleiben, wie sich in den Augusttagen des Jahres 1914 das deutsche Volk in heiliger Opferfreudigkeit für das Vaterland erhob. Einig, frei vom alten Erbübel des Parteienhaders, stand das Volk in Waffen herrlich da, in seiner Siegeszuversicht und in seinem Gottvertrauen ein Abbild alten Heldentums.

Heute, inmitten der unvergleichlichen Ruhmestaten unseres Heeres, möchte jedes laute Wort des Lobes verstummen. Die schlichte Größe, mit der unser Volk diesen Krieg führt, erheischt stille Bewunderung. Aber kein Wort ist zuviel, um dem kommenden Geschlechte es einzupflanzen, welch eine Verantwortung ihm auferlegt ist, die großen Zeichen und Errungenschaften unserer Zeit zu bewahren und zum Heile der deutschen Zukunft auszubauen. In den folgenden Blättern kann es finden, was not tot, um einer Welt von Feinden zu widerstehen. In erster Linie der kategorische Imperativ der Pflicht, der das eigene Ich hinter die Sache stellt und es so zu großen Zielen erzieht. Mit ihr als sittlicher Trieb-

kraft hängen die andern Werte zusammen: Ausdauer, Hingebung, Opfermütigkeit und Treue. Ohne sie ist keine wahre Tapferkeit möglich, erwirbt man nicht den Namen eines Helden. Die folgenden Schilderungen zeigen, wie der Wille und der höhere Zweck bei den einzelnen Taten viel mehr maßgebend waren als die Aufwendung der persönlichen Kraft. Das ist es, was sie wertvoll macht und ihnen die Berechtigung gibt, als Beispiel zu gelten. In ihnen lebt der Geist, der nicht nur unser Heer in diesem Kriege unbesiegbar machte, sondern Deutschland für alle Zukunft über seine Feinde erhebt, wenn es dem eigenen nagenden Wurme des Haders, der Ausländerei und des Wohllebens widersteht. Das blutige Ringen, das wir jetzt erleben, möge unser Volk dauernd zur Besinnung darüber gebracht haben!

Die folgenden Schilderungen sind meist von den Tapferen selber gegeben worden. Es wurde nur geringfügig daran geändert. Es ist schon in dem Kapitel „Das Eiserne Kreuz 1. Klasse" ausführlich gesagt worden, unter welchen Gesichtspunkten sie ausgewählt wurden. Von den Helden hier gelten die gleichen Voraussetzungen, und sie verdienen unsere gleiche Achtung. Es muß auch hier wiederholt werden, daß noch Hunderte andere dasselbe Recht gehabt hätten, aufgenommen zu werden. Denn jeder ist in diesem Kriege ein Held. Das Eiserne Kreuz steht als Ehrenzeichen über dem gesamten deutschen Heere!

Möge sein Glanz die kommenden Geschlechter nicht unwürdig finden!

* * *

„Wir Lebenden aber wollen siegen . . ."

„Epoye bei Reims, 19. September 1914.

„Endlich komme ich mal wieder dazu, etwas länger zu schreiben. Was hat man in der Zwischenzeit alles erlebt, wieviel Erhebendes und wieviel Trauriges!

Unser Regiment ist schwer im Feuer gewesen — aber wir können mit gutem Gewissen sagen, das Alexander-Regiment hat seinem alten Ruhm neue Lorbeeren hinzugefügt. Geradezu glänzend sind unsere Leute, ohne Beispiel die Offiziere, ach und so viele haben dran glauben müssen. Wer nach den letzten Schlachten noch am Leben ist, den hat unser Herrgott besonders behütet. Und das ist auch mit mir der Fall, denn eine Kugel ging durch meinen Helm, ohne mich zu verletzen, und zwei Volltreffer von Granaten platzten so nahe bei mir, daß die neben mir gehenden Leute zerrissen wurden und ich selbst vom Luftdruck taumelte, aber gänzlich unverwundet blieb. Wenn ich Euch nur alles erzählen könnte, denn schreiben läßt sich das nicht. Ich muß oft an den ge-

liebten Vater denken; wie wird man selbst später einmal, falls man am Leben bleibt, von den schweren und fröhlichen Stunden erzählen! Leider haben wir sehr, sehr viel Offiziere verloren, darunter so viele gute Freunde. Fritz Behr ist tot, Engel tot, Calm I tot, ebenso Westernhagen, Detten, Lancken II, Diebahn III, Lindenau, und noch viel mehr verwundet. Doch der Soldat klagt nicht. Alle sind sie den Tod des Edelmanns gestorben und den schönsten des Soldaten — wir Lebenden aber wollen siegen, weiter siegen, damit bald dem entsetzlichen Krieg ein Ende gemacht wird.

Gestern nun, am 18. September, erhielt ich das Eiserne Kreuz ‚für schneidige Ritte als Adjutant im heftigsten feindlichen Feuer bis in die vorderste Linie'. Könnt Ihr verstehen, wie selig und stolz ich bin? Zumal ich es mit unter den ersten im Regiment erhalten habe. Ich muß immer wieder auf das schlichte Kreuz am schwarzweißen Band in meinem Knopfloch heruntersehen. So etwas hilft sofort über alle Strapazen und Entbehrungen, die jetzt recht groß sind.

Unser Meldeverkehr beim Regiment wird jetzt durch zwei flotte Autos, die ich in Reims requirierte, aufrechterhalten. Aber den Granaten entflitzt man deshalb doch nicht. Am Sedantage war unser Regiment Vorhut. Wir stießen überraschend auf den Feind, der das Dorf Ecury le Repos besetzt hatte. Unter schwerer Anstrengung und gräßlichen Verlusten, wo ich wieder wie durch ein Wunder unverletzt blieb, da ich, um die Leute anzufeuern, die stark unter dem Granatfeuer litten, selbst ein Gewehr nahm und in der vorderen Linie mitschoß, wurde gegen 2 Uhr nachmittags das Dorf genommen.

Als es dunkel wurde, mußte ich zur Brigade reiten, um eine Meldung hinzubringen. Ich geriet mit meinem Ulanen, den ich als Pferdehalter mitgenommen hatte, in schweres Granatfeuer, womit die Franzosen, ohne etwas zu sehen, die ganze Umgegend belegten. Es war ein grausiger Abend, dauernd dieses Pfeifen und Sausen über sich und dann das flammende Platzen der Geschosse, schaurig und doch unvergleichlich wunderbar. Ich war aber doch sehr froh, als ich sicher wieder beim Regiment anlangte. Todmüde setzte ich mich in den Chausseegraben, und der Graf Finckenstein ist gerade dabei, mir ein Glas Sekt, den wir aus Epernay mitgenommen hatten, zu geben, als ein heftiges Infanteriefeuer bei unserer Sicherungslinie losgeht und gleich darauf hörte man ganz dicht das hell klingende Angriffssignal der französischen Infanterie. Das bedeutete also einen Überfall. Nun war es großartig, mit welcher Schnelligkeit und Ruhe alles sofort gefechtsbereit war; der beabsichtigte Angriff wurde glänzend zurückgeworfen. Aber ein eigenartiges Gefühl überkam einen doch trotz aller Müdigkeit.

Der nächste Tag war mit der schlimmste meines Lebens. Den ganzen Tag dem Feind auf 600 m gegenüber und ihn nicht angreifen dürfen, dafür aber das furchtbarste Granatfeuer aushalten müssen, es war entsetzlich, und am Abend war ich mit den Nerven ziemlich fertig. Todmüde legte ich mich ins Gras.

Plötzlich um 3 Uhr nachts werden wir durch einen Befehl fürs Regiment geweckt. Wir sollten, da bei Tage infolge des starken Artilleriefeuers ein Angriff nicht möglich war, sofort mit blankem Bajonett die feindliche Stellung

nehmen. Ich setzte als Adjutant sofort die nötigen Befehle auf, trug sie Finckenstein vor, und Punkt 4 Uhr früh trat das Regiment in lautloser Stille und bei finsterer Nacht zum Sturmangriff an. Nie in meinem Leben werde ich die mustergültige Haltung der Mannschaften und der Offiziere vergessen, die eine wundervolle Ruhe bewahrten und die sich doch alle der blutigen Aufgabe bewußt waren. Was und wie nun alles kam, wie im herrlichen preußischen Draufgehen unser Hurra ertönte, während wahnsinniger französischer Kugelregen uns empfing, das alles läßt sich nicht beschreiben. Tatsache ist, daß wir um 8 Uhr im Besitz der feindlichen Stellungen waren und die Franzosen wie die Hasen vor uns hertrieben.

Allerdings war das Regiment fast auf ein Drittel zusammengeschmolzen, viel Blut war geflossen, aber dieser Sturmangriff wird ein glänzendes Ruhmeszeichen in der Geschichte des Alexander-Regiments bleiben. Daß man ihn überlebte, ist eine besondere Gnade Gottes, mir ist und bleibt es unverständlich."

Ferd. v. Zepelin, Leutnant im Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regt. Nr. 1.

„Herr Leutnant, ich melde mich . . ."

Es ist nicht bekannt, ob den deutschen Soldaten, der bald nach den ersten Kämpfen in Belgien in der Anstalt Calvarienberg zu Maastricht mit den Worten: „Herr Leutnant, ich melde mich ..." seinen tapfer empfangenen Wunden erlag, das Eiserne Kreuz geschmückt hat. Aber er hatte es verdient! Denn noch auf dem dunkeln Wege zwischen Leben und Tod galt der Pflicht sein Abschiedswort. Ein schlichter deutscher Soldat bezeugte er bis zum letzten Atemzuge das Höchste, was in unserm Heere lebt und es über alle unsere Feinde triumphieren läßt: den Begriff der Pflicht.

Der Arzt, Dr. Brocx, der den Braven sterben sah, hat es selber beschrieben. In seinem Berichte, den er über die seiner Pflege befohlenen deutschen Verwundeten der angesehenen holländischen Zeitung „Algemeen Handelsblad" in Amsterdam gegeben hat, heißt es:

„Die ersten Verwundeten, die ich hatte, sind gestorben, aber die meisten der andern leben, und unser aller Herzen klopfen vor Freude, wenn ein stiller Händedruck, ein Blick der Augen Dankbarkeit bezeugt. In dem Dunkel all des schrecklichen Elends, worin wir hier leben und das wir Stunde um Stunde mitmachen, sind zwei Lichter, die ihre erhellenden Strahlen weit hinauswerfen. Das eine Licht kommt aus der Tatsache, daß trotz aller moralischen Verluste — wir meinten schon, daß keine europäische Gesittung mehr bestände — noch der Pflichtbegriff hochsteht, daß die Pflicht getan wird, gleichviel, ob sich's darum handelt, einen Befehl zu befolgen, oder den Weg zur Vernichtung zu gehen. Das andere Licht ist die Bekundung der Menschenliebe, die eben keine Überkultur hat ertöten können, sind die Liebesdienste, die von jungen Frauen und von Männerhänden selbstlos getan werden ...

In den Bildern des Schreckens wurde der ergreifende Höhepunkt erreicht durch das, was wir am Sterbebett eines jungen Deutschen hörten. Bewußt-

los hatte er Stunden und Tage gelegen. Kurz vor seinem Tod schlug er noch einmal die Augen auf und murmelte, wobei er versuchte, mit seiner verwundeten Hand zu grüßen: ‚Herr Leutnant, ich melde mich.‘

Wir standen alle wie geschlagen. Noch in seiner Sterbestunde siegte bei ihm der eingeimpfte Pflichtbegriff.“ —

Es war der mecklenburgische Füsilier Hugo Schmidt, der uns dies Beispiel treuen Pflichtbewußtseins bis in den Tod hinterließ.

„Haltet aus . . .!“

„Am 10. November 1914, einem kalten nebligen Tage, war ein allgemeiner Angriff auf Ypern vorbereitet. Unser 105. Regiment bildete die Divisionsreserve. Ich selbst bin Radfahrer beim 1. Bataillon. Doch bei dieser Witterung und den schlechten Wegeverhältnissen war es nicht möglich, zu fahren. So taten wir denn als Gefechtsordonnanzen Dienst.

Um 9 Uhr begann der Angriff. Das Regiment folgte in einer Entfernung von 800 m. Durch den Nebel versteckt, war es uns ein leichtes, den Kämpfenden zu folgen. Doch mit der Zeit wurde es klarer und daher schwieriger. Die Flieger traten sofort in Tätigkeit. Immer gedeckt erreichten wir Schloß Hollebeke. Von da aus hatten wir eine große Ebene vor uns, die in einer langsam steigenden Höhe endigte. Es war die letzte Höhe von Ypern.

Unsere vordere Linie war bis auf 300 m heran an den Feind, der sich auf der Höhe gut eingeschanzt hatte. Doch dieser Schützengraben mußte genommen werden, denn er war ein wichtiger Punkt für uns. Nur mit großen Verlusten gelang es uns. Unsere Linie war sehr gelichtet, und der Feind, der wohl wußte, daß er eine gute Stellung eingebüßt hatte, überschüttete nun diesen Schützengraben und das dahinterliegende Gelände mit einem mörderischen Artilleriefeuer. Fast schien es, als ob sich die Kameraden nicht halten könnten, als auch schon hier und da Gegenangriffe erfolgten. Vier Kompagnien machten sich marschbereit, um den vorderen Kameraden zu Hilfe zu kommen, doch konnten sie nur auf großen Umwegen zu ihnen gelangen. Der Führer aber mußte möglichst schnell von der Unterstützung erfahren. Eine Ordonnanz sollte über die Ebene eilen und die Meldung überbringen. Unser Oberst fragte nach Freiwilligen, deren auch gleich mehrere zur Stelle waren.

Er wählte mich, und Gott befohlen, ging ich los. Die Granaten und Schrapnelle platzten nur so um mich herum, doch von dem Drange beseelt, unseren Kameraden Hilfe zu bringen, stürmte ich weiter. Glücklich kam ich auch drüben an und erstattete die Meldung. Unsere Truppen hatten schon fast die Hoffnung aufgegeben. Aber auch nur einen Schritt zurückzugehen war unter ihrer Würde. Lieber wollten sie den Tod fürs Vaterland sterben. Die Meldung von Hilfe brachte neuen Mut unter die Kämpfenden und sie hielten die Stellung, bis die vier Kompagnien eintrafen.

Am anderen Tage überreichte mir unser Oberst das Eiserne Kreuz, was mich mit freudigem Stolze erfüllte.

Erwähnen möchte ich noch, daß wir nach dem Eintreffen der Kompagnien ein ganzes Bataillon gefangen haben, das unsern Schützengraben stürmen wollte. Es wäre ihnen vielleicht auch gelungen, wenn die Hilfe nicht gekommen wäre."

Gefreiter Fritz Plaen vom Infanterie-Regt. Nr. 105.

Sich opfern um jeden Preis.

An der Piliza gegen die russische Übermacht.

„Heute einiges über Dinge, die an und für sich weit zurückliegen, die aber für mich sehr erinnerungswert sind, weil sie mir das Eiserne Kreuz gebracht haben.

Seit dem Tage von Oschikau am 23. August scheint es in unserm Regiment nicht anders zu gehen, als daß immer des Sonntags irgend etwas Blutiges kommt. Unsere Weichselwacht bei Wola Magnuzewska war nur von kurzer Dauer. Es blieb uns, den Feind fast im Rücken, aus den bekannten Gründen nichts weiter übrig als der Rückzug, zumal der Russe auch von Warschau her mit sehr erheblichen Truppenmassen vorstieß. Unsere 41. Infanteriedivision als die am weitesten vorgeschobene Truppe hatte daher die Aufgabe, den berühmten Rückzug zu decken, der ja ein Meisterstück in seiner Art, ja man möchte sagen ein Sieg gewesen ist: nur eine österreichische Kavalleriebagage, eine Kompagnie polnischer Jungschützen und der Fernsprechtrupp unserer 8. Kompagnie — ganze 7 Mann — sind von unserer Division dem Feinde als Gefangene in die Hände gefallen.

Zuerst war die Lage übel genug. Kaum drei Meilen zur Rechten wie zur Linken von uns starker Feind, der uns den Rückzug abzukneifen suchte; dabei hatten wir noch auf grundlosem Wege zwei schwere Batterien mitzuschleppen. Und dennoch gelang's, durch Tag- und Nachtmärsche von Marka aus am Nordufer der Piliza im Wettlauf mit den Russen den Übergang bei Biallobrzugy als erste zu erreichen und alles in Sicherheit auf das Südufer zu bringen, ehe der Feind fest zugreifen konnte. Jetzt galt es, in dieser geschützten Stellung einige Tage auszuhalten, bis die übrigen Truppenteile, die sich überall in Südpolen befanden, so weit herangekommen waren, daß ernstliche Beunruhigung durch nachstoßenden Feind nicht mehr zu befürchten war. Am Pilizaknie bei Brenzin grub sich unser Bataillon bis an den Hals in das Moor ein, um alle Übergangsversuche durch die Furten des Flusses abzuweisen. Ein häßlicher Aufenthalt in den fußnassen Gräben und bei dem Oktoberregen. Ein Glas Kirschgelee, das im Gutshaus von einem findigen Dragoner aufgespürt und gegen ein angemessenes Pack Zigaretten an uns verhandelt wurde, bildet den lichten Erinnerungspunkt im düsteren Pilizabilde.

Drei Tage lagen wir schon da, 1½ Bataillone und eine Batterie gegen ein russisches Armeekorps. Der übrige Teil der Division war nach Osten gegen Grabow und Iwangorod geworfen, um den überall über die Weichsel nachdrängenden Gegner zu hemmen. Sehr bald hatten Kosaken den Fluß durchschwommen und sich im dichten Unterholz des rechts von uns liegenden Sumpfwaldes eingenistet, um andauernd unsere Patrouillen zu belästigen.

Es ist Sonntag, der 25. Oktober 1914. An die Wand meines Schützengrabens gelehnt, schreibe ich an die Meinen. Weit hinten aus dem Walde hatte es heute morgen wie Kirchenglocken geklungen, und das lenkt unwillkürlich die Gedanken nach Hause. Man wird weich und träumerisch und greift zum schmierigen Lappen Papier, damit man mit den Seinen etwas plaudern kann. „Herr Leutnant, das Essen soll gleich ausgegeben werden!" tönt es plötzlich neben mir aus der rauhen Kehle eines biederen Landwehrmanns. Ich schließe den Brief noch schnell mit den Worten: „Heut ist Sonntag, es ist so unheimlich still. Man kann's gar nicht glauben, daß ein Sonntag für unsere 148er ohne Blut vergehen sollte." Der Brief war noch nicht zugemacht, als sehr geheimnisvoll mein Kompagnieführer bei mir im Graben erscheint. „Geben Sie den Befehl über den Schützengraben an Vizefeldwebel P.; sollen sofort zum Major kommen, ‚ehrenvoller Sonderauftrag'".

Beim Major befand sich schon ein anderer, jüngerer Offizier, Leutnant Dütschke von unserm Regiment. Wir hatten uns immer gerne gehabt. Ein frisches, keckes Draufgängerblut, nie übelnehmisch, mit warmem Herzen für all die Sorgen und Ängste seiner Leute, die er noch in seinen letzten Augenblicken in seiner derb-ulkigen Weise durch Scherze anfeuerte. Und vor allem echt ritterlich, wie er noch am Abend durch seinen Tod bewährt hat.

Befehl der Brigade: „1. Zug 7./148 (Lt. d. R. Biereye) und 1. Zug 8./148 (Lt. Dütschke) säubern das Sumpfwaldgelände an der Piliza von Kosaken. Alsdann setzt sich Zug Dütschke in Besitz von Budu Michalowska und Zug Biereye in Besitz des Fährhauses Budu, $1^1/_2$ km westlich obiger Furt."

Der Wald war etwa 6 km lang und 4 km breit und sehr schwer durchschreitbar. Damit wir vor Einbruch der Dunkelheit fertig wurden, mußte sogleich losgerückt werden. Ich nehme die linke, Dütschke die rechte Seite des Waldes. Als ich zu meinem Zuge zurückkomme, ist er gerade beim Essenempfang. Aber die Sache eilte ja, da der Zug der 8. Kompagnie in drängender Ungeduld — es ging gegen kosakisches Mordgetier — sich schon auf den Weg machte. Das Essen nahm aber meine Leute ganz in Anspruch. Sie überhörten anfangs das Kommando: „Antreten! Essen fortschütten! Mit 25 Schritt Abstand — schwärmen!" Langsam setzte sich der Klumpen in Bewegung. Kaum hatten die letzten den Schützengraben, zu dessen Besatzung die 5. Kompagnie herangerückt war, verlassen, da sausten russische Granaten genau an die Stelle, an der kaum zwei Minuten vorher das Essen verteilt worden war. Der Russe hatte die Bewegung gleich gemerkt und begleitete nun meinen Weitermarsch mit seinen Schrapnellen und Granaten. So ging es 2 km, dann war mein Zug mit Verlust nur eines Verwundeten im Walde verschwunden.

Einen Augenblick Rast. Leutnant Dütschke, der sein Pferd mitgenommen hatte, schwenkte zu mir herüber, um sich noch die letzten Befehle für das gemeinsame Vorgehen zu holen. „Wir streifen also durch den Wald: ich links, Sie rechts! Dann verhalte ich, und Sie machen eine große Linksschwenkung!" — „Biereye, ich habe eben von Dragonern gehört, Budu Michalowska soll stark besetzt sein. Wollen Sie mir helfen, die Russen dort herauszuschmeißen? Vielleicht bin ich allein zu schwach; ich gebe Ihnen dann auch einige Gruppen mit

zum Sturm auf Ihr Fährhaus." — „Selbstverständlich! Also wenn wir den Wald abgestreift haben, bleiben wir am Waldsaum halten und fassen dann unsern Entschluß für ein gemeinsames Vorgehen gegen das Nest." — „Einverstanden!"

Wir trennten uns, und die Streife nahm ihren Anfang. Das Gelände war fürchterlich. In langen Sätzen versuchte man von Grasklumpen zu Grasklumpen zu springen. Aber es hatte keinen Zweck; die Dinger glitten einem unter den Füßen weg, und man saß bis an den Leib im Torfwasser und zwischen den Erlenwurzeln.

Gegen 4 Uhr mochte es sein; der Wald war abgestreift. Unterwegs trafen wir Verbündete in blaugrauen Uniformen mit ebensolchen Gamaschen und einer Mütze, die einem zusammengedrückten Ulanenhelm aus grauem Filz ähnelte; prächtige, junge Gestalten. Der Versuch einer Verständigung mißlang zunächst vollständig. Es waren polnische Jungschützen, die ebenfalls auf Budy Michalowska zogen, das sie am Abend vorher den Russen hatten überlassen müssen.

Mein Zug war am Waldsaum angelangt. Die Karte in der Hand, stand ich da und suchte aus dem Gewirr von Torfhütten und Katen vor mir das fragliche Dorf zu finden. Da sehe ich plötzlich 1—1½ km rechts von mir den Zug Dütschke aus dem Walde vorbrechen, den Führer hoch zu Pferde, hinter ihm und weiter rechts polnische Jungschützen. Unser Plan war also durch irgendwelche Umstände mißglückt. Aber zu langem Überlegen war jetzt nicht mehr die Zeit. Wie auf ein verabredetes Zeichen brach drüben plötzlich ein Höllenlärm los. Wir waren überrumpelt, in echt russischer Art! Ist der Russe schwach, so beginnt er in der Regel schon auf wer weiß wie weite Entfernungen zu knallen; je größer aber seine Überlegenheit ist, desto näher läßt er den Gegner herankommen, um ihn dann desto sicherer zu haben. So auch hier. Auf 50 m hatte man den Zug Dütschke ruhig herankommen lassen, dann ging's los. Aus allen Hecken des Dorfrandes, aus den Strohdächern der Häuser sprühte auf kürzeste Entfernung dem Zuge ein furchtbares Feuer entgegen, und nun begann auch vom Abhange des Nordufers, wo russische Schützengräben terrassenförmig übereinander hingen, heftiges Flankenfeuer einzusetzen.

Was nun folgte, das ging alles mit solcher Geschwindigkeit und in solcher Erregung vor sich, daß die Bilder in der Erinnerung nur noch wie ein böser Traum an einem vorübergleiten. Ich sehe noch Dütschke vom Pferde herunterrutschen und dann mit wildem Hurra sich in den Dorfeingang stürzen — wohl das Richtigste, was er jetzt noch tun konnte; denn um das Orchester zu vervollständigen, setzten aus 800 m Entfernung hinter dem Dorfe zwei russische Batterien ein und deckten den Waldsaum mit ihrem Feuer zu. Ein Zurück war in diesem Augenblick nicht mehr möglich. Meine Lage war scheußlich. In dies Wespennest zu greifen mit unsern knapp 120 Mann — wie stark die Jungschützen waren, war mir völlig unbekannt — war ja Wahnsinn. Aber soll ich hier mit meinen Leuten liegenbleiben und zusehen, wie man die Kameraden einfach abschlachtet?

Das Kameradschaftsgefühl blieb Sieger. Wenn ich vorstoße, gelingt's dem Zuge Dütschke vielleicht noch, sich aus dem Dorfe zurückzuziehen. „Zug Bierene — marsch!" Das Gelände war übel genug. Wiesen mit breiten tiefen Schlammgräben, dazwischen Weidenhecken, die ein Feuern auf das Dorf aussichtslos machen,

ohne aber uns selbst vor dem Schrapnellfeuer und dem Infanteriefeuer vom jenseitigen Abhang zu schützen. Das Geflitze und Gepfeife wird ärger und ärger. Nach hundert Metern: „Stellung!" Meine Stimmung ist verzweifelt. Komme ich überhaupt durch dies Gelände noch die 400 m bis zum Dorfe durch und ist dann nicht vielleicht doch alles zu spät?

Jetzt nur keine Zeit mehr verlieren! — „Zug Biereye auf, marsch, marsch!" Und nun rase ich los, immer gerade aus auf den Dorfeingang zu. Was heißt jetzt noch Wassergraben? Durch! ist der einzige Gedanke. Ein mächtiger Sprung, und man sitzt bis zur Hüfte im Morast, aber vorwärts, vorwärts ist die einzige Empfindung. Bald hat man sich wieder herausgerappelt, um 50 m weiter demselben Schicksal zu verfallen.

An einem Weidenzaun entlang, immer begleitet von russischen Schrapnellen, geht's im wilden Lauf in den Dorfeingang. Ein Hornist ruft mir zu: „Befehl des Leutnants Dütschke: in zehn Minuten wird das Dorf geräumt und am Wald Verteidigungsstellung bezogen!"

Am Eingang staut sich plötzlich alles. Er ist vielleicht 15 m breit, aber Schlag auf Schlag sausen russische Granaten in den Weg, um sein Durchschreiten unmöglich zu machen. Eben wirft gerade wieder eine einen gewaltigen Haufen Lehm in die Höhe und uns ins Gesicht. „Jetzt durch!" Kaum fünf Schritt weiter, da ein furchtbares Krachen, ein harter Schlag vor den Mund und oben vor den Kopf — dann wird's für einen Augenblick ganz still. Als ich wieder zu mir komme, sehe ich gerade noch die letzten der Unseren an mir vorüberlaufen. Ich merke, wie mir immer Blut vom Munde tropft, sonst ein fürchterliches Schädelbrummen. Neben mir sitzt ein Mann der 8. Kompagnie mit aufgedeckten Eingeweiden, vor wahnsinnigem Schmerz lachend wie ein kleines Kind. Die Granate, die mich mit ihren Sprengstücken wunderbarerweise nur gestreift hatte, hatte ihm den ganzen Leib aufgerissen.

Mich graust's. Jetzt nur noch ein Gedanke: als Offizier nicht lebend in Feindeshand fallen. Ich kann hier nichts mehr ausrichten, ich muß zurück. Übelkeitsgefühl und Schwindel überkommen mich. Noch 300 m über dieses Wiesengelände und in solchem Feuer! Plötzlich hört der Kanonendonner auf. Fast glaubt man an ein Fatum. Todmüde erreiche ich den Wald. Von meinem Zuge habe ich glücklich 12 Mann beisammen, mit denen ich mich am Rande einniste; wo die übrigen sind, mag der Himmel wissen. Rechts von mir liegen die Reste des Zuges Dütschke. Da rasselt wieder eine Schrapnellsalve in unsern Waldrand. Es ist vor der mehr als fünffachen Übermacht des Feindes unmöglich, daß wir uns halten. Ich wehre meinen Leuten nicht, daß sie zurückgehen. Sie wären hier am Waldrand, auf den die feindliche Artillerie genau eingeschossen war, doch nur mehr oder weniger als Kanonenfutter unnütz geopfert worden.

Ein jeder begibt sich jetzt in den weglosen Wald, seine Leute zu sammeln. Ganz wirr ist der Schädel geworden. Zwei Jungschützen und ein Mann meines Zuges sind meine ganze Begleitung, als auch ich den Waldrand verlasse. Bald treffe ich auf einen Reserveunteroffizier meines Zuges, einen Telegraphenarbeiter und mehrfachen Familienvater. Die Aufregung hat ihn vollkommen in Verwirrung gebracht; er weint, schüttelt den Kopf und murmelt immer wieder das

Vaterunser. Die beiden Jungschützen verlassen uns, fortdauerndes Rufen nach meinem Zuge war ohne Erfolg geblieben. So mußten denn wir drei allein in der Dämmerung nach dem Kompaß unsern Weg suchen durch die wogenden Nebelschleier und den Wald, immer in der Spannung, nachdrängenden Kosaken in die Hände zu fallen, die sich bei all ihrer sonstigen Feigheit jetzt in ihrer mehrfachen Überlegenheit wohl doch unserer angenommen hätten. Ungefähr 2 km weiter treffe ich noch meinen braven Unteroffizier Schwedthelm mit seinen Leuten, und er berichtet über Dütschkes Ende. Als das überlegene Feuer ihn erdrückte, und er zurückging, kamen Jungpolen zu ihm mit der Meldung, daß noch in einem der Gehöfte Leute von ihnen säßen, die nicht zurückkönnten. „Ihr habt mir mit herausgeholfen, da darf ich euch auch nicht verlassen!" Dann sammelte er die letzten Reste der Jungschützen, die ohne Offizier waren, und führte sie in der Dämmerung noch einmal gegen das Dorf. Noch ehe er es erreichte, zerriß ihm eine Kugel die Lungenschlagader. Jungschützen wollten ihn aus dem Gefecht tragen, mußten ihn dann aber bald liegen lassen. Sein Todeskampf kann, nach dem Gesichtsausdruck zu schließen, nicht allzu schwer gewesen sein. Ehre seinem Andenken. Helm ab vor solcher Ritterlichkeit und opfermütigen Kameradschaftlichkeit!

Gegen ½7 Uhr abends kam ich bei unserem Bataillonskommandeur an: „Melde Herrn Major ganz gehorsamst, daß der Angriff auf Budu Michalowska gescheitert ist. Ich bitte, mir zur Einnahme des Forsthauses Budu einen andern Zug der 7. Kompagnie zur Verfügung zu bestimmen, da ich von meinem Zuge nur noch zehn Mann habe." Mit einem: „Gott sei Dank, daß ich Sie wiederhabe! Wir glaubten bei dem fürchterlichen Gefechtslärm nicht, daß wir noch einen von Ihnen wiedersehen würden. Jetzt lassen Sie sich verbinden, und dann bleiben Sie bei uns zu Abend" wurde ich empfangen. Lange habe ich's nicht ausgehalten; um neun lag ich schon wieder im Schützengraben. Es zog mich stärker hin zu den Jungen, die die Schrecken des Nachmittags miterlebt, als zum Strohlager im Gutshof beim Bataillonsstab.

Beim Morgengrauen des nächsten Tages haben wir dann unsern Dütschke geholt und begraben mit schlichtem Kriegerkreuz und daraufgesetztem Helm. Seine Sporen habe ich zum Andenken an ihn an mich genommen und vom nächsten Tage an, an dem ich zum Kompagnieführer ernannt wurde, getragen. So stehen Leben und Tod da draußen dicht beieinander. Dem einen wird ein Holzkreuz im feuchten Nebel des Pilizatales, dem andern ein Eisernes zuteil am schwarzweißen Bande. Als wir zwei Tage später von der Piliza abzogen, brach die Sonne für Augenblicke durch, als wir an seinem Grabe vorbeikamen, und ließ den Helm aufblitzen.

Mein Zug fand sich am nächsten Abend fast vollzählig wieder bei mir ein. Er hatte sich in den Wald zurückgezogen, um dort eine Aufnahmestellung einzunehmen. Als dann Leute von der 8. Kompagnie mit der Meldung kamen, sie hätten mich im Dorfeingang fallen sehen, hatte er sich auf den Rückweg gemacht aber bei der früh einbrechenden Dunkelheit im Moore verirrt, bis ihn am nächsten Nachmittag österreichische Ulanen wieder auf den richtigen Weg brachten.

Ich selbst zog hoch zu Roß am nächsten Tage mit einem Verband wie ein

Maulkorb vor meiner Kompagnie her. Na, wir haben's dann ja noch redlich geschafft.

Dr. Wilhelm Biereye, Leutnant d. Res. im Westpreußischen Infanterie-Regt. Nr. 148, 7. Komp., Oberlehrer an der Kadettenanstalt zu Wahlstatt.

Ehre unsern deutschen Lehrern!

1.

Feldpostbrief des Stettiner Lehrers G. vom Schlachtfelde von Lodz an seine Schüler.

„Am 28. November 1914.

Meine lieben, guten, deutschen Jungen!

Ihr werdet die Freude kaum ermessen können, die Ihr mir durch Eure Liebesgabe in Feindesland bereitet habt. Wir haben schwere und anstrengende Tage hinter uns, und es sind noch große Aufgaben, die unser warten; gerade als ich Euer Paket erhielt, waren drei Tage vergangen, in denen wir ununterbrochen in Schützengräben den Russen gegenüberlagen, und auf einmal hieß es: ‚Wir greifen an!'

Ich führte damals den ersten Zug der 10. Kompagnie. Kompagnieführer war ein Leutnant, der erst vor einigen Tagen aus dem Lazarett gekommen war. Er hatte schon auf dem westlichen Kriegsschauplatze eine Ehrenwunde erhalten. Nach Eintreffen des Regimentsbefehls ertönte klar und deutlich sein Kommando an mein Ohr: ‚Wir greifen an! Zug G. geht sprungweise vor bis in die Höhe der etwa 300 m vor uns liegenden 9. Kompagnie; ich selbst folge mit dem 2. und 3. Zuge!' Da gab's kein Besinnen; ich gab laut und bestimmt den Befehl: ‚Fertigmachen zum Angriff; Gruppen sprungweise vor!' Mein Zug zählte nur noch drei Gruppen. Ohne zu zögern, stürzten die ersten acht Leute mit ihrem Unteroffizier aus dem Schützengraben über das gefrorene Ackerfeld dahin, ich folgte mit der zweiten Gruppe, die dritte schloß sich an, und so arbeiteten wir uns sprungweise vor. Mein Nebenmann, ein Kamerad, den ich schon von einigen Übungen her kannte, war an diesem Tage ganz besonders gut aufgeräumt. Unaufhörlich mahnte er: ‚Herr Feldwebel, wir wollen weiter!' Aber nach dem dritten oder vierten Sprung machte er nicht mehr mit. Ein Aufschrei hatte uns kundgetan, daß ihn eine feindliche Kugel getroffen hatte. Ein Kopfschuß hatte ihn schnell aus unserer Mitte gerissen.

Doch für uns gab's keine Zeit zum Halten oder Denken, für uns galt nur ein Befehl: ‚Bis in die Höhe der 9. Kompagnie.' In etwa zehn Minuten waren wir angelangt. Da hieß es auf einmal: ‚Nicht weiter vor, das 1. Bataillon ist noch nicht heran.' Denkt Euch, im dichtesten Kugelregen hatten wir die bezeichnete Stellung erreicht, drei Kameraden waren tot, fünf verwundet, nun hieß es halten, ungedeckt, angesichts eines Feindes, der in diesen Augenblicken sein ganzes Feuer auf unsere Kompagnie richtete. Jetzt hieß es, ruhig ausharren, Deckung suchen. Schnell wurden die Spaten genommen, und nach kurzer Zeit hatten wir uns verschanzt, die Russen konnten von unseren Schützenlinien nichts mehr sehen.

Einige Stunden mochten verflossen sein. Mein Nebenmann kündigte mir an, daß er Hunger habe, er schnitt zwei Brotschnitten ab, und wir stärkten uns in aller Seelenruhe für die Dinge, die da kommen sollten. Ein anderer Kamerad holte seinen Vorrat an Zigarren und Zigaretten hervor und verteilte sie, indem er mahnte: ‚Schnell noch ein paar Züge nehmen, vielleicht kriegen wir sonst keinen mehr davon.'

Nachdem wir so ganz der Sachlage entrückt waren, kam auf einmal der Befehl: ‚Auf der ganzen Linie vor zum Sturm!' Mühsam, fröstelnd und mit steifen Gliedern kletterte jedermann aus dem engen Graben. Eine unendliche Linie wälzte sich auf das vorliegende Dorf, denn es galt, die Russen aus den Verschanzungen in und bei dem Dorf zu werfen. Zuerst hagelte es noch Gewehrkugeln, wie wenn einer einen Sack Erbsen ausschüttet. Je näher wir aber kamen, desto ruhiger wurde es, die Russen konnten unsere Annäherung, die wir durch ein lautes ‚Hurra' andeuteten, nicht vertragen, die meisten liefen wie die Hasen davon, ein kleiner Teil warf die Waffen fort und lief mit erhobenen Händen auf uns zu. Meine Kompagnie machte 19 dieser Feiglinge zu Gefangenen.

Nachdem das Dorf und die Schützengräben geräumt waren, ordneten sich die Kompagnien. Die befreundeten Kameraden stürzten aufeinander zu, drückten sich die Hände, und über manche Lippen rang sich wohl der Seufzer: ‚Gott sei Dank! Du bist noch da!' Sofort wurden die Verluste festgestellt und die Quartiere bezogen. Rings um uns bezeichneten brennende Dörfer die Stätten des harten Kampfes. In der Ferne verhallender Kanonendonner bezeichnete uns die Marschrichtung, die die Russen genommen hatten. Wir übernachteten in einem Pfarrgehöft, in dem fast sämtliche Fenster zertrümmert waren. Bei der Kälte wollte der langersehnte Schlaf nicht kommen. Um 1 Uhr nachts setzte ein heftiges Gewehrfeuer ein, das aus unmittelbarer Nähe kam. Mit schrillem Knall schlugen die Gewehrkugeln in die Mauern, Zäune und Dächer ein. Vom Feinde war nichts zu sehen, nun hieß es abwarten bis zum Morgen. Beim Morgengrauen besetzten wir unser erobertes Dorf und verschanzten uns von neuem. Diese Stellung sollen und wollen wir nun unter allen Umständen halten. Von den beiden Flügeln aus werden die Russen zusammengedrängt. 50000 bis 60000 haben sich bei Lodz gefangen gegeben, gestern sind viele Geschütze und Maschinengewehre erbeutet worden, hoffentlich gelingt es uns bald, die ganze Gesellschaft zusammenzuhauen, damit endlich einmal Ruhe kommt.

Nun, meine lieben Jungen, noch etwas Persönliches. Am 21. November wurde ein guter Freund von mir am Fuße verwundet, es war der etatmäßige Feldwebel der 12. Kompagnie. Zu seinem Nachfolger wurde ich vom Bataillon bestimmt. Mir steht nun die Beförderung zum etatmäßigen Feldwebel in Aussicht, dadurch bin ich vom Außendienste mehr befreit, habe aber für die ganze Kompagnie zu sorgen, und gerade diese Aufgabe ist jetzt nicht ganz leicht, denn jeder will jetzt Wintersachen haben. Allein unsere Lieben in der Heimat versorgen uns reichlich mit warmem Unterzeugen, so daß auch dieser Mangel bald behoben sein wird.

Heute durfte ich nun noch eine ganz besondere Freude erleben: Als ich ins Kompagnierevier trat, heftete mir mein Kompagnieführer das Eiserne Kreuz an

die Brust als Anerkennung für die bisherigen Dienste in der Front. Ich wünsche nur das eine, daß der liebe Gott mich gesund zu Euch zurückkehren läßt, damit ich Euch recht vieles erzählen kann.

Nun zum Schlusse nehmt meinen herzlichen Dank für Eure freundliche Spende entgegen. Mehr als die Gabe selbst ist mir die Gesinnung wert, die Ihr mir offenbart. Ist Euer Tun mir doch ein Beweis dafür, daß Eure jungen Herzen in diesen großen Tagen von den gleichen Gedanken und Gefühlen beseelt sind, wie sie unsere Brust beleben, die wir im wirklichen Kampfe stehen. Wir kämpfen mit um so größerer Siegeszuversicht, wenn wir wissen, daß unser Nachwuchs in unsere Fußtapfen tritt, und das darf ich von Euch erwarten. Was Ihr gegenwärtig erlebt, ist so groß, daß Ihr's kaum zu erfassen vermögt. Das eine sollt Ihr aber von den jetzt kämpfenden Männern und Jünglingen lernen, daß es Eure höchste Aufgabe ist, Euer ganzes Sein und Können in den Dienst unseres lieben Vaterlandes zu stellen, und daß der geeinten deutschen Kraft niemand widerstehen kann, und sei's die ganze Welt, die gegen uns das Schwert zieht ..."

2.

Lehrer Artur Groschopf aus Plauen i. V., Unteroffizier der Reserve im Infanterie-Regt. Nr. 74, holt bei Reims liegengebliebene Munitionskästen aus der Feuerlinie.

„Du schreibst auf Deiner letzten Karte, ich möchte Dir über meine Erwerbung des Eisernen Kreuzes berichten.

Bereits nach der ersten Schlacht, die wir mitmachten, die Schlacht bei Namur, wurde ich zu einer Auszeichnung vorgeschlagen. Zum zweiten Male war es nach der zweitägigen Schlacht bei St. Quentin. Wir hatten am zweiten Tag, den 30. August 1914, die Übergänge über die Oise und die Stadt zu stürmen, die auf der Höhe lag. Als Erster drang ich mit unserm Hauptmann, einem Unteroffizier und einem Feldwebel, in die Stadt ein. Da sagte der Hauptmann zu mir: ‚Heute verdienen wir uns das Kreuz.' In der Nacht schlugen die Granaten neben uns ein. Der Feind hatte eine furchtbare Niederlage erlitten. Es ist grauenerweckend, ein solches Schlachtfeld anzusehen. Doch das Eiserne Kreuz ist nicht so leicht zu erlangen. In der Schlacht bei Maubeuge ging ich zwei nächtliche Patrouillen gegen den Feind. Aber der Haupttag für mich war der 20. September.

Bereits am 16. September ging eine freiwillige Patrouille, ein Feldwebel, zwei Unteroffiziere (ich dabei) und zehn Mann auf Reims vor, um feindliche Stellungen festzustellen. Als wir 1300 m vor waren, bekamen wir starkes Granatfeuer. Wir suchten Deckung so gut es ging, schickten dann einzeln die Leute zurück, während der Feldwebel und ich noch $^1/_2$ Stunde dablieben, etwas weiter vorkrochen und dann ebenfalls zurückkehrten.

Am Sonntag kam Befehl von der Brigade, freiwillige Patrouillen gegen Reims vorzuschicken. Ich meldete mich, konnte zwei Mann mir selbst aussuchen, und so machte ich mich um 4 Uhr nachmittags auf. Wir waren 2100 m vorgekommen, bis dahin, wo wir am 16. beim Angriff auf Reims kamen. Da fan-

den wir noch einen Verwundeten und Munitionskästen der Maschinengewehrabteilung. Die beiden Leute packten den Verwundeten in eine Decke. Da aber meine Aufgabe war, feindliche Infanterie und vor allem eine feindliche Batterie festzustellen, so kroch ich allein noch weitere 400 m vor und war so bis 200 m an die feindliche Schützenlinie herangekommen. Hier lag ich allein 1/2 Stunde und beobachtete, und es gelang mir, auch meine Aufgabe voll und ganz zu lösen. Nun aber wieder zurück. Vorsichtig kroch ich dahin, wo die beiden Leute ihren Verwundeten in eine Decke gepackt hatten. Ich selbst nahm zwei volle Munitionskästen der Maschinengewehrabteilung, die 90 Pfund wogen, und schleppte sie 2 1/2 km zur Schützenlinie zurück. Da die beiden Leute allein nicht den Verwundeten tragen konnten, so schickte ich noch vier Mann weg, die helfen mußten.

Ich selbst mußte meine Meldung beim Bataillonsführer machen. ‚Gehen Sie gleich zum General und melden Sie ihm das', war die Antwort. Ich machte nun dem General dieselbe Meldung, hatte meine Aufgabe ja erfüllt, hatte außerdem den Verwundeten und die Munitionskästen mitgebracht, die nach dem erfolglosen Angriff am 16. September liegen gelassen werden mußten. Wir kämpften da 1500 gegen 40000, also eine 25fache Übermacht.

Nachdem ich dem General die Stellung der Batterie und der Schützengräben erläutert hatte und ihm weiter die Meldung von dem Verwundeten und den Munitionskästen gemacht hatte, klopfte er mir auf die Schulter und sagte: ‚Das haben Sie recht gut gemacht. Kommen Sie mit herein.' Er fragte mich nach Namen und Kompagnie und gab mir eine Meldung für unseren Obersten mit. Ich mußte aber erst noch zu unserer Batterie, die hinter uns stand, um ihr von der feindlichen Batterie Meldung zu machen, die sie nun mit Erfolg unter Feuer nahm.

Auf dem Wege las ich, da die Meldung offen war, natürlich dieselbe. Da hatte der General geschrieben: ‚Der Unteroffizier Groschopf hat eine sehr gute Meldung gemacht. Er hat sich vor dem Feinde der eigenen Gefahr ausgesetzt, hat außerdem einen Verwundeten und Munitionskästen zurückgebracht. Ich beantrage für ihn das Eiserne Kreuz 2. Klasse.'

Diese Meldung übergab ich dann dem Obersten und im Beisein des Adjutanten und Kompagnieführers überreichte er mir mit einer kleinen Ansprache das Kreuz."

3.

„Das freut mich, die Lehrer haben sich jederzeit tapfer geschlagen!"

Am 21. November 1914 schrieb Lehramtskandidat Fr. R. vom Schlachtfelde um Verdun an seine Eltern nach Hof:

„Ich bin nun ganz allein. Mit zwei Geschützen stehe ich nördlich von St. Mihiel hinter einer Anhöhe, 1900 m vor dem Feinde. Da liege ich nun in einem Straßengraben und darf kaum den Kopf herausstrecken. Von da aus schieße ich und beobachte meine Schüsse. Gestern habe ich zwei Häuser und einen Wald zusammengeschossen und ein persönliches Lob vom Major der ersten Ab-

teilung, dem ich allein unterstellt bin, bekommen. Unsere Geschütze haben wir tief in die Erde eingegraben und links und rechts vom Geschütz sind tiefe Unterstände von meinen zehn Kanonieren gebaut worden.

Heute schreibe ich Euch am Abend nach einem dreitägigen Gefecht. Ihr müßt die Kürze entschuldigen, ich bin sehr müde und muß auch sofort wieder zu meinen beiden Geschützen. Bin nun schon zehn Tage Tag und Nacht im Freien, und erst heute ist es mir vergönnt, zwei Stunden am flackernden Herdfeuer mich zu erwärmen.

Das waren schwere Tage. Am 16. November nachmittags 3 Uhr saß ich auf einem Baum auf dem Kapuzinerberg und beobachtete meine Schüsse auf einen Schützengraben. Da sah ich auf einmal die ganzen gegenüberliegenden Höhen in ein Flammenmeer gehüllt. Die Franzosen hatten einen Feuerüberfall gemacht. Binnen zehn Minuten sah man auf 50 m nichts mehr als Rauch und Staub. Ein Höllenlärm war es. Das Krachen, das Zischen der Geschosse, das Gewehrfeuer dazu, das kann man nicht beschreiben. Die ganze Nacht feuerte ich in die feindlichen Schützengräben.

Am anderen Morgen sah ich in unserer rechten Flanke französische Infanterie vorgehen. Ich meldete dies und erhielt den Befehl, darauf zu halten. Die Kerle ahnten gar nichts. Sie lagen in vier Linien. Ich schoß auf die hinterste, um sie auf unsere Seite hinzutreiben. Es warf viele zu Boden, der Schuß saß. Die anderen wollten ausreißen; da sah ich durch das Glas, wie ein Offizier sich ihnen entgegenstellte. Da hielten sie stand. Ich feuerte jetzt auf die andern ein. Wieder Verwirrung und schwere Verluste. Die meisten ergriffen die Flucht. Nun war noch die vorderste Linie da. Sie lag in einem Graben. Ich ließ feuern mit einem Geschütz, und der erste Schuß, ein Granataufschlag, flog mitten hinein. Ein paar warf es hoch in die Luft, viele waren tot. Von den Lebenden lief die eine Hälfte in unsere Schützenlinie, die andere lief rückwärts. Ich verfolgte sie mit einigen Schrapnellen, und es warf noch einige in den Straßengraben. Von der ganzen Kompagnie dürften keine zwanzig Mann davongekommen sein. Es war furchtbar, aber der Krieg will's.

Die Nacht lag ich mit meinem Zuge auf Wache. Heute früh schoß ich auf das ehemalige Lazarett der Kaserne, in das die Franzosen vorgedrungen waren. Kurz nach meinem letzten Schuß streckten sie die Waffen, und mit Genugtuung sah ich die 106 Gefangenen, darunter 2 Neger mit 4 Offizieren, aus der Kaserne ziehen. Die Franzosen hatten wieder ungeheure Verluste. Am Tage der Kanonade haben sie wohl an die 5000 Kanonenschüsse abgegeben.

Heute war für mich ein schöner Tag. Ich wurde früh 9 Uhr an die Waldspitze bei Chail . . . zu Sr. Exzellenz dem Kommandierenden General des III. bayerischen Armeekorps von Gebsattel befohlen und bekam aus seinen Händen das Eiserne Kreuz für mein Verhalten bei dem Angriff am 16. und 17. November. Der General fragte mich nach meinem Beruf, und als ich sagte, ich sei Lehrer, entgegnete er: ‚D a s f r e u t m i c h, d i e L e h r e r h a b e n s i c h j e d e r z e i t t a p f e r g e s c h l a g e n.' Ihr könnt Euch denken, wie stolz ich bin. Ich habe aber auch Vaters Rat: ‚Halt tüchtig hin!' befolgt."

Leider hat der Vater in Hof diese freudige Nachricht nicht mehr erhalten,

denn am Tage der Überreichung des Eisernen Kreuzes an seinen Sohn, am 21. November, wurde er bestattet.

Vier Patrouillengänge an einem Tage und dann zum Sturm.

Unteroffizier Johannes Lange vom Reserve-Grenadier-Regt. Nr. 100, 7. Komp.

„Das XII. Reserve-Armeekorps, gebildet aus Reservisten und Landwehrleuten, ist ja wohl überall in der Heimat bekanntgeworden durch seine großen Gewaltmarschleistungen unter Exzellenz von Hausens Führung. Auf diesem Eil- und Vormarsch durch die ganze Voreifel, Belgien und Nordfrankreich gelangten wir am 6. September 1914, nachmittags 5 Uhr, in das kleine Dörfchen Chevigny. Ein kühles Bad im Dorfflüßchen und die langersehnte Ruhe sollte uns für den letzten 12stündigen Tagesmarsch entschädigen.

Doch mit der ersehnten Ruhe war's schlecht bestellt, denn nachts um 2 Uhr erscholl ‚Alarm'. Heraus aus dem weichen Heu und Stroh, und fort ging's zum Regimentsstellplatz und, nach dem Sammeln, auf einer alten napoleonischen Staatsstraße einem Walde entgegen. Kurz vor dem Walde ‚Halt!' Der Kompagniepatronenwagen fährt heran, jeder Mann erhält noch einen Gurt Patronen extra zu seinen schon gefaßten 150 Stück. Uns wurde klar, wir gingen einem neuen Gefechte, einem neuen vielleicht schweren Kampf entgegen.

‚Vorwärts, hinein in den Wald!' Schon seit Tagesbeginn hatten wir aus demselben heraus das Donnern und Krachen der Kanonen gehört, und kaum waren wir ein Stück drinnen, so empfing uns auch schon ein wahrer Granat- und Schrapnellregen. An ein Vorgehen war in diesem Geschoßhagel in geschlossenen Reihen nicht zu denken. Also ein Stück zurück, aus der Geschoßgarbe heraus, und ‚Hinlegen' und Abwarten. Aber auch hier ließen uns die feindlichen Granaten nicht lange in Ruhe, mehrmals mußten wir noch unsern Platz wechseln, Gott sei Dank ging's immer noch ohne größere Verluste ab. Es hieß ‚Aushalten' auf jeden Fall; und das haben wir denn auch getan, bis zum späten Abend.

Gegen Mittag erscholl vom Bataillonskommandeur, Herrn Major von Egidy, der Ruf: ‚Zwei Mann freiwillig zum Herrn Adjutanten!' Ein Kamerad meiner Kompagnie und ich sprangen auf und meldeten uns. Wir bekamen Befehl, auf einer durch den Wald führenden Straße möglichst gedeckt bis zur vordersten Schützenlinie vorzugehen und dort zu erfragen, ob Hilfe und Verstärkung vonnöten sei. Kaum waren wir drei — unser Leutnant, Freiherr von Welck, ging auch mit — ein Stück der Straße entlang gesprungen und, aus dem Walde heraustretend, auf eine Waldblöße gelangt, so empfing uns ein fürchterliches Artilleriefeuer. Vor und hinter uns, rechts und links von uns, über uns: überall sauste, pfiff, krachte und platzte es. Mehr als einmal stürzten wir hin, vom Luftdruck einschlagender Granaten hingeworfen, aber keiner wurde verletzt. Unversehrt kamen wir nach vorn. Unser Leutnant, Freiherr von Welck, erstattete seine Meldung beim dort liegenden Regiment Nr. 177, und nun hieß es: ‚Wieder

zurück!' Unter demselben Blitzen, Donnern und Krachen kamen wir gottlob glücklich wieder beim Bataillon an.

An ein Vorgehen war in diesem Artilleriefeuer nicht zu denken. Darum hieß es ‚liegenbleiben' und warten bis zum Abend.

Bei unserm Bataillon war gleichzeitig der Brigadestab der 32. Reservedivision. Die Brigade mußte nun, um über die Vorgänge unterrichtet zu sein, mit der vordersten Linie Verbindung haben, und so kam an meinen Herrn Hauptmann, Freiherrn Rühle von Lilienstern, der Befehl, eine Postenkette nach vorn bilden zu lassen. Freiwillig übernahm ich mit 8 Mann die Aufstellung derselben. Alle 150—200 m ordnete ich einen Mann ein; dieselben hatten sich durch Rufen und Zeichen die Meldungen nach vorn oder hinten weiterzugeben. Im unaufhaltsamen schweren Feuer gelang mir die Aufstellung ohne Verluste, aber manchmal klappte die Verbindung doch nicht ganz. So bin ich denn bis zum Abend viermal die ganze Postenkette auf und ab gesprungen, und jedesmal ließ mich der allmächtige Gott unversehrt zurückgelangen.

Endlich kam die ersehnte Nacht. Aber Ruhe gab es deshalb für uns nicht. Es mußten schmale und tiefe Gräben als Deckung gegen das Artilleriefeuer ausgeworfen werden. — Um 1/210 Uhr abends erscholl von der Brigade der Ruf: ‚4 Mann freiwillig als Patrouille gegen den Feind!' Mit noch 3 Mann meldete ich mich beim Herrn General. Wir erhielten Befehl: durch die vorderste Schützenlinie der Unsrigen hindurch auf das brennende, sich scharf vom Nachthimmel abhebende, von den Franzosen besetzte Dorf Lenharré zuzugehen, so weit als möglich an den Feind heranzukommen, überhaupt soviel als irgend möglich vom Feinde zu erspähen.

Mit einem ‚Behüt' euch Gott!' entließ uns der Herr General, und hinaus ging's in die Nacht, dem Feinde entgegen. Bei der vordersten Schützenlinie meldeten wir uns ab, und nun hieß es, sprungweise sich vorarbeiten, dem sich am Himmel mächtig abhebenden brennenden Dorfe zu. Nach etwa 800 m hielten wir hinter einem Gesträuch, auf dem Bauche liegend, Kriegsrat ab. Wir beschlossen, uns zu trennen. 2 Mann blieben links, ich ging als Führer mit dem andern nach rechts.

Genügend weit nach rechts gekommen, ging's wieder geduckt vorwärts. Da — was war das? — Menschliche Laute. Nochmals und nochmals derselbe Ruf. Bald hatten wir die Gewißheit, es waren deutsche Laute. Deutsche Kameraden riefen schmerzlich stöhnend nach Hilfe! Ohne langes Besinnen steuerten wir der Schallrichtung zu und hatten auch bald die armen Rufer gefunden. Es waren zwei Leute vom Regiment Nr. 177, die schon die zweite Nacht verwundet draußen auf dem Felde lagen. Mit dem wenigen Brot und Kaffee, den wir bei uns hatten, labten wir die beiden. Dann sind wir nochmals zurück zu den ihrigen. Bereitwillig kamen dann 8 Mann mit und holten die Kameraden herein in unsre Linie.

Für uns hieß es nun ‚wieder vorwärts!' Näher und näher kamen wir den brennenden Gehöften. Ab und zu sauste eine Granate unsrer schweren Mainzer über unsre Köpfe und krepierte drüben beim Feind. Schon konnten wir ziemlich guten Einblick in das Dorf nehmen. Geschrei und Stimmengewirr scholl

herüber. Gespanne fuhren in rasendem Tempo hin und her. Allem Anscheine nach wechselte die feindliche Artillerie ihre Stellung und ging von der rechten auf die linke Seite des Dorfes. Noch ein paar Sprünge, und wir müssen im Dorfe sein! Doch was war das? Vor uns sprangen Gestalten herum, kurze, scharfe Worte erschallen. Kein Zweifel, der Feind hatte uns bemerkt. Atemlos und so lang, als wir uns nur machen können, liegen wir auf dem Bauche. Man sucht uns! Noch länger und enger drücken wir uns auf den Boden, könnten wir doch drin versinken! Wir hatten Glück. Man fand uns nicht. Nach einiger Zeit wurde vor uns die Arbeit wieder aufgenommen, und nun bestand für uns kein Zweifel mehr: der Feind grub sich ein, warf Schützengräben aus. Noch eine Weile verharrten wir mäuschenstill. Vorsichtig krochen wir dann zurück, bis wir außer Hörweite waren, und im Laufschritt ging's den Unsrigen zu. Unversehrt kamen wir an, meldeten uns beim Herrn General, erstatteten unsern Bericht und wurden mit Dank und Handschlag entlassen.

Es war mittlerweile 1 Uhr nachts geworden. Noch einmal übernahm ich die Überbringung einer Meldung zu unsrer Artillerie und kam gerade zur rechten Zeit zurück, um um 1/2 3 Uhr morgens zum Sturm, der auf der ganzen Linie unternommen wurde, mit antreten zu können. Schlag 4 Uhr standen wir vor dem von uns erkundeten Graben. Das erste ‚Hurra' erscholl, unsre Artillerie setzte mit einer prächtigen Kanonade ein, und beim ersten Sonnenstrahl war der Feind aus seiner Stellung geworfen. Das Dorf war unser! 40 Geschütze und viel Munition haben wir erbeutet.

Mein Kamerad Max Stucklitzsch und ich freuen uns, durch das uns zukommende Teil Pflichterfüllung mit beigetragen zu haben zum schönen Erfolge. Meine Beförderung zum Unteroffizier, die Verleihung des Eisernen Kreuzes 2. Klasse sowie der Sächsischen Silbernen St.-Heinrichs-Medaille sind die äußeren Zeichen des Dankes und der Anerkennung meiner Herren Vorgesetzten."

„Ich hatt' einen Kameraden ..."

„Es war am 21. September 1914 vormittags. Wir lagen wieder in unsern Schützengräben östlich Auberive und hatten schon seit dem frühen Morgen unter einem schweren feindlichen Angriff zu leiden.

Mit einem Male verbreitete sich bei uns die Nachricht, daß die Franzosen aus den Gräben ihre Truppen zurückzögen und sie mit Turkos und Zuaven besetzten. Vormittags 1/2 8 Uhr kam vom Bataillon der Befehl, es solle jede Kompagnie eine stärkere Patrouille gegen den Feind schicken, um zu erkunden, ob Wechsel in den französischen Linien vorgekommen sind. Bei uns hieß es: Freiwillige vor zur Fernpatrouille! Es meldeten sich außer mir noch fünf Mann.

Wir gingen nun vor. Das Gelände war sehr schwer zu überwinden, denn wir lagen 2 km von den feindlichen Stellungen entfernt und hatten nur einige kleine Waldstreifen, die wir zur Deckung benutzen konnten. Beim weiteren Vorgehen kamen wir auf freies Gelände, in dem nur einzelne Kornpuppen und Kleehaufen standen. Wir sprangen von Haufen zu Haufen vor-

wärts oder krochen auf dem Bauche vor. Bis ungefähr 400 m vor der feindlichen Linie ging es ganz gut. Plötzlich bekamen wir aber heftiges Gewehrfeuer; ein französischer Posten mußte uns bemerkt haben. Für uns gab es vorläufig nichts andres zu tun, als in Deckung liegenzubleiben. Eine Viertelstunde wurden wir heftig beschossen, dann war wieder Ruhe, und ich gab das Zeichen zum weiteren Vorgehen.

Aber wir waren nur noch vier Mann. Einer unsrer Kameraden war durch den Kopf geschossen und lautlos tot umgestürzt.

Mit den andern saß ich hinter einem Sandhaufen und beriet, was zu tun sei. Ich wollte allein vorkriechen, mein Seitengewehr mit Zubehör zurücklassen und nur mein Gewehr und Patronen mitnehmen. Gesagt, getan. Ich benutzte eine ziemlich tiefe Ackerfurche als Deckung, und alles ging zunächst gut. Weiter vorn fand ich noch einzelne tote Kameraden von unserm letzten Gefecht am 16. September; wir hatten sie nicht begraben können, und die Franzosen hatten scheinbar keinen Versuch dazu gemacht.

Etwa 40 m vor den feindlichen Gräben entdeckte ich einen Platz, von dem aus ich ungestört beobachten konnte. Es war kein leichtes Stück Arbeit, bis dahin vorzukommen. Ich sah die feindlichen Gewehre auf den Erhöhungen vor den Gräben liegen, der Ackerboden war vollständig zerweicht, denn es regnete schon den ganzen Tag. Das Loch, in dem ich stand, benutzten wahrscheinlich des Nachts die feindlichen Beobachtungsposten. Ich holte erst einmal tüchtig Atem, dann machte ich mir eine Skizze des Geländes, nahm das Glas, suchte alles sorgfältig ab und trug meine Beobachtungen in die Skizze ein. Bald hatte ich gefunden, was ich sehen wollte. In den Schützengräben sah ich lauter afrikanische Truppen. Auch von hinten kamen noch geschlossene Abteilungen, die ich an den Uniformen als Turkos erkannte. Ich bemerkte auch, daß die feindliche Artillerie ihre Stellung gewechselt hatte.

Nun hatte ich genug gesehen. Das schwierigste Stück stand mir aber noch bevor, das Zurückgehen. Aber auch das glückte. Bald war ich bei meinen Kameraden, die mich schon für verloren hielten, da ich eine ganze Stunde fortgewesen war. Sie meldeten mir, daß auch von französischer Seite zwei starke Patrouillen vorgegangen wären.

Das paßte mir nun allerdings gar nicht, denn wir wollten doch unter allen Umständen unsern toten Kameraden mitnehmen. Er wurde auf eine Zeltbahn gelegt, die wir von einem der umherliegenden Tornister heruntergeschnallt hatten, und mit zusammengebundenen Stricken zogen wir den Toten Stück für Stück hinter uns her. Aber bald waren wir wieder entdeckt, wir erhielten von allen Seiten Feuer, und zwei Kameraden wurden durch Schulterschüsse verwundet. Wir blieben in Deckung liegen, und ich schickte den letzten, der noch nicht verwundet war, in unsre Stellungen, um ein paar Mann zur Unterstützung holen zu lassen. Aber er kam nicht weit, auch ihn traf eine Kugel, und er blieb liegen. Unterdessen hatte ich auf jeden feindlichen Kopf, der sich sehen ließ, geschossen. Ich glaube sicher, daß von den vierzig Patronen manche getroffen hat.

Jetzt blieb mir aber nichts andres übrig, als selbst Hilfe zu holen. Trotz-

dem das Feuer auf mich nicht aufhörte, erreichte ich den schützenden Waldstreifen und ich lief nun, so rasch ich konnte. Bei meiner Kompagnie war schon alles in Besorgnis um uns, da es unterdes schon 2 Uhr nachmittags geworden war. Ich ließ mich aber auf keine Erklärung ein, sondern erstattete meine Meldung beim Kompagnieführer und bat um Freiwillige, mit denen ich die Verwundeten holen wollte. Ich bekam fünfzehn Mann.

Aber kaum waren wir aus unsrer Deckung, als man wieder auf uns feuerte, bald sogar mit Schrapnellen. Da blieb uns nichts andres übrig, als wieder zurückzugehen und uns erst mit unsrer Artillerie in Verbindung zu zu setzen, mit der Bitte um Unterstützung. Dank des Fernsprechers war das im Nu geschehen, und es dauerte keine zehn Minuten, da platzten unsre Granaten in den feindlichen Schützengräben. Wir konnten nachher sehen, welche Arbeit unsre Artillerie getan hatte. Die feindlichen Gräben waren stellenweise recht hübsch zerrissen, und kein feindlicher Soldat war mehr zu sehen. Als wir nun in aller Ruhe unsre Verwundeten geholt hatten, erhielten wir beim Zurückgehen nochmals von einer Patrouille Feuer. Diesmal konnten wir aber auch etwas von uns hören lassen. Die feindliche Patrouille war bald gefechtsunfähig, und wir nahmen sie gefangen. Es waren vier Turkos, vier Zuaven und ein französischer Unteroffizier.

Es war fast Abend, als wir bei den Unsern wieder ankamen. Wir lieferten unsere Verwundeten auf dem Verbandplatz ab, dann konnten wir wieder an uns denken. Man macht sich keinen Begriff, wie schmutzig ich war. Als ich wieder einigermaßen menschlich aussah, meldete sich der Hunger. Ich bekam zu essen, soviel ich brauchte. Jeder von unsern Offizieren wollte mir etwas zugute tun.

Abends 8 Uhr mußte ich mich bei unserm Regimentsadjutanten melden, erhielt eine Belobigung und wurde zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen."

Gefreiter Reinhold Müller III aus Dresden, im Reserve-Infanterie-Regt. 106.

Durchs Feuer für ihren Leutnant.

1.

Den Leutnant verbunden und aus dem Kugelregen getragen.

Unteroffizier Johann B. Billing vom Infanterieregiment Nr. 40, 4. Kompagnie, Sohn des Mühlenpächters Billing auf der Hummelmühle bei Rufach, Kr. Gebweiler, hat das Eiserne Kreuz bekommen. Er hat es für eine Tat erhalten, die Tapferkeit mit echter deutscher Treue verband.

Es war in den Kämpfen an der Maas. Eine Offizierspatrouille der 4. Kompagnie des 40. Regiments hatte Befehl, die feindliche Artilleriestellung zu erkunden. Der Leutnant und zwei Mann, darunter Billing, schlichen sich nach Einbruch der Dunkelheit in einen Wald, der kurze Zeit vorher noch vom Feind frei war, um von da weiter vorzudringen. Plötzlich erhielten sie lebhaftes Feuer von den Bäumen herab. Der eine Mann fiel, von einem Kopfschuß getroffen.

Durch einen sogenannten Querschläger wurde auch der Offizier am Oberschenkel schwer verwundet. Die Hauptschlagader war durchschlagen, das Blut schoß mächtig hervor, und der Blutverlust hätte gefährlich werden können. Kurz entschlossen eilte Billing in dem feindlichen Feuer auf seinen Leutnant zu und legte dem inzwischen bewußtlos Gewordenen einen Notverband an. Unter dem Gewehrfeuer des Feindes nahm er das Band seines Brotbeutels, Taschentücher und Vorratsverbandzeug, und es gelang ihm, durch Unterbindung dem Blutverlust Einhalt zu tun. Nun galt es noch, den Schwerverwundeten aus dem Bereich des feindlichen Feuers zu bringen. Schleunigst nahm er den Leutnant, eine kräftige, schwere Gestalt, auf den Rücken und trug ihn etwa 500 m weit bis außerhalb des Waldes. Als er hier eine Ruhepause machte, traf ihn zufällig eine weitere Patrouille, mit deren Hilfe er den Offizier zum Truppenteil bringen konnte. Gleichzeitig konnte er an zuständiger Stelle wichtige Meldung erstatten. Neben dem mündlichen Lob, das ihm für sein tapferes Verhalten zuteil wurde, erhielt er als Erster der Kompagnie das Eiserne Kreuz und wurde zum Unteroffizier befördert; Auszeichnungen, auf die er berechtigten Stolz haben kann.

Einige Zeit nach dieser Tat ist Billing bei einem Sturmangriff selbst leicht verwundet worden.

2.

Der treue Bursche Bretschneider.

Die Telegraphenpatrouille des sächsischen Gardereiterregiments war seit Beginn des Feldzuges der Nachrichtenabteilung der 8. Kavalleriedivision zugeteilt. In allen Lagen sind ihr äußerst wichtige Aufträge zuteil geworden, die den Mannschaften Gelegenheit gegeben haben, Proben persönlicher Tapferkeit abzulegen. Bis Januar 1915 konnten von den 12 Unteroffizieren und Mannschaften bereits 3 mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet werden.

Im August 1914 befand sich die Nachrichtenabteilung in einer sehr kritischen Lage. Der Divisionsstab hatte die Nacht in Domptail Ortsbiwak bezogen. Am nächsten Morgen erhielt die Nachrichtenabteilung Befehl, an den Dorfrand, hinter eine Kirchhofsmauer, zu rücken, neben die dort in Stellung befindliche Reitende Abteilung des Feldartillerieregiments Nr. 12. Alsbald setzte ein vernichtender Hagel von Granaten aus schweren französischen Geschützen ein; 20 bis 30 Granaten schlugen in einem Umkreise von nur wenigen Schritten ein. Leutnant Vieth v. Golssenau von der Telegraphenpatrouille des Gardereiterregiments und ein Unteroffizier des 2. Jägerregiments fielen, 5 Unteroffiziere und Mannschaften wurden verwundet, etwa der zehnte Teil der Pferde war tot oder verletzt.

Die Abteilung erhielt nun Befehl, zurückzugehen. Mit der Patrouille war auch der Bursche des Oberleutnants v. Hinüber vom Gardereiterregiment zurückgeritten. Als die Abteilung in Deckung war, vermißte der Bursche, Gardist Bretschneider von der 1. Eskadron, seinen Herrn. Es fiel ihm ein, daß dieser im Auto gewesen war. Dieses war aber bewegungsunfähig, und so ritt er mit einem Handpferd zurück, um seinen Herrn zu retten, nicht achtend des noch immer andauernden Granathagels.

Für diese tapfere Tat wurde ihm als Ersten der Patrouille das Eiserne Kreuz verliehen.

Das war schwer verdient!

Mitte Dezember 1914 starb im Vereinslazarett Rupprechtschule zu Kaiserslautern ein Verwundeter, dessen Schicksal es verdient, weiter bekannt zu werden.

Dieser Verwundete, Unteroffizier Keil vom hessischen Gardedragonerregiment Nr. 23, gebürtig aus Roßbach in Oberhessen, hatte bislang in diesem Kriege an allen Schlachten und Gefechten seines Truppenteils in hervorragender Weise teilgenommen. Namentlich wurde er von seinen Vorgesetzten, die ihn als kühnen, unerschrockenen Reiter und als Mann von rascher und sicherer Auffassungsgabe schätzten, mit Vorliebe zu wichtigen und mit Gefahr verbundenen Patrouillenritten verwandt. Zumeist meldete er sich freiwillig zu allen gefährlichen Unternehmungen. Unter den schwierigsten Umständen überbrachte er oft in finsterer Nacht und auf unbekanntem Gelände wichtige Meldungen an entfernt liegende Vorpostenketten oder an andere Truppen. Wenn er in seiner schlichten Art erzählte, wie oft und in welcher Weise er auf solchen Ritten in der größten Gefahr geschwebt hat, wie er sich durch Unerschrockenheit oder sich auf seinen Säbel und auf die Ausdauer seines Pferdes verlassend, durchgehauen hat, so glänzten seine Augen in der Erinnerung an das, was er erlebt hatte.

Keil war schon von Jugend an ein hervorragender Schütze. Daß er seine Schießfertigkeit im Kriege ausnutzen konnte, hat ihn stets mit Genugtuung erfüllt. Und er hat von seiner Kunst reichlich Gebrauch gemacht. „Konnte ich mein Ziel sehen, so traf ich es auch. Von meinen Patronen hat keine ihren Beruf verfehlt", meinte er.

So verlief alles gut, bis auf die Schlachten an der Marne, wo eines Tages die Kavallerie, gleich wie die Infanterie, zu Fuß ins Gefecht gezogen wurde ... „Es galt, über eine freie Strecke hinweg gegen ein Gebüsch vorzudringen. Die Franzosen leisteten zähen Widerstand. Unsere Truppen benutzten jede Deckung, jeden kleinen Graben als Stützpunkt. Aus einer solchen Deckung habe ich 18 bis 20 Feinde niedergestreckt. Schließlich ist es zum Nahkampf gekommen und die Franzosen wichen zurück, während wir nachdrängten. Da höre ich, wie ein am Boden liegender französischer Offizier herzzereißend stöhnte; sein Bein war zerschmettert, er sah mich hilfesuchend an. Ich bleibe stehen, beuge mich über ihn und verschaffe ihm eine bequemere Lage und verhelfe ihm zu einigen Erleichterungen. Ich mußte indes weiter, weil ich nicht länger zurückbleiben durfte. Als ich kaum einige Schritt von ihm entfernt war, schoß dieser Franzose mir von hinten eine Kugel aus seinem Revolver ins Rückgrat! Eine Anzahl meiner Kameraden haben mich dann an dem heimtückischen und undankbaren Franzosen gerächt."

Der durch den Schuß ins Rückgrat gelähmte Keil kam darauf nach Kaiserslautern in Verwundetenpflege, wo er lange Wochen bis zu seinem Tode verblieb. Noch kurz vorher, als die Rede auf sein Eisernes Kreuz kam, sprach

er leise die Worte: „Das ist schwer, schwer verdient!“ Dabei liefen ihm die Tränen über die Backen.

Möge dem Tapferen die Erde leicht sein!

Unsere Sanitäter im Felde.

Drei Beispiele für viele.

1.

„Es war in den Tagen der Schlachten im Unterelsaß, als wir besonders hart zu tun hatten.

Am 22. August 1914 kam vormittags ½11 Uhr Befehl zur Errichtung eines Hauptverbandplatzes in Fouday. Es ging bergauf, bergab übers Hochfeld-Schirrgut durchs Steintal. Vom vergangenen Tage lagen noch links und rechts die gefallenen Kameraden mit den toten Feinden friedlich beisammen. Aber unser Befehl ließ uns keine Zeit, die Toten der Erde zu übergeben. In Waldersbach machten wir kurze Rast; gleich ging's weiter. Auf dem Wege überholte uns eine Gardereiterpatrouille. Kaum war sie knapp 100 m vor uns, da erhielten sie und wir heftiges Gewehrfeuer. Wir mußten unsere beiden Wagen in einem seitlichen Hohlweg verstecken und Deckung suchen. Unterdessen rückten die 100er gegen Trouchy—Fouday vor, schwärmten aus und entwickelten das Gefecht in dem bergigen Gelände.

Wir waren zur Stelle, unsere Tätigkeit konnte beginnen.

Aber das feindliche Feuer wurde jetzt so stark, daß wir eine Stunde lang links der Straße an einer Steinmauer in Deckung gehen mußten. Sobald das Feuer nachließ, klommen wir mit den Bahren den Berg hinauf über Feld, Wiesen, Gräben und Abhänge — mehr kriechend als laufend, immer flogen uns die Kugeln um die Ohren. Wieder setzten Salven ein, aber gebückt ging's vorwärts bis zur Schützenlinie, nur von dem Wunsche beseelt, keinen unserer verwundeten Kameraden länger ohne Hilfe zu lassen. Ungeachtet der Kugeln holten wir unsere Verwundeten aus der Front und dem Walde. Ungefähr 3 m hinter der Linie legten unsere Herren Stabsärzte die ersten Verbände an. Bahre um Bahre verließ das Schlachtfeld. Als letzten holten wir gegen 10 Uhr abends einen Kameraden mit Bauchschuß. Wir konnten nicht die Hand vor den Augen sehen; kriechend und ziehend ging's den Abhang hinab. Unsere Reserven rückten den Berg hinauf, das Gewehr schußbereit im Arm. Man mußte laut rufen, um nicht noch ihnen als Zielscheibe zu dienen. Um 11 Uhr passierten wir die Feldwache, und um ¼12 vertauschte unser Kranker die Bahre mit einem weichen Bett.

Um 1 Uhr kam der Befehl: „Vom linken Flügel die Verwundeten abzuholen.“ Es war Nacht, und da es für den Transport durch Tragbahre zu weit war, mußten wir ein Ochsengespann beitreiben. Was nicht in Güte ging, ging mit Gewalt. Denn schon um ½2 Uhr marschierten wir ab. Es war genau wieder wie am Abend vorher. Kriechend und ziehend und jede Minute dem feindlichen Feuer ausgesetzt, mußten wir bergauf, bergab. Um 6 Uhr morgens kehrten wir nach Waldersbach mit den ersten Verwundeten zurück. Sechs-

mal hintereinander sind wir dann wieder zur Front und zurück, um Verwundete zu holen. Es war unsere Aufgabe, die Kameraden so bequem als möglich beim Transport unterzubringen, aber auch so schnell als möglich aus dem Bereich der feindlichen Kugeln zu schaffen. Um 3 Uhr nachmittags war auch diese Arbeit vollbracht. Gott sei Dank: von uns fehlte kein Mann. Ein Höherer hielt seine Hand über uns.

Mich schmückt ein kleines Kreuzlein von Eisen; nicht für eine Handvoll Gold möcht' ich's tauschen. So schlicht und doch so wertvoll."

Sanitäts-Sergeant Kortes vom Feldlazarett Nr. 13 in Henning, Kr. Saarburg.

2.

„Wir marschierten in Richtung der beiden Dörfer Lametz und Le Van in Belgien. Vor uns befanden sich starke feindliche Kräfte. Gegen 1/4 10 Uhr früh erreichten wir eine waldbedeckte Höhe. Wir erhielten den Befehl, das Waldstück zu durchsuchen. Im Walde selbst konnten feindliche Kräfte nicht festgestellt werden, wohl aber setzten, als wir zurückgingen, um unsere vor dem Walde abgelegten Tornister wieder aufzunehmen, von rechts feindliche Maschinengewehre ein. Während unser Bataillon in Kompagniekolonnen in den Wald einrückte, schlugen überall feindliche Granaten ein und machten ein weiteres Vorgehen vorläufig unmöglich. Trotz der ungenügenden Deckung, die uns die Bäume boten, hielten wir den ganzen Tag bis zum Eintritt der Dunkelheit in heftigem Granatfeuer aus. Da ein Eingreifen der Infanterie zurzeit schwierig war, artete der Kampf zu einem Artillerieduell aus. Das feindliche Feuer wurde sehr gut geleitet, und wir hatten ernste Verluste, so daß den ganzen Tag über jeder einzelne vom Sanitätspersonal angestrengt zu arbeiten hatte. Im Schutze eines etwa 6 m hohen und 300 m hinter dem Waldstück liegenden Felsens richtete ich einen Verbandplatz ein. Es gelang mir hier, in andauerndem Granatfeuer mit Hilfe versprengter Soldaten eine Anzahl Schwer- und Leichtverwundeter, darunter zwei Offiziere, in Sicherheit zu bringen.

Da ich mit nur unzureichenden Mitteln arbeiten mußte — es dienten zwei Äste mit Zeltbahn als Tragbahre — so war der Transport der Verwundeten oft mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Dazu kam noch, daß der Weg nach dem Verbandplatze insofern sehr ungünstig war, als ein unüberbrückbarer Bach zu durchwaten war.

Nachdem ich alle verbunden hatte, begab ich mich zur Krankensammelstelle nach Lametz, um dort das Abholen meiner Verwundeten zu veranlassen. Ein gefahrloser Transport war dadurch möglich geworden, daß der Feind infolge des rechtzeitigen Eingreifens unserer schweren Artillerie seine Stellung räumte. Einem jeden von uns wird dieser Tag unvergeßlich bleiben.

Ich wurde kurze Zeit darauf zum Unteroffizier befördert und mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet."

Sanitäts-Unteroffizier Schwalm vom 179. Infanterie-Regt., 2. Komp.

3.

„Bei einem Sturmangriff hatte unser 104. Reserve- und Landwehrregiment viele Verwundete. Was tun, als die Truppen in die alte Stellung zurück-

gingen und die verwundeten Kameraden noch zwischen den beiden Schützenlinien lagen? Anfangs wollte niemand mit, aber wir konnten unsere Kameraden doch nicht in die Hände der Feinde fallen lassen. Ich war selbst körperlich ganz erschlafft und krank, ich hatte eine Mandelentzündung und konnte schon mehrere Tage nichts essen und den Kopf vor Schmerz nicht drehen. Trotzdem habe ich mich abends aufgemacht und alle Verwundeten nach dem Verbandplatz getragen, von wo sie dann mit Wagen weitergeschafft wurden.

Einige Tage später lag meine Kompagnie im Schützengraben und hatte wieder eine Anzahl Verwundeter. Während des Gefechtes habe ich sie verbunden und unter Granatfeuer nach dem Verbandplatz gebracht. Es ist meine Aufgabe, jeden Verwundeten zurückzuholen und zu verbinden, was oft mit großer Gefahr verbunden ist. Leicht ist es nicht, wenn die Granaten einschlagen und die Infanteriekugeln um einen herumpfeifen.

Für meine Leistungen sprachen mir der Bataillonsarzt, der Bataillonsführer und der Kompagnieführer ihre Anerkennung aus. Ich werde meinen Kameraden auch fernerhin zur Seite stehen, soweit es in meinen Kräften steht. Gebe uns Gott Kraft zum Sieg!"

Krankenträger H. Uhlich I vom 104. Reserve-Infanterie-Regt., 9. Komp.

Einer, der mit niemandem tauschen will.

„Weihnachtsabend 1914 in Rußland.

... Weihnachtsabend — so schön war er mir noch nie geworden. Vor wenigen Minuten, inmitten des Schlachtgetümmels, heftete mir unser Bataillonskommandeur das Eiserne Kreuz an die Brust. ‚Für hervorragende Tapferkeit', das waren seine wenigen Worte, die mich so unsäglich stolz machten. Und ich hatte doch nur meine Pflicht getan.

Als es hieß, freiwillige Patrouille gegen den Feind vor — da war ich der erste, dem das Vaterland mehr galt als sein Leben. Endlos sind die russischen Wälder — schwierig und gefährlich die Stellung des Feindes zu ergründen, doch ich schlich mich vor — viermal setzte ich mein Leben aufs Spiel — dann brachte ich Meldungen, die unsere Führer hoch befriedigten. Truppen wurden herangezogen, an die richtigen Punkte gestellt und so der Sturmangriff der feindlichen Übermacht — die Russen wollten unsere Stellungen durchbrechen — mit großem Erfolge zurückgeschlagen.

Ich schreibe Euch diesen Brief in einem kleinen Unterstande, während um mich die feindlichen Geschosse einschlagen. So der liebe Gott mich ferner beschützt wie bisher, hoffe ich, unserem teuren Vaterlande noch manchen Dienst erweisen zu können. Doch heute will ich mit niemandem tauschen, auch nicht mit denen, die im warmen Zimmer Weihnachten feiern können. Wohl sind meine Gedanken heute in der Heimat — doch mein Tun ist, hier im fernen Osten bis zum letzten Atemzuge für unser Vaterland zu kämpfen. Das ist meine Pflicht."

Ersatzreservist Fritz Sandberg vom Reserve-Infanterie-Regt. Nr. 24, 9. Komp., Kaufmann in Berlin.

Todesmutig auf dem Beobachtungsposten.

In den Kämpfen am Yserkanal war der 1. Reserve-Fußartillerie-Batterie Nr. 23 der Auftrag zuteil geworden, neben ihrer Hauptaufgabe, der Niederkämpfung der gegnerischen Artillerie, auch gegebenenfalls in den Infanteriekampf mit einzugreifen. Zu diesem Zweck war der Leutnant Heinrich aus Torgau a. Elbe vorgeschickt worden, um als vorgeschobener Beobachter den Infanteriekampf zu verfolgen. Der betreffende Ort lag unter fortwährendem heftigem Artilleriefeuer. Leutnant Heinrich fand eine günstige Beobachtungsstelle im Dachgiebel des einzigen noch unzerstörten Hauses und verband sich durch Fernsprecher mit der Batterie. Kurze, klare Meldungen über den Verlauf der Kämpfe waren das Ergebnis seiner Beobachtung.

Am 2. November 1914 leitete er selbst das Feuer der Batterie gegen einen über den Kanal erfolgenden Vorstoß größerer Infanteriemassen, und unter dem Feuer brach der feindliche Vorstoß unter großen Verlusten zusammen. Die Beobachtungsstelle wurde aber erkannt und das Haus vom Gegner unter Feuer genommen. Trotzdem blieb Leutnant Heinrich und beobachtete weiter. Dreimal wurde die Fernsprechleitung zerschossen und von dem Fernsprechtrupp, Unteroffizier Reits aus Kaulsdorf bei Hofgeismar, Kanonier Pirsch aus Kienwerder bei Frankfurt a. d. O., Kanonier Wehler und Kanonier Senftleben, beide aus Berlin, im heftigsten feindlichen Feuer wiederhergestellt. Dicht hinter dem Kanal war eine neue Batterie aufgetreten, die ihr Feuer auf die Beobachtungsstelle richtete, und über deren Lage Leutnant Heinrich gute Angaben an seine Batterie machte. Plötzlich traf den Dachgiebel ein Schrapnell, dem ein zweites direkt über dem Hause bald folgte. Leutnant Heinrich befahl, den Boden zu räumen. Bei dem schnellen Heruntergehen war das Scherenfernrohr vergessen worden, und Leutnant Heinrich ging persönlich zurück, um es zu holen. Da schlug im gleichen Augenblick durch die Beobachtungslücke ein Schrapnell, krepierte im Dachboden und verletzte den Leutnant durch viele Kugeln an beiden Ober- und Unterschenkeln.

Auf seinen Ruf: „Ich bin verwundet!" kehrten Unteroffizier Reits und die drei Kanoniere auf den brennenden Dachboden zurück und trugen ihren Leutnant vorsichtig herunter. Vor der Tür des Hauses platzte beim Heraustreten des Trupps ein weiteres Schrapnell, das den Unteroffizier Reits im Rücken und den Kanonier Wehler durch einen Lungenschuß schwer verwundete. Trotzdem trug Reits seinen Leutnant weiter, während Pirsch für Wehler sorgte. Alle drei erhielten bald ärztliche Hilfe im nächsten Schützengraben. Leutnant Heinrich erlag noch am gleichen Tage seinen Wunden.

Alle vier wackeren Leute haben das Eiserne Kreuz erhalten.

„Damit ergibt man sich nicht."

Am 30. November 1914 war eine Offizierspatrouille unter Führung des Leutnants v. Griesheim nach Bielsk zu Zwecken der Aufklärung ausgesandt

worden. Die Patrouille, bestehend aus dem Offizier, einem Unteroffizier und 14 Mann, wurde in der Gegend von Lelice plötzlich von 40 russischen Husaren umzingelt und beschossen. Gleich zu Beginn des Scharmützels fiel das Pferd des Leutnants v. Griesheim. Die Patrouille kehrte ohne ihn und 4 Husaren zu ihrer Schwadron zurück.

Zu Fuß lief Leutnant v. Griesheim über gefrorenen Acker und das brechende Eis eines Grabens in ein nahegelegenes, einzelstehendes Haus. Der befehlführende russische Offizier sandte den deutschsprechenden Besitzer des Hauses an Leutnant v. Griesheim mit der Aufforderung, sich zu ergeben. Leutnant v. Griesheim lehnte das ab. Die Aufforderung wurde wiederholt und damit begründet, daß jeder Widerstand des einzelnen gegen eine Truppe unmöglich sei. Leutnant v. Griesheim zählte die Patronen in seinem Revolver und ließ dem russischen Offizier sagen: „Ein deutscher Offizier ergibt sich nicht; ich habe noch fünf Patronen; die reichen für euch und mich." Es entspann sich darauf ein kurzes Gefecht, in dem Leutnant v. Griesheim zwei schwere Wunden davontrug. Als der russische Offizier eintrat und den zu Tode Getroffenen fragte, weshalb er sich nicht ergeben habe, zeigte Leutnant v. Griesheim auf sein Eisernes Kreuz und sagte: „Damit ergibt man sich nicht." Er wurde sofort verbunden, starb aber auf dem Transport.

Der russische Brigadekommandeur ordnete für den deutschen Offizier ein Begräbnis mit militärischen Ehren an. Eine russische Schwadron mit Gewehren gab ihm das letzte Geleit auf dem Kirchhof zu Drobin. Der Ortsgeistliche hielt die Andacht. Die Russen schmückten das Grab mit einem hohen Holzkreuz, auf das sie in deutschen Buchstaben setzten, was auf der Erkennungsmarke des Gefallenen stand:

v. Griesheim,
Leutnant im Thür. Husaren-Regt. Nr. 12.

dazu oben links, in russischer Schrift, das Datum.

Beim Wiedereinzug des Regiments in Drobin am 30. Dezember fand man das Grab des Offiziers. Die Richtigkeit des Berichtes bezeugen der Ortsgeistliche, der Drobiner Arzt und ein deutscher Husar, der in Drobin in Gefangenschaft geriet.

Das Heldengrab des jungen Husarenoffiziers schmückten in stiller Andacht am Silvestertag 1914 seine Regimentskameraden und seine Husaren, denen er für alle Zeiten als wahrer Held und treuester Kamerad im Gedächtnis bleiben wird.

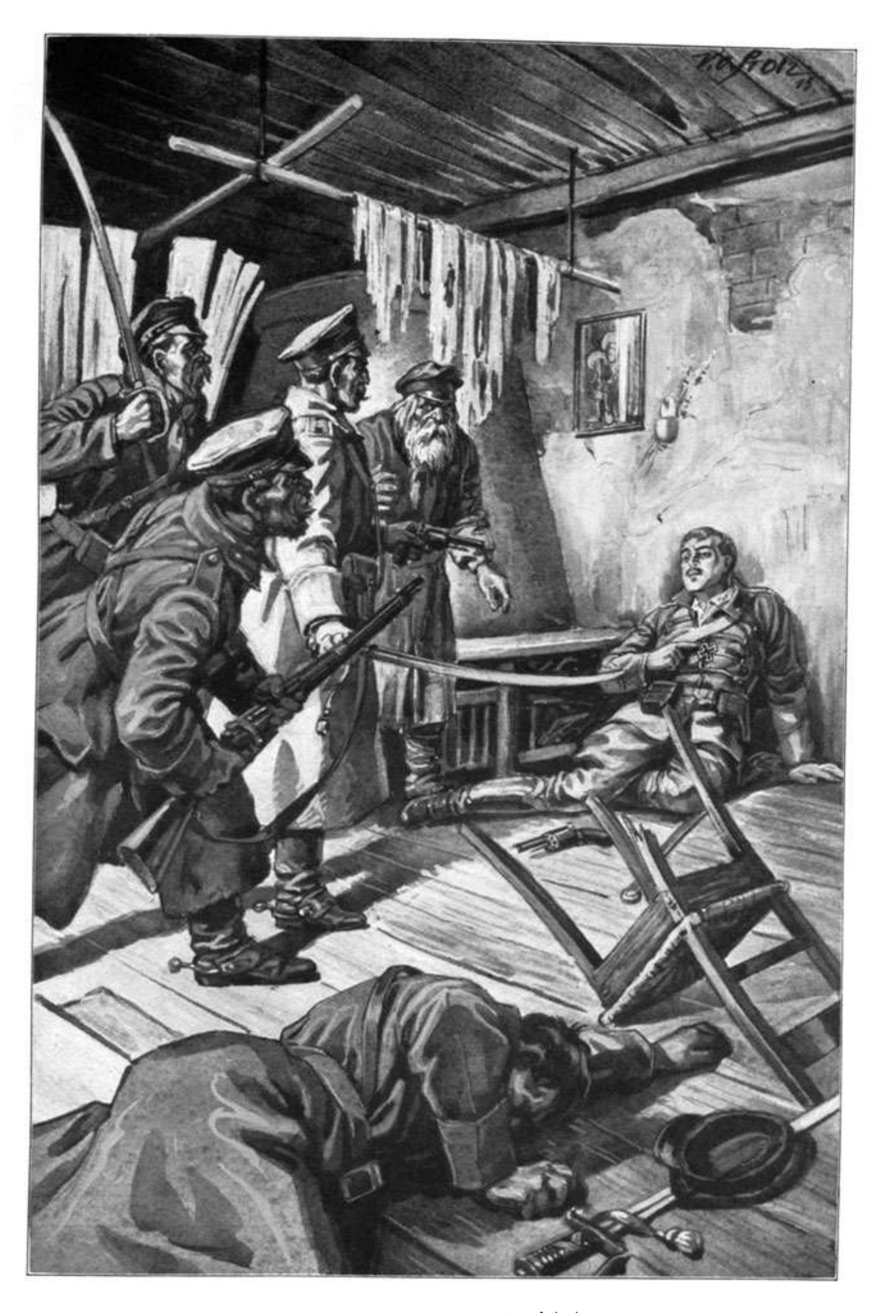
Die Fahne gerettet!

1.

Die Fahne der 61er.

Es war in den schweren Kämpfen in Ostpreußen Mitte November 1914 gegen die Russen.

Das 61. Reserve-Infanterie-Regiment lag im heftigsten Granatfeuer



„Damit ergibt man sich nicht!"

dem Feinde gegenüber und konnte keine aussichtsvolle Gegenbewegung machen. Da geriet die Fahne des Regiments in die große Gefahr, den Russen in die Hände zu fallen. Beim Vorgehen war auch der Fahnenträger des ersten Bataillons verwundet worden und mit der Fahne in der Hand zusammengebrochen. Er lag mitten im Kampffelde vor der Front des Regiments. Da das ganze Gelände vom Feinde besonders stark mit Geschossen aller Art überschüttet wurde und eine Bergung der Fahne unmöglich schien, bestand wenig Aussicht, das Ehrenzeichen zu retten. Auf einen Aufruf hin meldeten sich jedoch sechs Freiwillige, die den Versuch wagen wollten, die Fahne zurückzuholen. Von den sechs Mutigen kam nur ein einziger zurück; aber er brachte die Fahne mit. Am Boden kriechend, in der einen Hand die Fahne, in der anderen sein Gewehr tragend, langte er bei den Seinen, mit Jubel begrüßt, an. Doch auch er mußte seine mutige Tat mit einer Verwundung bezahlen. Ihm wurde die eine Hand durchschossen.

Der tapfere Erretter der Fahne ist der Monteur Wilhelm Petrowski aus Danzig. Er erhielt für seine Tat das Eiserne Kreuz.

2.

Bei Tannenberg.

„Wir hatten am 30. August 1914 zwei siegreiche Gefechte bestanden, d. h. die Russen wurden bei jedem Durchbruchsversuch aus ihrer Falle zurückgeschlagen.

Nachmittags 4½ Uhr sollten wir 27 km weiter in unser Quartier rücken. Zunächst machten wir jedoch halt, um etwas zu essen. Wir lagerten gerade auf einer Waldlichtung, als wir plötzlich ein mörderisches Feuer empfingen. Unsere erste Brigade ging sofort zum Sturm vor, der Brigadekommandeur, Generalmajor v. T., an der Spitze; ich gehörte zur Fahnengruppe unseres Bataillons. Beim Ansturm gegen den Feind wurden wir plötzlich von fünf Seiten mit Feuer überschüttet. Vorn, hinten, rechts, links und über uns platzten die feindlichen Schrapnelle und Granaten. Das Geschrei der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden ringsumher vermischt mit dem unaufhörlichen Getöse des Feuers, waren fürchterlich anzuhören. Teile von unserm Bataillon, etwa 150 Mann, gingen auf eine feuernde russische Batterie los, dabei fielen Generalmajor v. T., unser Major sowie mein Leutnant und viele, viele meiner lieben Kameraden rechts und links von mir. Doch endlich war die Batterie unser.

Wir sammelten uns am Waldesrand, es waren noch 24 Mann vorhanden. Plötzlich bemerkten wir, wie von allen Seiten große Haufen Russen auf uns eindrangen. Wohin nun mit der Fahne? Daß wir sie lebend dem Feind nicht überlassen würden, war mir und allen meinen Kameraden unseres kleinen Häufleins klar. Wer von diesen 24 Mann noch nie in seinem Leben gebetet, hat es in diesem Augenblick gelernt. Mit dem festen Glauben „Gott mit uns" gingen wir, nachdem das Seitengewehr aufgepflanzt war, zum Laufschritt über, dem mörderischen Feuer der Russen entgegen. Wir nahmen und zerstörten zum Teil 7 Maschinengewehre und schlugen uns durch 40 bis 50 Russen mit drei Offizieren durch. Dann ging es etwa 8000 m über einen freien Platz, wo wir wieder ungeheuer beschossen wurden. Wir erreichten schließlich im Laufschritt

einen Busch und warfen uns dort nieder. Jetzt merkten wir, daß von uns nur noch drei Mann übriggeblieben waren.

In einem Augenblick tauchten in einer Entfernung von zirka 1200 m plötzlich große Kosakenhaufen hinter uns auf, die sich sammelten. Wir drei beschlossen, unter allen Umständen die Fahne nicht dem Feinde zu überlassen, koste es auch unser Leben. Schnell wurde ein Graben ausgehoben, um darin die Fahne zu versenken. Als wir mit unserer Arbeit fertig waren, waren die Kosaken jedoch abgezogen. Wir warteten nun die Dunkelheit ab, um zu versuchen, wieder zu irgendeinem unserer Truppenteile zu gelangen. Nach langem, nächtlichem Umherirren stießen wir endlich auf die Trümmer unseres schwer gelichteten Bataillons, wo wir mit offenen Armen und großer Freude von dem Reste der Kameraden empfangen wurden. Von unserer Kompagnie waren nur noch 96 Mann übriggeblieben und von den 150 Kameraden, die den Sturm unternommen hatten, waren tatsächlich nur noch wir drei mit der Fahne zurückgekehrt.

Wir erhielten alle drei das Eiserne Kreuz. Solange ich lebe, werde ich diesen Tag nicht vergessen. Man muß es mitgemacht haben, um eine Vorstellung von den Eindrücken eines solchen Tages haben zu können. Daß es uns auch gelang, die Bataillonsfahne zu retten, war ein Wunder Gottes!" — —

3.

Die Fahne der 90er.

Bei dem kühnen Handstreich auf Lüttich am 6. August 1914 wurde vom 90. Füsilierregiment einige Offiziere und Mannschaften, die besonders forsch vorgegangen waren, gefangengenommen. Unter ihnen befand sich auch der Fahnenträger. Tags darauf fiel Lüttich, und sie waren frei.

Am 11. August schrieb Obermusikmeister Nitzschke vom 90. Füsilierregiment an seine Angehörigen einen Brief, in dem er erzählte: „Soeben trafen Hauptmann v. Sodenstern, Leutnant Janson, Leutnant v. Weltzien und mehrere hundert Soldaten der 90er aus der Gefangenschaft hier ein. Auch die Fahne und der Fahnenträger des 1. Bataillons ist da, aber ohne Fahnenstock. Der Fahnenträger hatte die Fahne in der höchsten Not abgetrennt und sich um den Leib gewickelt; den Fahnenstock hat er vergraben. Die Freude war groß, als hier alle eintrafen. Die Gefangenen sind freigekommen, als die Festung fiel. Nur ein Fort ist noch zu nehmen. Darin ist der Kommandant und der Rest Soldaten der Belgier. Auch Major v. Mertens (3. Bataillon) und Leutnant und Adjutant Ehlers (1. Bataillon) leben noch, sind aber sehr schwer verwundet. Eben bringen sie einen Spion, der nach Lüttich Funkentelegramme geschickt hat; er wird natürlich standrechtlich erschossen."

So bleiben in der höchsten Not deutsche Soldaten Helden.

Landwehrunteroffizier Buchhändler Wolfgang aus Berlin.

Es war in der zweiten Hälfte des September 1914 und auf dem rechten Flügel in Nordfrankreich, wo das märkische Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 35,

dem sehr viele Berliner angehören, in Fühlung mit bayrischen Truppen eine vorgeschobene Stellung behauptete.

Hinter dem Dorfe Chaulnes im Sommegebiet lag unsere Landwehr seit acht Tagen in den Schützengräben gegen eine bedeutende Übermacht. Die Franzosen versuchten mit aller Gewalt den Ort zu nehmen, weil er ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt ist; schon hatten sie den Bahnhof in Trümmer geschossen, und nun stellten sie Nacht für Nacht die hartnäckigsten Durchbruchsversuche an, indem sie aus dem Dorfe Lihons, etwa anderthalb Kilometer vor unserer Front, in Massen vorgingen. Selber angreifen konnten wir nicht, da wir nicht einen Mann in der Reserve hatten. Die französische Stellung war stark mit Artillerie besetzt, und dadurch kam die uns deckende bayrische Haubitzenbatterie in die Gefahr, völlig aufgerieben zu werden, wenn es nicht gelang, vor allem eine schwere französische Batterie zum Schweigen zu bringen. Aber diese Batterie war so geschickt eingegraben und gesichert, daß sie auf keine Weise entdeckt und selbst von den Fliegern nicht ermittelt werden konnte. Kein Wunder also, daß sie uns auf die Dauer den empfindlichsten Schaden zufügte.

Da kam am 29. September früh um 7 Uhr Bataillonsbefehl an die 7. Kompagnie, eine Patrouille gegen Lihons vorzuschicken, um zu erkunden, ob und in welcher Weise das Dorf noch besetzt sei und unbedingt, koste es, was es wolle, die Schützengräben und die Batteriestellung ausfindig zu machen. Sofort meldete sich freiwillig zur Übernahme der Patrouille der Landwehrunteroffizier Wilhelm Wolfgang, Buchhändler in Berlin-Steglitz. Wolfgang hatte schon mehrere Proben von hervorragender soldatischer Tüchtigkeit gegeben, so daß ihm ohnehin das Eiserne Kreuz in sicherer Aussicht stand. Als er die ihm zur Verfügung gestellten sechs Mann musterte, meldete sich ein Freiwilliger, ein ausgezeichneter Soldat, der auch an der Ausführung dieses Auftrages den ehrenvollsten Anteil nahm.

Nachdem Unteroffizier Wolfgang beim Hauptmann die Karte eingesehen, kletterte er auf einen Baum, um das Gelände mit dem Glase nach den stehenden Vorposten des Feindes abzusuchen. Da schien ihm die nach dem Dorf Lihons führende Landstraße am besten für seinen Zweck geeignet. In den Straßengräben rechts und links ging nun die Patrouille vor. Es empfing die geduckt Anschleichenden ein fürchterlicher Leichengeruch, der das Atmen fast unmöglich machte. In die Gräben waren viele verwundete Franzosen gekrochen, um Deckung zu suchen. Die meisten waren schon tot, aber hin und wieder tat ein Sterbender noch einmal die Augen auf, und rechts und links ertönten auf den Feldern flehentliche Hilferufe. Leider konnte den Ärmsten nicht geholfen werden. Die Franzosen übten auch hier den schrecklichen Brauch, ihre Verwundeten einfach liegen zu lassen und, wenn die Deutschen versuchten, verwundete Feinde zu bergen, sogar mit Artillerie auf das Rote Kreuz und die märkischen Sanitätsmannschaften zu feuern.

So war die Patrouille bis auf 100 m vom Dorfrand vorgedrungen, ohne entdeckt zu werden oder Feuer zu bekommen. Dicht am Orte macht die Straße einen Knick, und ebendort breitet sich eine dichte Dornhecke aus, die Wolfgang nach seinem soldatischen Empfinden für besetzt halten mußte. Um das heraus-

zubekommen, blieb er wohl eine halbe Stunde liegen, alle möglichen Listen anwendend, aber so oft er einen Arm oder Helm hoch aufheben oder ein Gewehr anschlagen ließ, kam kein Lebenszeichen aus der Hecke. Da wandte er sich an seine Leute: „Kinder, es hilft nichts, wir müssen stürmen. Ist die Hecke besetzt, so fallen wir, ist sie unbesetzt, so sind wir im Dorf. Also marsch, marsch!"

Der Ort, eine vom dichten Dorngesträuch umwachsene Mulde, erwies sich als leer, aber große Vorräte von Brot und anderen Dingen und Strohlager deuteten darauf, daß in den Nächten hier eine Feldwache bezogen würde. Beim näheren Durchsuchen der Sträucher entdeckten unsere Leute plötzlich einen feindlichen Doppelposten vor dem Dorf, kaum 30 m von ihnen entfernt. Sie krochen so nahe heran, daß sie Wort für Wort verstehen konnten, was die Franzosen sich mit schallender Geschwätzigkeit zu erzählen hatten. Zugleich aber bemerkten sie in 50 m Entfernung 20 Franzosen, die unter Leitung eines Offiziers mit Hacken und Spaten einen Schützengraben vor einer Hecke aushoben. Zwar schießt unserm Berliner die Versuchung durchs Hirn, alle diese Franzosen niederzuknallen, aber dann hätte er schwerlich die Batteriestellung erkundet. Beim schärferen Beobachten gewahrte er nun sechs kreisförmige Ausschnitte in der Hecke hinter den Schaufelnden. Was konnte das anders sein, als die Ausschnitte für die Geschützmündungen der lange gesuchten französischen Batterie?

Nun erwachte in Wolfgang der tollkühne Gedanke, in die Batterie hineinzuschauen. Er sagte also scherzhaft zu seinen Leuten, er wolle sich einen Kognak aus dem Dorfe holen, unterdessen sollten zwei jene 20 Pioniere und den Doppelposten beobachten, drei andere die Dorfstraße im Auge behalten und Schnellfeuer geben, sobald er entdeckt oder auf sie geschossen würde, der Freiwillige aber solle ihm im Abstand von 50 m folgen. Man versuchte ihm den wahnwitzigen Gedanken auszureden, aber Unteroffizier Wolfgang ist fest entschlossen und kriecht im Graben bis auf 30 m an das erste Haus heran. Von dort konnte er alles sehen. Die Stellung der Batterie bestätigte sich, er machte sich in aller Ruhe seine Notizen, skizzierte das Gelände und schätzte die Entfernungen. Während er sich nun, mit dem Glas vor dem Auge und dem Gewehr im Arm, vorsichtig aufrichtete, um weiter Umschau zu halten, schmetterte aus dem zunächst liegenden Hause die erste Salve los und gleich der erste Schuß war so wohlgezielt, daß die Kugel über dem Visier seines Gewehrs in den Laufmantel eindrang und hinten wieder herausfuhr. Das Gewehr hatte das Geschoß glücklich abgefangen, sonst wäre es Wolfgang durch den Leib gegangen.

Was nun? Blieb er, so war er verloren, lief er, so war er auch verloren, denn die Kugeln flogen wie die Erbsen um ihn herum. Schließlich sprang der unerschrockene Wehrmann auf und lief im Graben zurück, während ein fürchterliches Donnerwetter aus allen Dorfhäusern auf ihn einsetzte. Plötzlich stürzte Wolfgang über ein Drahthindernis und fiel in den Graben. Das war seine Rettung, denn die Franzosen, die ihn getroffen glaubten, stellten sofort das Feuer ein. Das benutzte Wolfgang. In windschnellem Lauf tauchte er in die schützende Hecke unter, wohin sich auch schon der stark beschossene Freiwillige geworfen hatte. Indem nun die beiden zu einem Rübenfeld hinüberwechselten, bekamen sie auch von den 20 Pionieren Feuer aus der Flanke.

Es dauerte dreiviertel Stunden, die sie sich langsam kriechend über das Feld wegarbeiteten.

Jetzt gelangten die beiden Märker an ein Getreidefeld, wo noch die Garben in Haufen standen. Der Freiwillige wühlte sich in den ersten Strohhaufen ein und schoß wie besessen, der Unteroffizier aber lag vorerst noch eine Viertelstunde völlig erschöpft in einer Furche, bis auch er sich von Garbe zu Garbe sprungweise zurückziehen konnte. Zentner Blei prasselten dabei über sie weg. Endlich warfen sie sich hochaufatmend in den Chausseegraben, die Gefahr war so gut wie überstanden, obwohl von den Franzosen immer noch heftig geschossen wurde. Beim Zurückgehen fanden sie im Graben einen schwerverwundeten Franzosen, der mit einem Schrapnellschuß im Oberschenkel vier Tage und vier Nächte dort gelegen, aber nicht gewagt hatte, um Hilfe zu rufen, obwohl er nur 150 m von den deutschen Schützengräben entfernt war. Der Franzose bat, man möchte ihn nicht erschießen, und verlangte nach einem Schluck Wasser. Wolfgang überließ ihm die Feldflasche, beruhigte ihn nach Kräften, und versprach ihm, am Abend einen Arzt zum Verbinden zu schicken, denn wegen des Feuers seiner Landsleute wäre es unmöglich, ihn bei Tageslicht ins Lazarett zu schaffen. In der Tat ist der Franzose dann in der Dunkelheit geborgen worden.

Die glückliche Rückkehr unseres Helden erregte in der Kompagnie großen Jubel, denn man hatte ihn schon tot gemeldet, da man den Sturz über das Drahthindernis einer tödlichen Kugel zuschrieb.

Die Meldung, die Wolfgang an der Hand der Karte und seiner Skizze dem Bataillon erstattete, wurde vom Regiment an die nächste bayrische Batterie weitergegeben. Es verging keine Viertelstunde, da war von der bislang so gefürchteten französischen Batteriestellung keine Spur mehr zu sehen. Nachdem sich Wolfgang bis zum Abend im Schützengraben erholt hatte, ließ er sich im nächsten Feldlazarett verbinden. Ein Schuß hatte ihm am Vorderglied des rechten Daumens alles Fleisch weggerissen, den Knochen selber aber nicht verletzt. In später Nachtstunde führte er noch einen Trupp verwundeter Franzosen und deutscher Kameraden hinter die Front zum nächsten bayrischen Feldlazarett. Am nächsten Tag ging es mit einer bayrischen Proviantkolonne weiter zum Schloß C. Dort angelangt, wurde Wolfgang in einem Auto von einem Stabsarzt abgeholt, um dem bayrischen Brigadegeneral genauen Bericht zu erstatten, denn die Patrouille hatte im ganzen Truppenverband das größte Aufsehen erregt. Der General ließ sich auch das Gewehr zeigen, das den Schuß aufgefangen hatte, und zwei Tage drauf wurde dem Unteroffizier Wolfgang in einem Auto das Eiserne Kreuz nachgeschickt.

Später ist dem tapfern Märker und Buchhändler vom König von Bayern auch noch das Bayerische Militär-Verdienstkreuz 3. Klasse mit der Krone und den Schwertern verliehen worden.

„Herr Major, die Maschinengewehre rechts, die hol' ich!"

„Am Morgen des 22. August 1914 stieß unser Regiment, das 7. Württembergische Nr. 125, bei Musson in Belgien auf den Feind.

Unser drittes Bataillon hatte die Spitze und kam beim Aufmarsch und bei der Entwicklung auf den linken Flügel der Brigade. Wegen des dichten Nebels gingen wir sehr vorsichtig vor, das Gewehr schußbereit in der Hand. Am Rande eines Haferfeldes nahmen wir Stellung. Ich ging mit zwei Gefreiten als Patrouille vor, kam aber nicht weit, da uns gleich ein starker Geschoßhagel empfing. Der eine Gefreite erhielt einen Schuß in den linken Oberarm; im übrigen blieben wir von Treffern verschont. Wir warfen uns der Länge nach in eine tiefe Grenzfurche und riefen unserm Zugführer die Meldung zu. Wir lagen ungefähr 20 bis 25 Schritt von der feindlichen Schützenlinie entfernt, von der unsrigen in einem Abstande von 60 Schritten.

Nach etwa zwei Stunden ging's zum Sturm, da inzwischen das feindliche Feuer immer schwächer wurde und der dichte Nebel sich verteilte. Wir warfen den Feind aus all seinen Stellungen und verfolgten ihn, ihm stets auf den Fersen bleibend, zum jenseitigen Hügel, der uns wieder freies Schußfeld bot. Dabei mußten wir durch ein Tal, das von einem ziemlich tiefen Bache durchflossen war, den wir nur an einigen Stellen überschreiten konnten. Jenseits des Baches, am Fuße des Hügels, befand sich eine Bahnlinie, die nach Halaucy führte. Hier hatten sich an einem Einschnitt zwei französische Maschinengewehre eingegraben, die unsere Mitte unter Feuer nahmen und von unseren Maschinengewehren leider ohne Erfolg beschossen wurden. Allzu tief eingegraben, boten sie kein Ziel.

Schon beim Vorgehen war mein Gedanke: Wenn dir nichts zustößt, so holst du sie. Ich schlug mich beim Überschreiten des Baches auf den rechten Flügel in die Nähe unseres Majors, um dann gleich auf die Maschinengewehre losgehen zu können. Als wir jenseits der Bahnlinie und in Höhe des Bahnkörpers waren, rief ich: ‚Herr Major, die Maschinengewehre rechts, die hol' ich!'

Ich lief, so schnell ich konnte, den Abhang hinauf. Oben machte ich halt, um etwas zu verschnaufen. Ich sah, daß sie noch etwa dreißig Schritt vor mir lagen, — ich kam von der Flanke her und konnte so unbemerkt herankommen. Nun schrie ich Hurra, so laut ich konnte, und im Laufschritt ran. Zwei von der Bedeckungsmannschaft gingen durch, ein dritter legte auf mich an. Aber noch schneller als er schoß ich, Gewehr an der Hüfte, und traf ihn durch die Brust. Drei andere flohen.

Nun war ich Herr der Maschinengewehre. In meiner Freude nahm ich eins von seinem Gestell und hob es hoch, — verbrannte mir dabei aber zur Strafe meine rechte Hand."

A. Sattler, Musketier im 7. Württembergischen Infanterie-Regt. Nr. 125.

Bis in die Hauptstellung des Feindes.

„Nun will ich Euch auch mitteilen, wie ich mir das Eiserne Kreuz erwarb.

Nachdem wir uns bei Tahure und Somme Py vor dem Dorfe Perthes-Hurlus fest verschanzt hatten, kam am 16. September 1914 von der Division der Befehl an das Bataillon, eine Offizierspatrouille zur Aufklärung der feind-

lichen Hauptstellung auszuschicken. Die Rothosen ließen uns nämlich keine Ruhe. Aber immer waren es nur schwache, vorgeschobene Abteilungen, die uns ärgerten und uns selbst nachts keinen Schlaf gönnten.

Da ich der älteste Unteroffizier in der Kompagnie war, übernahm ich freiwillig in Ermangelung eines Offiziers — die unseren waren tot oder verwundet — die schwierige Aufgabe.

Ich wählte mir acht freiwillige Leute aus, denn alle, die sich auf mein Befragen meldeten, konnte ich nicht mitnehmen. Ungefähr um 11 Uhr vormittags brachen wir auf. Da es heller Tag war, mußten wir, um nicht gesehen zu werden, weite Strecken auf dem Bauche kriechen. Da es die ganze Zeit geregnet hatte, war das kein besonderes Vergnügen, und wir sahen bald nicht mehr menschlich aus. Aber wir machten uns nichts daraus. Das Dorf Perthes mußten wir nach rechts umgehen, und so kamen wir über die Straße, die nach Suippes führt. Wir waren etwa 100 m darüber hinaus, als wir rechts von uns, am Straßengraben liegend, eine französische Schützenlinie bemerkten. Da wir von ihr nicht zu sehen waren, zogen wir weiter, um einen Wald, der hinter diesen Schützen lag, zu erreichen. So waren wir ungefähr in den Rücken der Franzosen gekommen, als wir uns plötzlich einer feindlichen Patrouille von 12 Mann gegenübersahen, die sofort auf uns schoß. Wir zahlten mit gleicher Münze heim. Da sahen wir auch schon drei Mann der französischen Patrouille zurücklaufen; die anderen blieben liegen, schossen aber nicht. Ein Reservist, von der Mosel, sagte zu mir: ‚Herr Sergeant, ich glöw, de kennen nit mi, de sin dod.' Und er hatte recht. Auf Drängen meiner Leute gingen wir heran und fanden 6 Tote und 3 Verwundete. Letztere verbanden und stärkten wir. Dann krochen wir weiter, denn es war die höchste Zeit, da uns sicher die drei Zurückgelaufenen verraten hatten. Auf einer Höhe angekommen, beobachtete ich in dem Walde, den wir erreichen sollten, und vor demselben starke feindliche Kolonnen. Ich schrieb sofort eine Meldung mit Skizze und schickte zwei Mann zu unserer Artillerie, damit diese die Kolonnen unter Feuer nähme. Nach einer Stunde konnten wir uns freuen, als wir sahen, welchen Erfolg unser Artilleriefeuer hatte.

Den Auftrag, den Wald zu erreichen, gab ich jetzt auf und hielt mich mit meinen Leuten mehr links. Als wir hier durch eine zerschossene Windmühle mit brennenden Häusern kamen, bedachten wir nicht, daß wir in der größten Gefahr waren. Hauptsächlich mußten wir uns vor unserer schweren Fußartillerie in acht nehmen, die dieses Gelände bestrich und unweit von uns einschlug. Im Vorbeigehen betrachteten wir uns die Löcher, die die Fußartillerie mit ihren Geschossen in den Boden gegraben hatte. Viele werden als Massengräber für unsere gefallenen Kameraden benutzt. Endlich konnten wir aus einem Buschwerk eine lange Linie Männer sehen, die mit Auswerfen eines Schützengrabens tätig war. Es waren Franzosen, es war die Hauptstellung. Jetzt sahen wir auch rechts und links von uns den Feind. Aber trotzdem kamen wir bis auf ungefähr 200 m ran, so daß wir auch die Artillerie der Franzosen erkannten.

Unser Wunsch war erfüllt. Wenn wir nur erst aus diesem Loch wieder

zurück wären, dachte mancher von uns. Aber Gott war mit uns. Zwar wurden wir auf dem Rückweg mehrmals beschossen, aber wir kamen nachmittags 4 Uhr alle gesund und munter wieder bei unserer Kompagnie an. Ich machte meine Meldung und die Skizze dazu, die dann bei der Division abgegeben wurde.

Die Leute, die bei mir waren, hätten mich nicht allein gelassen; obwohl ich das letzte Stück der Patrouille allein gehen wollte, gingen alle mit. Vor Freude standen mir die Tränen in den Augen. Zwei Tage nach dieser Patrouille wurde ich verwundet. In dem Augenblick, als ich mit der linken Hand den Helm aus dem Gesicht schob, traf ein Granatsplitter meine linke Hand und nahm den kleinen Finger mit. Am 16. Oktober hatte das Regiment das Eiserne Kreuz aus dem Felde an mich abgeschickt, welches ich in Bernkastel im Lazarett erhielt."

Sergeant Dietz aus Neunkirchen vom Infanterie=Regt. v. Horn, Nr. 29.

Als Telephonist bei der Artillerie.

Bericht aus der Ciller Kriegszeitung.

„Wie ich mein Eisernes Kreuz erhielt, das ist wahrhaftig für einen, der das Schreiben nicht gewohnt ist, herzlich schwer zu erzählen. Ich kann auch nicht sagen wie die meisten Infanteristen: so und so, damals war's, als ich mir's erwarb. Ich habe, wie alle, eben stets, so gut ich konnte, meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit getan. Mit Unerschrockenheit und Gottvertrauen — beides hat der Telephonist bei der Artillerie nötig — habe ich Tag für Tag meine Leitung gelegt und meinen Draht geflickt und oft dabei mein Leben aufs Spiel gesetzt.

Einiges ist mir noch deutlich in Erinnerung. Bei Nauroy stand unsere Batterie hinter einem Waldstreifen; die Beobachtungsstelle war davor, und der Draht ging ein gut Stück über eine waldfreie Stelle, die der Feind einsehen konnte. Acht Tage lagen wir dort, und wohl zehnmal am Tage wurde der Draht zerschossen, ausgerechnet immer so, daß ich über die kahle Stelle mußte. Da lernte ich das Kriechen auf allen vieren, und wenn dann die Franzmänner mich doch noch sahen und ihre Bleibonbons schickten, dachte ich manchmal, es gibt noch ein Unglück. Einmal mußte ich wieder vor und war gerade an der kranken Drahtstelle angelangt, da, o Schreck, hatte ich mein Messer vergessen. Was tun? Zurück, das ging nicht, die Sache eilte. Also ich, nicht faul, lang auf den Boden hin und mit den Zähnen die Isolierung abgekaut. Nie habe ich eifriger ins Kommißbrot gebissen, als damals auf den Draht. Noch eine Minute, und die Leitung war heil.

Bei Arras ging's wieder toll her. Da stand ein Zug unserer Batterie weit vorn bei der Infanterie, um der vorwärts zu helfen, und ich mußte drei Kilometer Leitung vom Schützengraben zur Batterie legen. Schützengraben und Batterie waren beide am Bahndamm, ich denke also: Am besten, den Draht oben hinauf, da fahren keine Kanonen und Wagen, und beschossen wird der Damm auch nicht. Als wir aber mit Feuern anfangen wollen, geht plötzlich die Leitung nicht. Ich auf den Bahndamm 'raufgekrochen, und schon sah ich das Unglück:

Über Nacht sind die Eisenbahn-Fernsprechdrähte auf der ganzen Strecke abgeschnitten worden und liegen kreuz und quer über unserer Leitung, die natürlich gestört ist. Na, was hilft's, ich nehme die Drahtschere und fang an zu säbeln und die Kupferdrähte herunterzuwerfen. Schon haben mich natürlich die Rothosen weg, und jetzt kommt eine Gruppe nach der anderen herüber. Aber ich denke: Eine jede Kugel, die trifft ja nicht, — arbeite ruhig weiter und habe auch bald die Verbindung wiederhergestellt. So konnte unser vorgeschobener Zug die Infanterie erfolgreich unterstützen.

Und ein dritter Tag ist mir vor allem in Erinnerung, das war der denkwürdige 11. November, als die Garde vor Ypern stürmte. Von 7 bis 10 Uhr morgens war ein Brüllen der Geschütze, wie ich's nie vorher und nachher gehört habe. Wir schossen gut, und gar mancher Schützengraben drüben war, als um 10 Uhr unsere Infanterie vorging, so gründlich ausgeräuchert, daß nur noch Tote sich drin vorfanden. Als nun unsere Geschütze schwiegen, fingen die Engländer wie wütend an zu schießen. Und zwar mußten sie unsere Beobachtungsstelle entdeckt haben, denn sie funkten andauernd her. Ein Volltreffer ins Haus tötete einen unserer Offiziere, auch Verwundete gab es. Ich war heil geblieben und mußte mit zum Verbandplatz, um einen schwerverwundeten Unteroffizier hinzubringen. Dabei ereilte auch mich ein feindliches Schrapnell.

Aber bald war ich wiederhergestellt, und nun kam der schönste Tag meines Lebens: Ich erhielt am 1. Dezember das Eiserne Kreuz, das ich mit Stolz trage."

Was ein deutscher Maschinengewehrschütze ist.

Mein Eisernes Kreuz habe ich am 20. August 1914 in dem Gefecht bei Walterkehmen erhalten.

Am 19. August, abends gegen 6 Uhr, rückte unsere Division von Alt-Talau ab über Darkehmen in Richtung Goldap. Wir marschierten die ganze Nacht durch mit einer Stunde Pause. Morgens um 5 Uhr fielen die ersten Schüsse. Unsere Truppen wurden sofort auseinandergezogen und dann wurde kompagnieweise ausgeschwärmt. Die Russen hatten sich stark verschanzt und die Entfernungen festgelegt, wo unsere Artillerie voraussichtlich auffahren würde. Unsere Maschinengewehrkompagnie lag in Reserve. Beim Vorgehen wurde die Infanterie stark mit Gewehr- und Schrapnellfeuer empfangen. Es half aber nichts, es ging stetig vorwärts. Viele Kameraden mußten liegen bleiben, und die Reihen wurden immer lichter. Sodann hieß es gegen 7 Uhr: „Maschinengewehre vor!" Unter den Worten des Kompagnieführers: „Jetzt zeigt einmal, daß ihr deutsche Maschinengewehrschützen seid!" ging es in die Schlacht. Es ging mit unseren Kaffeemühlen Sprung auf, marsch, marsch, vorwärts bis in die Schützenlinien. Unser Herr Leutnant voran. Plötzlich hinter einem kleinen Hügel legte sich der Leutnant hin. Ich nahm an, daß er Deckung nehmen wollte, da wir von der linken Flanke einen Hagel Kugeln bekamen. Es lagen dort im Gestrüpp zirka 100 Russen, deren Stellung im Sturm genommen wurde. Ihr Feuer hatte unserm Leutnant einen Bauchschuß beigebracht. An seiner Seite lag der Vize-

feldwebel des 3. Zuges mit einem Kopfschuß. Dieser rief mir noch zu: „Gefreiter B...., handeln, vorwärts! Wir können nicht mehr."

Von diesem Augenblick an war ich als Gewehrführer ohne Offizier selbständig auf mich angewiesen. Ich ließ nicht locker; jenseits einer Chaussee lag ein Gehöft, das dicht von Russen besetzt war. Zwei Gruppen Grenadiere stürmten das Haus, während ich es solange unter Feuer hielt. Sie nahmen 95 Mann und einen Offizier gefangen. Die Russen schossen so lange, bis wir an sie herankamen. Auf einen Nahkampf lassen sie sich meist nicht ein, da fürchten sie unser Bajonett. Eine Weile verschnauften wir uns hier. Die Granaten dröhnten über uns. Mit meinem Gewehr ging ich im Obstgarten unter einem Apfelbaum in Stellung. Der Baum wurde geschüttelt, und die Äpfel schmeckten uns besser als das beste Mittagessen. Hier lagen wir, bis uns die Munitionsschützen genug Munition brachten. Sodann gegen 1 Uhr ging es weiter. Als wir den Obstgarten verließen, krachte eine Granate in den Garten und unser Apfelbaum war einmal.

200 m weiter lag ein zweites Gehöft. Aus diesem schossen die Russen durch die Dachziegel. Wie wir über die Höhe kamen, wurden wir alle verwundet. Mein Richtschütze bekam durchs Zielfernrohr einen Kopfschuß, Schütze III einen Armschuß, Schütze I lag etwas zurück, ihm wurde eine Seite gelähmt durch eine Granate, die neben ihm platzte. Schütze IV bekam einen Schuß durch den Oberschenkel und ich einen durch das linke Knie. Alle waren wir verwundet, und im verwundeten Zustande habe ich noch meine ganze Munition verschossen. Mir blieb nichts übrig, ich mußte mein Gewehr unbrauchbar machen, indem ich einen Verschlußteil mitnahm. Wie eine lahme Krähe humpelte ich mich ans Gehöft, das inzwischen genommen war. Jetzt war Zeit zum Verbinden; bis 4 Uhr hielt ich's hier aus.

Nun war guter Rat teuer. Meine Schützen alle verwundet, die Infanterie schwer im Gefecht, mein Maschinengewehr lag auf dem Acker, wer sollte es zurückbringen? Und ohne das durfte ich nicht vor meinen Herrn Hauptmann treten. Zwei gefangene unverwundete Russen, die da glaubten, schon wieder vogelfrei zu sein, sah ich noch zur rechten Zeit. Ich nicht lange gefackelt, meine Pistole herausgerissen und dann den beiden mein Maschinengewehr aufgepackt. Wie die Füchse schlichen sie damit von dannen. Ich humpelte hinterher im Kugelregen. Als Invalide kam ich mit einer russischen Gewehrbedienung zurück zur Kompagnie. Mein Hauptmann klopfte mir auf die Schulter, und eine Flasche Wein und eine Mettwurst bekam ich gleich zur Stärkung. Für mein Verhalten wurde ich vom Hauptmann zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen. Da ich bis Ende Oktober im Lazarett war, bekam ich erst am 5. November, als ich wieder bei der Kompagnie war, meine Auszeichnung.

Das Gefecht war für unser Regiment ein schwerer Tag. Erst am Abend konnten wir das Schlachtfeld behaupten, da wir Hilfe bekamen vom 1. und 20. Korps.'

Gefreiter P. B. von der Maschinengewehr-Komp. des Grenadier-Regts. Nr. 5.

Der Held der 9. Kompagnie.

„Saint Maria a Py, 5. November 1914.

„Ein Patrouillengang war nötig. Außer Kamerad W. meldete ich mich. Festzustellen war: ‚Wie stark und von was für Truppen ist das Zuavenwäldchen besetzt, und wo steht das Maschinengewehr.‘

Es ist 12 Uhr nachts, stockdunkel, lautlose Stille. Wir beide schieben uns langsam den Stichgraben vor, über dessen Ende auf das freie Schußfeld. Auf den Armen und Fußspitzen beginnt die schwere Arbeit. ‚Noch 40 m!‘ ‚Ja, höchstens!‘ Endlich — das feindliche Drahtverhau ist erreicht. Eine ungeschickte Bewegung von mir läßt einige Drähte zusammenklirren. Im selben Augenblick werden zwei Körper sichtbar und verschwinden wieder, aber nur, um in Gestalt von zwei Patrouillen zu je drei Mann zurückzukommen. Mäuschenstill liegen wir da, die Gewehre entsichert und eingerichtet auf die vorderen beiden Rothosen, die unbewußt auf uns zukriechen. Da kracht ein Schuß, und taghell ist das Gelände erleuchtet. Drei Salven hallen durch die Nacht. Wir wie der Blitz in ein Granatloch. Es war auch Zeit. Die Roten krochen ebenfalls zurück und eröffneten das Feuer, als kosteten die Patronen nichts. Durch das Schießen hatte sich auch das Maschinengewehr verraten. An den Uniformen zweier Toten erkannten wir die Truppe. Nach einer weiteren Stunde meldeten wir uns gesund zurück ...

Die Nacht des 30. Oktobers nahm ihr Ende. Es mochte gegen 6,30 Uhr morgens sein, als feindlicher Kanonendonner uns aufschreckte. Heute so früh, was haben die vor? Zufällig war bei uns verabredet, 7,30 morgens anzufangen. — Schuß auf Schuß fiel. Links fingen sie an und ackerten nach rechts um. Die Sachsen spürten es zuerst und bekamen vier Volltreffer. Gegen 8 Uhr entbrannte das Feuer auf der ganzen Linie. Gewehrfeuer war nicht zu hören. Es wird Mittag. Die Feuersteigerung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Gleich Gewehrsalven rollten die Geschützsalven zu uns. Kein Wort ist zu verstehen, das Gelände nicht mehr zu sehen, nur Wolken und Staub. Es mögen gegen 4500 Granaten und Schrapnelle krepiert sein. Mann für Mann liegen wir in der Sohle des Schützengrabens. Gegen 28 Mann waren bereits verschüttet. Mit Todesverachtung stürzten wir uns in die Trümmer, nicht achtend der um uns krepierenden Geschosse und arbeiten die nach Luft Ringenden heraus.

20 m vor uns platzen vier Granaten. Donnerwetter, die kommen vom Rücken! Ist der Feind bereits so weit? Nie und nimmer. Das sind eigene Geschosse. Zu kurz! Wieder sechs Schüsse, diesmal 10 m zu kurz. Noch eine Salve, dann sitzen die Schüsse im Graben. Keiner will die Meldung durchs Granatfeuer der Artillerie bringen. Ich überlegte nicht mehr lange, fort war ich. Über 120 Rücken bin ich gesprungen, da keiner aufstehen wollte, und zweimal leicht verschüttet worden. Durch unsere Gräben war ich — nun noch über eine unbewaldete Höhe, auf der eine Scheinbatterie stand. Hier pfefferten die Franzosen ganz unsinnig drein. Ich kam durch und noch rechtzeitig beim Major an. Die Batterie war wieder feuerfertig. Das Kommando ‚Feuer!‘ mochte ihm auf der Zunge liegen, als er mich hörte: ‚Nicht feuern, nicht feuern!‘

Die Batterie war uns zu Hilfe geeilt in diesem furchtbaren Kampf und hatte keine Ahnung, daß die Schützenlinen kaum 120 m auseinander lagen, der Beobachtungsstand wurde aufgestellt, ich kletterte rauf und richtete das Rohr ein.

Der Weg zur Kompagnie zurück war ebenso gefährlich. Kaum war ich angelangt, als unsere Batterie abermals zu kurz schoß. Diesmal trieb es mich noch schneller hin. Der Major wußte sich nicht zu helfen, es lag am Gelände. Die Flachbahngeschosse streiften unsere Aufwürfe und krepierten sofort, obwohl sie 100 m weiter hin gerichtet waren. Eine französische Schützenlinie drang vor. Der Major erklärte, nicht mehr zu schießen. Ich jagte mit der Meldung zum Hauptmann. Dann konnte man sehen, was Tapferkeit war. Unsere 9. hielt aus. In kürzester Zeit war Mann für Mann an seiner Scharte, in einem Artilleriefeuer, wie es die Welt noch nie gehört hat. Die Helden, die Franzosen, hielten unser Gewehrfeuer nicht mehr aus und gingen in Marsch, Marsch mit ihren Toten in die Gräben zurück.

Am anderen Tag kam unser Hauptmann und heftete mir mit den Worten: ‚Bravo, Endesfelder, das hätte ich in Ihrem kleinen Körper niemals gesucht!‘, das Eiserne Kreuz an die Brust. Der glücklichste Mensch war ich ..."

Gefreiter Alfred Endesfelder vom Infanterie-Regt. Nr. 160, 9. Komp., aus Plauen i. V.

Den feindlichen Beobachtungsposten in Brand gesteckt.

„Am 27. November 1914 erhielt ich das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Wie es kam, will ich Dir erzählen.

Also am 26. November bekommt meine Batterie den Befehl, einen Strohhaufen, der 100 m vor dem Feind liegt und ihm als Beobachtungsposten dient, in Brand zu schießen, wenn es nicht gelingt, so in Brand zu stecken. Der Haufen liegt im toten Winkel zur Batterie, kann also von ihr nicht beschossen werden. Da heißt es: ‚Alles antreten, auch die Telephonisten.‘ Eine kurze Erklärung und ‚Freiwillige vor!‘

Ein Sergeant und ich treten vor. Noch ein kurzes Besprechen, um 9 Uhr soll es losgehen. Es ist 7 Uhr. Wir begeben uns zum Hauptmann, der gibt uns noch einmal die Hand, dann lassen wir alle Sachen bei ihm, bis auf die Erkennungsmarke. Um 9 Uhr geht es los, vielleicht zum letzten Male. Um ½10 haben wir den vordersten Schützengraben erreicht, geben unsere Ausweispapiere ab, und jetzt geht es auf allen vieren weiter. Von uns bis zum Strohhaufen sind es 1200 m, also zum Kriechen ein schönes Ende. 600 m. Halt! Alles ist still. Nur der Regen läuft in Strömen vom Himmel. Der Lehmboden ist durchweicht und die Kleider durchnäßt; so geht es mit zusammengebissenen Zähnen vorwärts. Ich habe einen Karabiner mit und der Sergeant einen Revolver.

Jetzt sind wir in der französischen Schützenkette; also: Waffen schußbereit und Augen und Ohren offen. Wir kommen etwa 60 m an dem Posten vorbei. Der steht und döst in die Weltgeschichte hinein. Also weiter. Wenn nur der Haufen nicht besetzt ist! Wir sind auf 50 m heran, dann 40, dann 30 und jetzt 5. — Alles ist still, nichts regt sich, es muß also gehen. Schnell

einige Garben herausgeholt und mit Petroleum begossen, dann eine Zeltbahn vor das Loch und Streichholz hinein. Die Zeltbahn schließt zunächst alles ab, und wir machen uns auf den Heimweg, wieder auf allen vieren.

Wie wir 700 m von unserer Infanterie entfernt sind, kommt uns der französische Posten in die Quere. ‚Warte, denk' ich, du sollst mich nicht haben.' Wir in ein Geschoßloch hinein. Da ruft er auch schon: ‚Qui vive!' Jetzt gibt es kein Zögern. Er kommt auf uns zu, das Gewehr fertig zum Anschlag. Ich schiebe meinen Karabiner langsam über den Grubenrand und — ein kurzes Aufblitzen, der Posten sinkt lautlos zu Boden.

50 m hinter uns ist jetzt der Teufel los, ein Geschieße und Geknalle. Da plötzlich schlagen die Flammen aus dem Haufen auf, unser Plan ist erfüllt. Wir machen jetzt 700 m Laufschritt bis in unsern vordersten Schützengraben.

Dann gehen wir zum Kommandeur. Keiner von uns beiden spricht ein Wort, jeder dankt seinem Gott, daß er glücklich aus der Geschichte heraus ist. Bei Lampenschein empfängt uns der Oberst. Wie die Wilden sahen wir aus, von unten bis oben voll Lehm, das Gesicht verklebt, nur die Augen noch rein. Der Oberst und alle Offiziere lachten laut auf, als sie uns sahen, und gaben uns die Hand. Wir machten Meldung und wurden dann entlassen. Die Kleider ausgezogen, ins Stroh und in die Decken hinein. Tags darauf ist gründliche Reinigung, und um 10 Uhr erhielten wir das Eiserne Kreuz!

Hoffentlich gibt es bald wieder etwas Neues. Es ist gefahrvoll, aber macht auch Freude. Nur der Franzmann tut mir leid, den ich erschoß ..."

Kanonier Toziegel vom Feldartillerie-Regt. Nr. 9

Eine englische Batterie entdeckt und vernichtet.

... Am 28. September 1914 abends — wir lagen im Schützengraben — wurde mir von meinem Hauptmann der Befehl erteilt, mit meiner Gruppe westlich vom Dorfe St. Souplet (b. Reims) in dem mittelsten Waldstreifen Unteroffizierspostten zu beziehen. Da das ganze Gelände tagsüber von feindlichen Granaten und Schrapnellen überschüttet wurde, konnten wir nur des Morgens und des Abends aufziehen und ablösen.

Und so machte ich mich früh um 5 Uhr, nachdem wir etwas Reis von der Feldküche gegessen hatten, mit meinen acht Mann auf die Beine, um den Waldstreifen aufzusuchen. In aller Stille gingen wir über eine große Ebene, bis wir nach halb- bis dreiviertelstündigem Marsche an der richtigen Stelle angekommen waren. Hier wurde mir von dem Unteroffizier, den ich ablöste, bedeutet, daß wir uns nur 200—300 m von den französischen Schützengräben befänden und daß die größte Ruhe und Vorsicht herrschen müsse, sonst würden uns bald die feindlichen Granaten den Morgengruß herübersenden.

Bei Tagesgrauen mußten dann die Posten auf dem Bauche bis an den Waldsaum kriechen, damit sie von den Rothosen nicht gesehen würden. Gegen halb 8 Uhr früh fing unsere Artillerie an, die feindliche Stellung unter Feuer zu nehmen. Sie verfehlte aber ihre Wirkung, weil sie viel zu weit rechts schoß. Ich ärgerte mich im stillen darüber und schickte gegen 8 Uhr zwei Mann

zu der Artillerie mit der Meldung, sie solle doch ihre Geschütze 700 bis 900 m weiter links richten, dann würde sie die feindlichen Schützengräben mit ihren Granaten erreichen. Es war zehn Minuten vor 10 Uhr vormittags, da schlugen denn auch die ersten schweren Haubitzen vor uns in die Rothosen hinein, und das ging Schlag auf Schlag, so daß ich die Franzosen von meinem Waldrande aus wimmern hörte. Ich kroch auf allen vieren zu meiner Gruppe zurück mit den Worten: „Kameraden, es hat geklappt." Unser Artilleriefeuer dauerte bis $^{1}/_{2}$12 Uhr mittags und räumte die ganze feindliche Stellung auf. Zwischen 12 und 2 Uhr sah ich, wie die Franzosen abzogen und ihre Toten und Verwundeten aus den Schützengräben in den nahen Wald trugen. Aus Freude über diesen Erfolg ließ ich jeden meiner Kameraden von dem Tabak, den ich noch bei mir hatte, eine Pfeife stopfen, und ohne einen Handgriff dabei getan zu haben, konnten wir einen kleinen Sieg feiern.

Der Nachmittag verlief ruhig. Die Beobachtungsposten blieben auf ihren alten Stellungen liegen. Da gegen Abend wurde die Sache ernster, denn von halblinks hörten wir ein eigentümliches gelles Geschützfeuer. Die Granaten sausten über unser Wäldchen. Es war ein ganz anderes Summen als sonst, es ließ erkennen, daß es eine englische Batterie war, und zwar die, welche uns jeden Tag Tod und Verderben gespien hatte. Aber kein Mensch hatte bisher gewußt, wo die Batterie ihre Aufstellung hatte. Sie konnte daher niemals von unserer Artillerie unter Feuer genommen werden. Das veranlaßte mich am Abend zu einem Erkundungsgang. Ich sagte meiner Gruppe Bescheid, übergab die Wache einem Gefreiten, und machte mich auf die Beine nach der Richtung, in der der Donner der Batterie gehört wurde.

Es war ein schweres Stück Arbeit, denn fast eine Stunde bin ich nun auf dem Bauche gekrochen. Ich mußte über eine Wiese und durch nasses Gras. Bis auf die Haut naß kam ich in einen Kiefernwald. Da hieß es doppelt vorsichtig sein. Durch das Knistern des dürren Holzes konnte ich mich leicht verraten. Auf diesem Schleichwege bin ich drei französischen Patrouillen begegnet. Die eine davon war drei- oder viermal an mir vorübergegangen. Allemal, wenn ich Schritte oder Französisch sprechen hörte, war ich „tot", bis die Rothosen an mir vorüber waren. Da hört man das Herz lauter klopfen, als sonst, und unwillkürlich bewegen sich die Lippen zum Gebet: Gott möchte doch in diesen schweren Stunden einen nicht verlassen.

Nach Mühen und Anstrengungen war ich endlich herangekommen. Wundervoller Anblick! Die Batterie sah ich vor mir an einem Waldrande liegen, und ganz deutlich hörte ich, wie sich die Engländer unterhielten. Ich verstand sie leider nicht. Jedenfalls gaben sie Befehle, denn ab und zu krachte ein Schuß. Wie mir da zumute war, kann ich nicht wiedergeben.

Als ich mich etwas erholt hatte, faßte ich meine Entdeckung scharf ins Auge und bemerkte vor der Batterie eine Birke, die über alle anderen Bäume hinwegragte. Die Birke war mein Merkmal.

Nun aber wieder zurück zu meinen Kameraden. „Werde ich dabei den feindlichen Patrouillen in die Hände fallen?" fragte ich mich. Es war ein finsterer Abend. Höchstens durch die Leuchtkugeln der Franzosen wurde das ganze Ge-

lände ab und zu beleuchtet, gleichzeitig ein Glück für mich, denn sie gaben mir wieder Richtung an, wo ich hinzukriechen hatte. Gegen 1/2 10 Uhr abends kam ich glücklich bei meinen Kameraden an, die mich schon für verloren gehalten hatten. Nach 1/2 11 Uhr wurden wir abgelöst, und nach dreiviertel Stunden war ich wieder bei meiner Kompagnie im Schützengraben, um von der Anstrengung bis zum frühen Morgen auszuruhen.

Am anderen Morgen früh 1/2 5 Uhr ertönte leise das Kommando im Schützengraben: „Von jeder Gruppe drei Mann mit Feldkesseln an die Feldküche Essen holen!" Auch ich erhob mich, um meinem Hauptmann zu melden, was ich am Abend vorher ausgekundschaftet hatte. Der freute sich herzlich darüber und sagte: „Das ist ja herrlich, daß Sie die verdammte Batterie ausspioniert haben. Ich werde dem Herrn Major sofort Meldung davon machen." Durch Händedruck beglückwünschte mein Hauptmann mich zu diesem Erfolg. Gegen 8 Uhr morgens mußte ich mich mit Skizze beim Herrn Major melden, und dieser schickte mich, mir den Weg beschreibend, zum Brigadestab.

Ich war kaum zehn Minuten gegangen, da öffnete der Feind seine Feuerschlünde, und bald war ich im schwersten Granatenhagel. Ich warf mich auf die Erde und überließ mich meinem Schicksale. In diesem Augenblicke hatte ich mit der Welt abgeschlossen. Vier bis fünf Meter von mir schlug eine Granate ein. Großer Gott, zum Glück ein Blindgänger. Da bin ich aufgesprungen und gelaufen, was die Beine hergaben, bis ich in einem Wäldchen Schutz gefunden hatte. In solchen Augenblicken denkt man, Himmel und Erde gehen unter. Mit Gottes Hilfe, ohne verwundet zu sein, gelangte ich gegen 10 Uhr vormittags beim Brigadestab an. Auch hier mußte ich alles erzählen, was ich gesehen und erlebt hatte.

Als Anerkennung und zur Stärkung erhielt ich vom Herrn General ein kleines Frühstück und eine Zigarre. Dann gab er mir den Befehl, auf den linken Flügel zu gehen und die Beschießung der englischen Batterie zu veranlassen. Diesen Marsch hatte ich umsonst gemacht, denn ich erhielt dort vom Artilleriemajor den Bescheid, er könne mit seinen Feldbatterien die Stellung nicht erreichen. Und so mußte ich wieder auf den rechten Flügel. Nach anderthalb Stunden kam ich hier glücklich wieder an, um der Artillerie den Befehl zu überbringen, sie solle die von mir bezeichnete Batterie sofort unter Feuer nehmen. Und nach zweistündiger Kanonade war die ganze feindliche Stellung von 80 unserer schweren Granaten dem Erdboden gleichgemacht. Während der Beschießung mußte ich bei der Artillerie bleiben, um noch verschiedene Angaben zu machen. Als alles geschehen war, mußte ich zurück zum General, um zu melden, daß die englische Batterie vernichtet worden ist. Das war eine frohe Botschaft! Sechs Tage haben wir von den Engländern keinen Kanonenschuß mehr gehört. Mit Gottes Hilfe habe ich vielen Hunderten meiner lieben Kameraden das Leben gerettet.

Am anderen Tage erhielt ich vom General eigenhändig, mit Glückwunsch und Händedruck, das Eiserne Kreuz.

Otto Ludwig, Unteroffizier der Landwehr im Kgl. Sächs. 107. Infanterie-Regt., Kürschnermeister in Rötha (Sachsen).

Mit dem Beil durchs Drahtverhau zum Sturm.

„Am 22. August 1914 hatte in den Kämpfen um Longwy unser Bataillon die Vorhut, meine Kompagnie die Spitze. Wir waren soeben in Sicht eines großen Waldes gelangt, als unsere zurückkommenden Patrouillen den Feind in großer Stärke meldeten.

Schon sehen wir Meldereiter unserer Kavallerie zurückjagen. Sofort hieß es, ausschwärmen! Meine Kompagnie stand an dritter Stelle. Vor uns war die 4. Kompagnie schon in ein heftiges Feuer geraten. Unser Bataillonskommandeur wollte soeben den Befehl geben, daß die 1. Kompagnie rechts der Straße im Walde in Schützenlinie vorgehen sollte, da traf ihn die tödliche Kugel, und er sank lautlos vom Pferde. Wir gingen nun in Schützenlinie vor. Gleich beim zweiten Sprunge fielen unsere beiden Leutnants. Ich befand mich in diesem Augenblick auf dem rechten Flügel der Kompagnie und erbot mich freiwillig, als Patrouille ins Vorgelände zu gehen. Niemand begleitete mich. So kam ich bis an eine Landstraße; plötzlich hörte ich vor mir ein Geräusch; ich konnte mich gerade noch hinwerfen, und dann sausten auch schon die ersten blauen Bohnen über das Feld. Nun aber ging's im Trabe zurück zur Kompagnie, die noch auf derselben Stelle lag.

Mein Leutnant war auf mich aufmerksam geworden, und ich ging nochmals in Begleitung von vier Mann vor. Plötzlich stießen wir auf Franzosen, und auf die Kerls losgehen, war eins. Wir gingen langsam weiter vor, ich borgte mir ein Fernglas und sehe durch dasselbe in einer Entfernung von 50 m vor mir die ganze Chaussee von Franzosen besetzt.

Jetzt kam die Kompagnie heran, es war in der Nähe des Dorfes Rosignoll, und die Granaten schlugen wie toll in dem Walde ein, in dem wir lagen. Nun wurde Sturm befohlen, da sprang ich vor und rief den Leuten zu, sie sollten mir folgen, und stürmte vorwärts, immer 10 m vor den anderen. Endlich kamen wir an den Waldesrand, und da fanden wir uns plötzlich von Drahtgeflecht eingeschlossen. Ein Kugelhagel, wie er nicht zu beschreiben ist, überschüttete uns jetzt. In diesem Geschoßhagel lag nun die Kompagnie. Da sprang ich plötzlich auf, riß einem Tambour das Beil von der Seite und stürmte nach vorn. Alle um mich her schüttelten die Köpfe. ‚Hilft alles nichts,' gab ich zur Antwort, ‚heraus müssen wir aus diesem Gefängnis', und so hieb ich mit meinem Beile ganz allein eine Lücke in das Drahtgewirr, und nun folgte die Kompagnie im Sturm durch die Öffnung. Ich gab selbst die Befehle und rief den Leuten auch die Richtstellungen zu. Meine Kameraden nahmen die Sträucher vor dem Dorfe unter Feuer. Sofort hörte der Kugelregen auf, und nun kam auch die Hilfe, denn links von uns schoben sich die Schützenlinien der Unseren nach vorn.

Das gab mir eine ungeheure Zuversicht und Kaltblütigkeit. Rechts von uns stand eine französische Batterie, die uns dauernd unter Feuer nahm. Ich machte die Kameraden auf diese aufmerksam, alle waren damit einverstanden, die Batterie zu stürmen. Nun kommandierte ich: ‚Der Zug, Sprung, auf, marsch, marsch, vorwärts!' und im selben Augenblick sah ich meinen Hauptmann, wie er

mit hochgeschwungenem Säbel von rechts auf die Batterie losstürmte. Wir stürmten nun von der linken Seite auf die Batterie los, und hurra, die Geschütze sind unser. Nun ging's auf das Dorf zu, das im Sturm genommen wurde.

Am nächsten Tage stellte sich heraus, daß wir gegen zwei französische Divisionen Kolonialtruppen, die besten Feldsoldaten Frankreichs, gekämpft hatten. Wir hatten 36 Geschütze, 2000 Gefangene, zwei Fahnen erobert und einen General gefangen.

Ich wurde zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen und trage es mit Stolz."

Aus dem Tagebuche des Grenadiers Egemann vom Infanterie-Regt. Nr. 167.

Die Bayern.

Die Bayern haben sich ihr besonderes Kapitel in diesem Kriege geschrieben. Wie sie 1870 die ersten waren, die für ihre ruhmvolle Teilnahme an der Schlacht bei Weißenburg das Eiserne Kreuz bekamen, so war es ihnen auch jetzt vergönnt, in der Schlacht bei Metz am 20. August 1914 unter ihrem Kronprinzen Rupprecht die ersten Siegeslorbeeren zu ernten. Dann haben sie in allen Hauptschlachten kräftig mit dreingehauen, auf ihre eigene Kriegsart. Sie sind der Schrecken der Franzosen und Engländer geworden. Mit erhobenem Kolben bahnen sie sich den Weg, keinen Pardon gebend. Ein jeder von ihnen brennt auf persönliche Heldentaten, die dann, wie die drei nachstehenden zeigen, unerschrocken geleistet werden.

1.

Wie zwei bayerische Feldgendarmen 110 Franzosen „verhafteten".

Der eine der beiden Haudegen berichtet:

„Ich, Sergeant Otto Maurer, und Unteroffizier Schißel, kommandiert zur Feldgendarmerie des 1. bayerischen Armeekorps, haben Ende August 1914 auf unserm Patrouillenritt in einem großen Hof bei Zittersdorf im Saartal Franzosen gesehen. Ich glaubte, daß es nicht mehr sind, als zehn Mann. Ich sagte zu meinem Kameraden Schißel: ‚Auf Leben oder Tod, wir reiten drauf zu!' Ich nahm meine Pistole heraus, gab ungefähr fünf Schüsse ab, mein Kamerad machte ein Zeichen nach rückwärts, als wenn noch mehrere hinter uns wären; so ritten wir im Galopp gegen den Hof. In diesem Augenblick sprangen etwa 25 Mann mit Gewehr uns entgegen; aber durch mein Auftreten waren die Franzosen so erschreckt, daß der Offizier sofort die Hände in die Höhe hob; die Soldaten warfen die Gewehre weg. Bei der Untersuchung des Hofes fand ich im ganzen 110 Mann, die ich aus dem Versteck herauszog; ich brachte mit meinem Kameraden die ganze Gesellschaft nach Lixheim in Gefangenschaft. Der Degen des Offiziers wurde mir von Sr. Exzellenz dem General Xylander als Andenken der Eroberung verliehen und obendrein das Eiserne Kreuz. Die gleiche Auszeichnung wurde auch meinem Kameraden Schißel zuerkannt."

2.
Infanterist Johann Zott.

In den „Münchener Neuesten Nachrichten" wurde Anfang November 1914 der folgende Bericht eines Kommandierenden Generals wiedergegeben:

„Die 3. Kompagnie des 17. Bayerischen Reserve-Infanterie-Regiments war in der Nacht vom 31. Oktober auf 1. November 1914 im erbitterten Häuserkampf um Messines bei Ypern auseinandergekommen. Am Ortsrand trafen mit dem Kompagnieführer nur wenige Leute ein, die sämtlich im Feuerkampf fielen. Nur der Infanterist Johann Zott, dem der Tornister von Geschossen durchlöchert war, blieb am Leben. Zott bekleidete sich mit Mantel und Mütze eines neben ihm liegenden gefallenen Engländers, lief hinter die Front der englischen Schützen und begab sich dort zu den Munitionswagen und Feldküchen. Dort blieb er mehrere Stunden, trank mit den englischen Soldaten Kaffee und machte sich an einem Munitionswagen zu schaffen, indem er dessen Pferde fütterte. Als Zott das Herannahen der Morgendämmerung und damit ein Erkanntwerden befürchtete, setzte er sich auf das Sattelpferd des Wagens, brachte ihn zur englischen Schützenlinie vor und entleerte die Munition. Zustatten kam Zott, der vorher zur See gefahren war, die Kenntnis einiger englischer Ausdrücke und Flüche. Während die englischen Schützen mit Entnahme der Patronen beschäftigt waren, saß Zott rasch auf und fuhr im Galopp über den Schützengraben in Richtung auf die deutsche Stellung davon, von Freund und Feind lebhaft beschossen. Zum Glück fand er in einer kleinen Mulde Deckung. Die englischen Bekleidungsstücke wechselte er hier wieder mit deutschen um, da verwundete und gefallene Deutsche in der Mulde lagen. Nachdem er auf seinen Wagen einen verwundeten Offizier und drei verwundete Mannschaften aufgeladen hatte, fuhr er zu den deutschen Linien weiter. Am Abend des 1. November kam er mit Wagen und drei Verwundeten — der Offizier war unterwegs gestorben — und glänzenden Meldungen zum Generalkommando. Ich habe dem Mann, einem Kriegsfreiwilligen aus Augsburg, das Eiserne Kreuz 2. Klasse übergeben."

3.
Scharfschütze Herrenreuther.

Das Folgende bezeugte ein Ulmer Arzt, der bei einem bayerischen Regimente steht, in einem Briefe an die Ulmer Schützengilde. Nachdem er geschildert hat, wie unsere Heeresleitung nun auch Scharfschützen auf Bäume stellt, und wie diese den Franzosen abgewöhnt haben, von Bäumen in die deutschen Linien zu schießen und Radfahrer und Patrouillen abzuknallen, schrieb er:

„Besonders hervorgetan hat sich der Reservist Herrenreuther der 3. Kompagnie unseres Regiments, ein echt bayerisches Original, das in der Geschichte dieses Krieges sicherlich ein eigenes Blatt gewidmet bekommt. Nicht weniger als 123 Franzosen hat er einzeln abgeschossen. Auf 400 bis 600 m hat er ein Kopfziel fast mit Sicherheit auf den ersten Schuß. Ich glaube, dieser Mann hat im Kriege die wenigsten Patronen verschossen. Mehr als zwei Kugeln braucht er nicht für einen Volltreffer. Sein Gewehr gibt er Tag und Nacht nicht aus

der Hand. Er liebt es wie seine Braut. Alle Taschen hat er voll Patronen stecken. Französische Gefangene haben uns erzählt, daß man bei ihnen diesen Baumschützen kenne und fürchte. Deshalb haben die Franzosen sogar mit Artillerie auf seinen Hochstand geschossen. Erfolg: der Luftdruck einer Granate wirft ihn von seinem Sitz: ‚Do bin i hart aufi geflogn, hernach bin i auf'n andern Bam, da hat a Granatn an ganzen Ast vor mir abigrissn; jetza bin i wieder abi und hab mi a künstlichs Lab mit auffignomma und draufhin ho i no zwoa von dene Kruzitürkn dawischt. Da habns hernach a Ruh gebn.‘ So erzählte er wörtlich dem Divisionskommandeur. Er hat das Eiserne Kreuz und wird in den nächsten Tagen mit der goldenen Tapferkeitsmedaille geschmückt werden."

Wie einer 30 Russen „umzingelte".

Der Schlossermeister, Landsturmmann Georg Goralczyk aus Beuthen, Brandmeister der dortigen freiwilligen städtischen Feuerwehr, stand als Gefreiter bei einer Landsturm-Maschinen-Gewehrabteilung den Russen gegenüber und machte kräftig „Dampf" auf diese.

In einem Treffen wurde die Abteilung hart von den Russen bedrängt, so daß sie sich zurückziehen mußte. Goralczyk nahm sein Maschinengewehr auf die Schulter und trug es zurück in das nächste Dorf. In einer Scheune fand er Unterkunft. Er nahm den Tornister ab und streckte sich zur wohlverdienten Ruhe nieder. Plötzlich wurde er von einer Anzahl Russen überrascht, die ihn gefangennehmen wollten. Goralczyk legte das Seitengewehr sowie den Revolver ab und begann, da er gut Polnisch spricht, sich mit den Russen zu unterhalten. Diese hatten sämtlich großen Hunger. Goralczyk holte nun aus seinem Tornister ein Stück echt oberschlesischen Speck und Brot hervor, und überließ beides den Russen, — wobei er den Plan zu seiner Befreiung erwog. Er erzählte den Russen, daß bei den Deutschen jeder Mann solch schönen Speck und Brot neben der warmen Kost erhalte, obendrein noch Schnaps und reichliche Löhnung. Es gelang dem schlauen Wehrmann, dadurch die Russen zu überreden, mit ihm in das Lager der Deutschen zu gehen, wo auch sie als Gefangene dieselbe vortreffliche Verpflegung finden würden. Gewagt, gewonnen. Sie warteten die Abenddämmerung ab und marschierten, hübsch ordnungsmäßig in zwei Glieder geteilt, 30 Mann hoch, unter dem Kommando Goralczyks zu den Deutschen. Vor dem Quartier des Feldwebels ließ Goralczyk die Gefangenen einschwenken und erstattete dem Vorgesetzten Bericht. Der Feldwebel wollte es anfänglich nicht glauben, daß Goralczyk allein 30 Mann Russen gefangen habe und fragte ihn: „Wie haben Sie das angestellt?" worauf Goralczyk lachend erwiderte: „Ich habe sie umzingelt!"

Die Unerschrockenheit Goralczyks brachte ihm das Eiserne Kreuz und die Beförderung zum Unteroffizier ein.

Ein Geschütz geholt.

Dicht nördlich der Ferme Hurtebise bei Lille stand ein französisches Geschütz, das bei der Eroberung der Höhe stehengelassen war. Alle Versuche, das Geschütz

wegzubringen, waren bei dem vernichtenden Infanteriefeuer des 50 m dahinter liegenden Gegners gescheitert.

Am Vormittag des 9. Oktober 1914 gelang es dem Offiziersstellvertreter Pohl (Postassistent aus Rodewisch in Sachsen) von der 6. Kompagnie des Infanterieregiments Nr. 105, sich mit einigen Freiwilligen an das Geschütz zu schleichen, einen Strick daran zu befestigen und das Geschütz an Hurtebise heranzuziehen. Nach etwa 20 Schritten brach jedoch das linke Rad. Mit Hilfe einiger Gardepioniere wurde das Geschütz vollständig zurückgeholt. Noch stand aber die Protze am Feinde. Trotz heftigen Feuers hat es Pohl nochmals gewagt, auch diese Beute dem Feinde zu entreißen. Die Protze, gefüllt mit 80 Geschossen, wurde ebenfalls eingebracht. Leider erhielt dabei Soldat der Reserve Kraus einen Bauchschuß, dem er vier Tage später erlag.

Für ihre wackere Tat wurden Offiziersstellvertreter Pohl, Soldat Erbstößer, Kraus, Schilling und Wienhold — die Freiwilligen dieses Unternehmens — mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse belohnt.

Der Bildhauer im Schützengraben.

Eine Widmung des Kaisers an den Gefreiten Flormann.

Am 11. November 1914 war in der „Stadt- und Dorfzeitung" zu Höxter zu lesen:

„Eine seltene, hohe Auszeichnung durch unsern Allerhöchsten Kriegsherrn wurde dem im Reserve-Infanterieregiment Nr. 55 auf Frankreichs Schlachtfeldern kämpfenden, bereits mit dem Eisernen Kreuze geschmückten Gefreiten Bildhauer Franz Flormann von hier zuteil. Flormann hatte im Schützengraben im Angesicht und unter dem Feuer des Feindes seine freien Augenblicke dazu benutzt, in einen Stein das Bildnis des Kaisers einzumeißeln. Ein Offizier des Regiments, dem das kleine symbolische, natürlich mit dem primitivsten Werkzeug — jedenfalls dem Taschenmesser — angefertigte Kunstwerk zu Gesicht kam, äußerte sich überrascht und sehr anerkennend über die unter so eigenartigen Umständen entstandene kunstfertige Leistung und nahm das Bildnis an sich, um es Sr. Majestät dem Kaiser zu überreichen. Dies ist inzwischen geschehen. Heute morgen bekam die Mutter des wackeren Kriegers, Frau Witwe Franz Flormann, Rohrweg hierselbst, durch das Reserve-Infanterieregiment Nr. 55 aus dem Felde ein Bildnis des Kaisers zugesandt, welches die von Sr. Majestät eigenhändig geschriebene Widmung trägt:

‚Zum Danke für sein im Feuer des Feindes
von mir gefertigtes Porträt —
ein Zeichen seiner Unerschrockenheit und
kaltblütigen Tapferkeit —
für den Gefreiten Flormann, 7. Komp.
Res.-Rgt. 55.

Charleville, 27. X. 14.

Wilhelm I. R.'

Seitens des Regimentschefs war die ehrenvolle Sendung von einem Schreiben an die Mutter begleitet, folgenden Wortlauts: ‚Da dies Bild einen großen Wert besitzt, so ist es sehr ratsam, dasselbe sofort zu einem sehr zuverlässigen Buchbinder zum Einrahmen zu senden. Das Bild erst dann allen Bekannten und Verwandten zeigen, wenn dasselbe unter Glas ist.

Herzlichen Glückwunsch für die hohe Auszeichnung Ihres Herrn Sohnes
Köppelmann, Regimentschef.‘

Mit der glücklichen Mutter darf und wird auch seine Vaterstadt Höxter stolz sein auf diesen ihren so ehrenvoll ausgezeichneten, wackeren Sohn, an dessen Adresse wir hiermit die herzlichsten Glückwünsche richten. Möge es dem braven Helden vergönnt sein, dereinst, wenn das große deutsche Kriegswerk vollbracht ist und die Friedensglocken durch das Land hallen, unversehrt in den Reihen der herrlichen Sieger zurückzukehren in seine Vaterstadt und zu den lieben Seinen, um dann in Ruhe seiner seltenen Auszeichnung sich freuen zu können. Das walte Gott!“

Das Porträt des Kaisers hatte der wackere Mann in Kalkstein geschnitzt. Es wird zur dauernden Erinnerung im Hohenzollernmuseum in Berlin aufbewahrt werden.

„Voran die Elsässer!“

1.

Während der Schlacht bei Neufchateau, nördlich Sedan, am 23. August 1914, hieß es im stärksten Kugelregen: „Kompagnie muß sofort Bataillonsordonnanz stellen, Freiwillige vor!“

Der Reservist Eugen Knaebel aus Mülhausen sprang vor die Front und meldete sich. Er erledigte seinen Befehl und wurde hierfür sowie für mehrere andere erfolgreiche Patrouillengänge und Ordonnanzmärsche unter den schwersten Stürmen des Schlachtgewoges zum Unteroffizier befördert.

Mitte September erhielt der dritte Zug derselben Kompagnie den Auftrag, durch den angeschwollenen Bach in ein Dorf bei Vitry le Francois einzudringen und den Feind zu vertreiben. Unteroffizier Knaebel sprang als erster bis an die Brust ins Wasser mit dem Ruf an seinen Zug: „Voran die Elsässer!“ Einige Tage später schleppte er 3000 Patronen im tollsten Granatenhagel, als die Munition bei der Kompagnie verschossen war, vom Munitionswagen an die Front. Am 26. September erhielt er für sein „tapferes Verhalten vor dem Feind“ das Eiserne Kreuz.

Wenige Tage nachher wurde er bei seinem unerschrockenen Vordringen schwer verwundet, lag zwei Tage mit Lungenschuß ohne Verband in Hitze und Regen, geriet in französische Gefangenschaft, kroch den anderen Morgen durch die schlafenden französischen Posten und schleppte sich den dritten Tag in elendem Zustande an die deutschen Vorposten, von denen er ins Lazarett nach Trier gebracht wurde.

Daß aber der Ruf: „Voran die Elsässer!“ wirklich allgemeiner Befolgung sicher ist, das bezeugte Mitte April 1915 eine Meldung des „Mülhausener Tageblattes“, nach der bis dahin über 2000 Elsässer und Lothringer das Eiserne

Kreuz erhalten hatten. Ein Beweis, wie wenig sich zu unserer Feinde Enttäuschung die Elsässer nach der „Erlösung“ durch Frankreich sehnen.

2.

Einen Beweis zäher Tapferkeit gab beim Sturme auf eine Ortschaft in Flandern im November 1914 der Reservist Sutterlitti, gebürtig aus St. Kreuz i. Lebertal (Elsaß). Es gelang ihm, mit 7 Mann bis etwa zum zehnten Hause der Ortschaft zu gelangen. In diesem Hause wollte das wackere Häuflein eben einen französischen Hauptmann mit 12 Franzosen gefangennehmen, als zur Hintertür Engländer hereinstürmten und den Nächststehenden erstachen. Nur dem Reservist Sutterlitti gelang es, zu seiner Kompagnie zurückzukehren. Doch das Schicksal seiner Kameraden ließ ihm keine Ruhe. Mit Anbruch der Dunkelheit begab er sich allein nach dem Hause zurück und fand dort alle seine sieben Kameraden erstochen. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß keinem mehr zu helfen war, legte er sie nebeneinander und faltete jedem die Hände. Auf dem Rückwege zur Kompagnie gelang es ihm, einen Franzosen gefangenzunehmen. Trotzdem Sutterlitti wußte, daß das Dorf vom Feinde besetzt war, wagte er sich noch ein drittes Mal allein in den Ort, um für seine Truppe, die beim Sturme durstig geworden war, Wasser zu holen. Kaum hatte er die Feldflaschen gefüllt, als von der rechten Flanke eine englische Schützenlinie herannahte. Im Marsch-Marsch brachte er diese Meldung an seine Kompagnie zurück und konnte dadurch einen schlimmen Überfall verhüten; denn die Engländer versuchten unsere Truppen durch den Ruf: „Eigene Kameraden!“ „Eigene Patrouille!“ irrezuführen. Dank der Aufmerksamkeit und Schnelligkeit des Reservisten Sutterlitti gelang ihnen jedoch ihre betrügerische List nicht. Sie wurden mit lebhaftem Gewehrfeuer empfangen und mußten unter Zurücklassung einiger Verwundeter fliehen.

Auch bei anderen Gelegenheiten hat sich der tapfere Reservist ausgezeichnet und sich dadurch das Eiserne Kreuz verdient.

Durch Nacht und Grausen.

„Klostermühle, d. 7. November 1914.

Es war am 2. November, morgens 4 Uhr, als ich Order bekam, den Befehl zum Angriff auf der ganzen Linie dem Regiment zu überbringen mit der Anweisung, mit ins Gefecht zu gehen und so lange dort zu verbleiben, bis mir vom Kommandeur eine genaue Skizze übergeben wird, die den Standort der Gefechtslinie angibt. Am Abend 6 Uhr waren wir glücklich so weit, daß ich unter schwerem Feuer zurück konnte. Beim General angekommen, mußte ich nach 30 Minuten aufs neue zur Front, um neue Befehle, die, wie man mir sagte, außerordentlich wichtig waren, zu überbringen.

Mit einigem Grauen ging's in die Nacht hinein. Heftiges Granat- und Schrapnellfeuer machten den Weg zu einem unheimlichen. Etwa 30 m vor mir schlugen zwei Granaten der schweren feindlichen Artillerie ein, so daß ich von der Erschütterung zu Boden fiel und von dem auffliegenden Schmutz beworfen

wurde. Es war, als wenn mir jemand plötzlich den Boden unter den Füßen fortzog. Wie ich später sah, konnte man in diesen Löchern gut Pferde begraben, solch eine Wucht hatten die Geschosse. Schnell entschlossen sprang ich in einen Graben, wo ich bis an die Knie im Wasser stand. Kaum hatte ich meinen Liegeplatz verlassen, als die Stelle ebenso aufgerissen wurde. Zwei Minuten früher und ich wäre in Fetzen zerrissen gewesen. Was half's! Sobald das Feuer etwas nachließ, auf allen vieren weiter zur Front. Unter links und rechts, vorn und hinten einschlagenden Gewehrkugeln erreichte ich erschöpft mein Ziel. In starkem Nebel zurück, immer unter Feuer, war ich glücklich dem Tode entgangen und mit der Meldung ‚Befehl ausgeführt' wieder beim General.

Ich aß einige Bissen Brot und trank etwas warmen Kaffee. Es waren 45 Minuten vergangen, da meldete man, daß die Telephondrähte von Spionen zerrissen waren, die so nach hinten und vorn zu den Kommandeuren jede Verbindung unmöglich machten. Die schwere Lage des Gefechts in der Nacht erforderte eine Umänderung in der Befehlsausgabe. Korps- und Divisionsbefehle mußten umgehend an die Front. ‚Wer kann das machen? Engler, ich glaube, das können nur Sie. Sie kennen den Weg, und ich kann diese Befehle nur einem Mann übergeben, der gewillt ist, seine Pflicht bis zum letzten Atemzuge zu erfüllen!' So sagte der General. ‚Können Sie und wollen Sie noch einmal Ihr Heil versuchen?'

Na, Befehl ist Befehl, und da kann vom Wollen keine Rede sein. Mir erstarrte das Blut in den Adern, denn inzwischen regnete es, was vom Himmel runter konnte. Die Wege auf diesem Lehmboden machten ein Vorwärtskommen fast unmöglich. Wo man den Fuß hinsetzte, rutschte man aus und durchnäßt lag ich oft, durch den Lehm unkenntlich gemacht, am Boden. Unter äußerster Anspannung nur war es mir möglich, vorwärts zu kommen. Immer unter Feuer. Über unsere im sichern Schützengraben liegenden Kameraden hinweg suchte ich die Herren, die inzwischen ihren Standort verändert hatten. Keine Menschenseele, die einem Auskunft gab. Kein Faden am Leibe mehr trocken, immer weiter durch die dunkle Nacht, die noch schauriger wurde durch das Feuer der inzwischen in Brand geschossenen Häuser. So mußte ich in eine Gegend hinein, die ich nie gesehen.

Da heißt es, der Stab vom Regiment, das ich suche, liegt in Bixschoote, eine Stadt, die am Tage vorher von den Unsrigen genommen sei. Wo liegt Bixschoote? Keiner weiß es, aber ich muß es finden. Pfeifend umsausen mich die Kugeln, und in mir hämmert der Wunsch, möge diese Qual doch bald ein Ende nehmen. Nichtachtend der Gefahr und gleich, ob lebend oder tot, habe ich mich verlaufen. Ich bekomme plötzlich Flankenfeuer, was zu erkennen gibt, daß ich dem Feind in den Rachen gelaufen bin, 200 m noch ungefähr, und ich bin mitten drin. Da denke ich an Dich und meine Lieben, die versagenden Kräfte werden noch einmal neu durch diesen Gedanken gestärkt und im Laufschritt geht's zurück.

Beim Oberst vom Regiment Nr. ... angekommen, erhalte ich den Rat, umzukehren. Der General aber hat befohlen, koste es, was es wolle, der Befehl muß hin. Nach kurzem Überlegen nochmal los. Es muß sein. Das Leben

und vielleicht der Sieg hängt vom Befehl ab. Ermüdet will ich mich im offenen Felde an einem Knick ausruhen. Da liegt ein Baumstumpf. Schnell fahre ich in die Höhe, ich saß auf einer Leiche. Ich mußte dann noch über manche Leiche hinweg, denn um mich lagen sie wie hingeworfene Steckrüben. Gut, daß es Nacht war, die Dunkelheit war barmherzig genug, mir den Anblick der toten Kameraden zu ersparen.

Starr stiert das Auge durch die Nacht und weiter, immer weiter. Da scheint der abgeschossene Kirchturm von Bixschoote in der Nacht sich abzuheben, aber ach, es ist nur ein Traum. In der vom Oberst bezeichneten Richtung weiter suchend, komme ich an einen Hof, wo 25 bis 30 Mann hinter einer Mauer zu liegen scheinen. Ich rufe sie an, keine Antwort. Na, nun sehe ich sie doch deutlich auf der anderen Seite des Grabens liegen. Gewehr hinüberwerfen und nachspringen. Es glückt, aber, o Schaudern, die Angerufenen konnten nicht antworten. Es waren hier zusammengetragene tote Kameraden.

Da fängt der Morgen an zu grauen, und die Stadt, die nur noch ein Trümmerhaufen ist, ist gefunden. Aber alles ist still, nur das Knistern und Glimmen von brennenden Balken ist hier scheinbar das einzig Lebende. Hinweg über Trümmerhaufen kletternd, nur hinaus durch die aufgerissenen Straßen nach Süden zu, denn nur in dieser Richtung gibt es ein Zurück. Da, auf dem Heimweg finde ich eine stark feuernde eigene Batterie. Hier, hinter einem kleinen Hause, finde ich den, den ich suche, und so war auch dieser Auftrag ausgeführt.

Wo aber war ich? Keine Ahnung. Durch zwei Wälder hindurch, südöstlicher Richtung folgend, immer quer übers Feld, finde ich endlich Kameraden, die mir den Weg zurück angeben können. Es glückt; in bekannte Gegend kommend, finde ich meine Mühle, und ich bin nochmals, aber auch ganz fertig, dem Tode entronnen, zurück beim General.

Heute nachmittag nun hat mir der General das Eiserne Kreuz angeheftet, und zwar mit lobenden Begleitworten. Die Offiziere gaben mir die Hand, und auch die Kameraden schüttelten sie mir, so daß ich Mühe hatte, nicht zu heulen. Im Grunde genommen, hat nach meiner Ansicht ja jeder vom Regiment das Kreuz verdient."

Gefreiter d. Landwehr Engler aus Altona.

Um den Yserkanal.

„Bei Ostende, 22./31. Oktober 1914.

Wir haben seit fünf Tagen fortwährend Gefechte. Wir haben nichts weiter als immer Donnern und Krachen um uns, dazu ringsherum sechs brennende Dörfer. Ein schauriger Anblick bei Nacht. Das Vieh läuft alles auf die Weiden; teils liegt's haufenweise erschossen.

Bis hierher hat mir Gott geholfen. Heute hat er mir wieder bewiesen, wie gnädig er ist. Eine Granate schlug mit furchtbarer Gewalt in unsere Brustwehr ein, und obgleich aufgewühlte Erde und Steine uns um die Ohren flogen, blieben wir trotzdem unversehrt. Heute schreibe ich Dir, tief eingegraben in einer

Höhle, die wir uns selber hergestellt haben. Den Brief schicke ich nicht eher ab, bis wir die Schlacht gewonnen haben und ich am Leben geblieben bin.

Noch hat der Kampf kein Ende. Der Donner wird immer gewaltiger. Die Erde bebt ohne Unterlaß. Das Gewehrfeuer ist, als wenn Töpfe mit Erbsen kochen, so brodelt es fortwährend. Für heute gute Nacht! Gott der Allmächtige erbarme sich unser. Wir sind seit dem 14. im Kampf, und noch kein Ende.

Noch ist die Schlacht nicht beendigt. Mehrere Male haben wir gestürmt, worauf sich der Feind zurückzog. Montag, den 26. Oktober, da lag unser Zug zur Reserve beim Major. Es sollte wiederum gestürmt werden; nun war aber ein 12—14 m breiter Kanal vor uns. Eine Brücke war nicht, und rüber mußten wir. Der Major gab den Befehl: ‚Die 6. und 7. Kompagnie muß rüberschwimmen.‘ Es war ein furchtbarer Befehl, aber er mußte ausgeführt werden. Ich betete zu Gott ‚schaffe du Rat‘. Ich hatte nicht um meinetwillen Angst, sondern um meine Kameraden, die nicht schwimmen konnten. Wir nahmen Bretter und Leiter, und vorwärts ging's. Wir kamen in mörderisches Gewehrfeuer, viele von uns fielen. Als wir nun dicht dran waren an dem tiefen Kanal und keine Zeit zu verlieren war, entschloß ich mich zusammen mit einem Kameraden. Wir zogen unsere Kleider aus und rein ging's in die tosenden Fluten. Alles dies unter heftigem Gewehrfeuer. Jenseits befand sich ein Stacheldraht; ich hatte ja die Drahtschere, und eins, zwei war er zerschnitten, und wir konnten ihn gleich zum Brückenbau benutzen. In 25 Minuten war alles fertig. Ich ging hinüber, holte mein Gewehr und Tornister. Das ganze Bataillon und unsere Hauptleute kamen auch herüber, drückten uns beiden die Hand und sagten: ‚Ihr habt das Eiserne Kreuz verdient.‘

Nun ging's weiter. Wir machten 150 Gefangene und trieben den Feind zurück. Dann besetzten wir eine Stellung 500 m vom Bahndamm. Dabei hatten wir weder rechts noch links Anschluß. Die 52er lagen 1000 m zurück. Nun geriet die 7. Kompagnie in eine verzweifelte Lage; aber Stellung mußte gehalten werden. Drei Regimenter standen vor uns, und wir waren nur zwei Bataillone. Es begann ein betäubender Kanonendonner, Tausende von schweren Granaten, Schrapnellen vor und hinter uns, bis zum 30. morgens.

Um 4 Uhr da hieß es: ‚Fertig machen zum Sturm!‘ Bei Tagesgrauen ging's vor. Es war ein so gewaltiges Gewehrfeuer, wie wir es bis dahin noch nicht erlebt hatten. Wir stürzten vorwärts und erreichten den Damm. Der Feind ‚reißaus‘ und wir hinterdrein.

Wir und ein paar Mann waren weit voraus und bemerkten, daß sich in einem Gehöft der Feind wieder sammelte. Ich überbrachte diese Meldung unserm Major, der schickte mich zurück zum Regiment, und dann begann wieder das Artillerie- und Gewehrfeuer. In diesem Eisenhagel rannte ich wieder zurück und machte meine Meldung dem Obersten. Der sagte mir: ‚Nun erzählen Sie alles‘, und als ich von dem Brückenbau erzählte, da fragte er: ‚Sind Sie das gewesen?‘ Da antwortete ich: ‚Jawohl!‘ Und da sagte er: ‚Hier haben Sie das Eiserne Kreuz.‘ Alle Offiziere beglückwünschten mich und nun gab mir der Major Wein, Zigarren und zu essen."

Gefreiter Emil Loose vom Reserve-Infanterie-Regt. Nr. 48, 7. Komp., Maschinenschlosser in Reetz (Neumark).

Kamerad Hans Heinemann.

Unteroffizier Hans Heinemann von der Garde-Fußartillerie hat sein Eisernes Kreuz beim Sturm auf Lüttich erhalten.

Ein Fünftel seiner Batterie war schon gefallen, ehe sie noch 5 km vor Lüttich in Stellung gehen und sich eingraben konnte. Rings dröhnte das weite Land vom Donner der Geschütze. Die schwere Festungsartillerie der Forts von Lüttich schleuderte dem Angreifer ihre Granaten entgegen. Da plötzlich — es war auf dem Höhepunkt des Artilleriekampfes — fällt eins dieser Riesengeschosse mit dumpfem Schlage mitten in die deutsche Batterie. Der Sand spritzt nach allen Seiten und das Geschoß liegt offen in der Höhlung. Jede Sekunde kann es platzen, und die Batterie würde vernichtet sein. In diesem Augenblick geht durch den Kopf des Unteroffiziers der Gedanke: Lieber einer, als alle! Er springt hin, rafft das 125pfündige Geschoß von der Erde empor und schleppt es, an den Leib gepreßt, im Laufschritt aus der Batterie in die Feuerlinie hinein, wohl wissend, daß er sich damit auch dem eigenen Feuer preisgibt. Wäre das Geschoß in diesen Sekunden krepiert, es hätte ihn in Stücke gerissen. Aber es glückte. 20 m vor der Batterie wirft er es von sich und wendet sich zurück, um eiligst in Sicherheit zu kommen. Doch kaum ist er 5 m gesprungen, da war die Zeit der Granate gekommen; sie platzte mit lautem Brüllen und spritzte ihren Eisenhagel nach allen Seiten. Hans Heinemann aber ward wie durch ein Wunder gerettet. Nur ein Splitter traf ihn in die Ferse über dem Hacken. Sieben Stunden später fiel Lüttich. Er hat die Verwundung nicht beachtet, ist mit hineingestürmt und hat noch drei Stunden am Straßenkampf teilgenommen, bis er zusammenbrach und von einem Arzt, der sich in der Nähe befand, verbunden wurde.

So erwarb Kamerad Heinemann das Eiserne Kreuz.

Hoch klingt das Lied vom braven Landsturmmann!

Das Eiserne Kreuz hat bald nach Anfang des Krieges auch im Landsturm-Infanterie-Bataillon I Metz seinen Einzug gehalten. Sein erster Träger war der Oberbohrmeister der Rombacher Hütte, Wilhelm Eggeling aus Vigny, ein geborener Hannoveraner aus Kriestedt, Kreis Goslar. Eggeling trat am zweiten Mobilmachungstage in Metz als freiwilliger Motorfahrer beim 98. Regiment ein und kam dort zur 5. Kompagnie.

Nach einigen Wochen schon überschritt er die Grenze und hatte das Glück, bald mehrere wichtige Meldungen im Artilleriefeuer zur vollen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten auszuführen. Auf dem Heimwege von einer solchen Meldung geriet er in feindliche Infanterie, die ihm den Hintermantel des Fahrrades durchschoß. Er mußte sein Rad im Stich lassen und machte, als ein anderer Ausweg nicht mehr offen war, an einer Brücke halt. Hier verteidigte er sich mit wohlgezielten Schüssen aus dem getreuen Karabiner, bis ihm eine starke Patrouille unserer Jäger zu Hilfe kam. Nach dem Verlust des Motorrades trat Eggeling nun in die Front zurück und machte alle Gefechte seines Regiments mit.

Nach diesen ersten schweren Gefechtstagen ging es schnell vorwärts nach Frankreich hinein, und nun folgten überaus anstrengende Tage und Wochen in den Argonnen westlich Verdun. An einem Septembertage erhielt Eggeling plötzlich, als er mit zwei Mann beim Patronenwagen war, heftiges Schrapnellfeuer. Vergeblich suchte er zu seiner Kompagnie zurückzukommen. Leutnant H. hielt ihn zurück, und so blieb er bei dessen Kompagnie. In kurzer Zeit waren sie alle über und über mit Schmutz bespritzt, weil die Granaten nicht platzten. Das Feuer kam von rechts und links. Der Leutnant verlor nicht einen Augenblick seinen Humor. Er rief den Leuten Scherzworte zu und meinte: „Die schmeißen heute wieder mit Schnupftabak herum." Er war ungemein beliebt, ist aber leider später gefallen. Als das Feuer abends nachließ, marschierte Eggeling mit der 12. Kompagnie fort und kam erst in der Nacht zu der seinen mitten im Walde zurück. Bis Mitternacht warfen sie Schützengräben auf; dann gab es, nachdem man zwei Tage nichts gegessen hatte, für je zwei Mann eine Fleischportion zu essen, bis um Mitternacht die Feldküche kam. Weil man aber dicht vor dem Feinde war, wurde eilig gegessen und bis 1 Uhr weiter an den Schützengräben gearbeitet. Bis 5 Uhr morgens gab es dann im Haferstroh ein paar Stunden Schlaf. Nun hieß es: 5. Kompagnie fertig machen! Die 7. Kompagnie besetzt die Schützengräben, die 6. geht gegen den Wald vor. Die 5. Kompagnie bildet den linken Flügel vom Bataillon. Als Unterstützung der 6. ging die 5. ungefähr 200 m vor und am Damm einer Landstraße nieder. Hier erhielt sie schweres Infanteriefeuer von vorn. Nach etwa einer Stunde kam Seitenfeuer von links: die Gegner suchten das Bataillon abzuschneiden. Mehr als eine halbe Stunde hielt man in dem mörderischen Feuer aus; dann ging es mit einem Sprung 30—40 m vor, und wiederum lag man etwa eine Stunde heftig feuernd. Seit etwa 7 Uhr morgens hatte sich auch die Artillerie auf beiden Seiten eingemischt und beschoß sich gegenseitig. Die Deutschen erhielten aber auch Schrapnellfeuer aus dem vorliegenden Walde. Merkwürdigerweise gab es aber bis 12 Uhr gar keine Verluste. Denn nach hier schossen die Gegner über die vorderen Schützenlinien hinweg. Nun ging es wieder sprungweise vor bis auf etwa 2000 m an den Wald heran, wo unsere Leute drei Stunden in ununterbrochenem Feuer lagen. Dabei nichts zu essen, große Hitze; auch morgens hatte es keinen Kaffee gegeben. Immer vorwärts ging es; auf 1200 m eröffneten auch die Deutschen das Feuer; dann in kurzen Sprüngen 300 m vor; „Visier 900! Vier Schritt Abstand!" Eggeling war Führer der linken Flügelgruppe des 1. Zuges. Gegenüber lagen Turkos, die versuchten, die Maschinengewehre in der Flanke zu nehmen. Ein wohlgezieltes, heftiges Feuer des linken Flügels half den Versuch vereiteln.

Dann trat eine jener Gefechtspausen ein, in denen die beiden Parteien wie auf Verabredung innehalten, und nur Einzelschüsse fallen. Auffallend benahm sich auch hier die feindliche Artillerie: sie setzte oft 20 Minuten oder eine halbe Stunde aus, und begann dann, nachdem sie auf irgendeine Weise über unsere Stellung Kunde erhalten hatte, mit großer Treffsicherheit das Feuer von neuem. Vielfach saßen die Franzosen auf den Bäumen, von denen sie wie Eichkatzen heruntergeschossen wurden. Das Bataillon ging zweimal vor,

und zweimal mußte es zurück; dann ging es, und die Stellung wurde gehalten. Aber die Verluste waren groß, namentlich die durch Artilleriefeuer. Schlimm ging es allerdings auch den Franzosen, am schlimmsten, als sie durch eine Waldlichtung von etwa 300—400 m zurück mußten. Hier wurden sie von Maschinengewehren buchstäblich niedergemäht, und sie legten sich um wie die Ähren unter der Sense. Das Gefecht dauerte bis gegen 7 Uhr. In diesem Gefecht fiel Eggeling noch eine besondere Aufgabe zu. Es handelte sich darum, einen sehr schwer Verwundeten aus dem unheimlichen Feuer herauszuschaffen. Eggeling meldete sich freiwillig: auf dem Rücken liegend zog er den armen Verwundeten etwa 200 m hinter sich her; dann lud er ihn, der auch einen Schuß durch die Fußsehnen hatte, auf den Rücken. Aber die notdürftig verbundenen Wunden rissen zweimal auf, und Eggeling verband sie, während rings die Kugeln pfiffen, die Granaten platzten. Auch 1500 m zurück war noch kein Krankenwärter zu sehen. Endlich fand er ein paar Leute, die ihm halfen. Aber noch immer raste das Feuer, da man sich noch mitten hinter der Schützenlinie befand. Also galt es auszuweichen. Hier kam man in Granatfeuer und lag eine halbe Stunde abwartend. Wieder auf! Aber Eggelings Kräfte waren nun nahe daran, sich zu erschöpfen. Endlich entdeckte man ein paar Sanitäter, denen Eggeling den Verwundeten übergab. Dann ging es wieder in die Feuerlinie.

Am folgenden Tage gab es die schwerste Arbeit, die er zu leisten hatte. Es handelte sich um ein Nachtgefecht. Abends 11 Uhr lag die Kompagnie schon versteckt in einer Schlucht, kaum 1000 m von den Franzosen entfernt. Volle 24 Stunden hielt man dort aus, reinigte die Gewehre, sprach kein Wort. Am nächsten Abend um die gleiche Zeit ging es vorwärts. Zugführer an die Spitze, Marschkolonne zu dreien! Nach 300—400 m wird entladen; die Offiziere sehen die Gewehre nach. Seitengewehr pflanzt auf! Das Gewehr über! — die Kommandos werden flüsternd weitergegeben. Lautlos geht der Marsch um den Berg herum zwischen französischer Artillerie und Infanterie hindurch in den Rücken. 30 m vor den Gräben entfernt ertönt der Befehl: Marsch, marsch! und in furchtbarem Hurra geht es auf die völlig überraschten Franzosen her. Vergeblich strecken sie die Arme empor. „Mon Dieu, mon Dieu, pardon, pardon!“ Immer wieder wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Sie stellen sich tot, schießen von rückwärts. Da gibt's kein Erbarmen mehr. Nur 120 werden gefangen; alles andere liegt, als der Morgen graut, tot in den Gräben. Auch Eggeling entging nur dadurch dem sicheren Tode, daß ein Rheinländer einem tückischen Franzosen, der von rückwärts auf ihn anlegte, den Garaus machte.

Diesen furchtbaren Anstrengungen folgten ein Tag und eine Nacht der Ruhe. Die Truppen wurden gesammelt; die Kompagnie hatte ungefähr 100 Mann verloren. Dann folgten wieder mühsame Märsche meist durch Wald, durch den man Schneisen schlagen mußte. Das Wetter war inzwischen sehr schlecht geworden. Es regnete in Strömen. Die Stiefel blieben fast stecken in dem zähen Lothringer Lehm. Alles marschierte jetzt zu Fuß, auch die Offiziere. Nachts gab es meist Vorpostengefechte und unaufhörlich kalte Regenschauer. Bald folgten wieder größere Gefechte, die dadurch bezeichnend waren, daß die Franzosen ihre Artillerie versteckt hielten, um unsere Truppen in den Hinterhalt zu locken. Das gelang

natürlich nicht. So schob man sich hin und her in ununterbrochenen Gefechten und unter großen Anstrengungen. So stand die Kompagnie einmal bis abends spät in einer nassen Wiese. Dann ging es vor in der Dunkelheit bis hoch hinauf mit Maschinengewehren und andern Kompagnien bis morgens 4 Uhr. Dann weiter ohne Ruhepause. An diesem Tag trug Eggeling die Fahne des Bataillons bis Mittag.

Der folgende Tag verlief ohne Gefecht. In strömendem Regen hielt man im Walde, und Eggeling verbrachte die Nacht unter einem Baume stehend. Seit acht Tagen hatte er den Fuß verstaucht; nun war er am Ende seiner Kräfte. Er mußte sich krank melden, erhielt vier Wochen Erholungsurlaub und marschierte unter großer Mühe und Entbehrung und nicht selten unter Gefahren in unsicherer Gegend bis an eine unserer Etappen. Die erste wirklich ausreichende Erfrischung seit vielen Tagen, bestehend aus Butterbrot mit Wurst und warmem Tee, erhielt er in Diedenhofen. Von seiner Kompagnie schied er mit schwerem Herzen, und sein Hauptmann sagte ihm zum Abschied, daß er zum Eisernen Kreuz eingereicht sei.

Das hat er nun erhalten und trägt es mit berechtigtem Stolz.

Deutsche Heldinnen.

Auch der deutschen Frau gebührt in unserm Heldenbuche ein Ehrenplatz.

Sie hat in diesem Kriege ohne Jammern ihr Liebstes dem Vaterland dargebracht und ist, selber in Not und Tränen, hingegangen, um anderer Tränen zu trocknen und Wunden zu heilen. Die Mobilmachung der deutschen Frauen und Mädchen am Anfang des Krieges zu nationaler Liebestätigkeit zeugte nicht minder von der Gesinnung und dem sittlichen Ernste unseres Volkes wie die einmütige Erhebung bei der Mobilmachung unseres Heeres. Gottlob, daß wir Deutschen auf solchen Grund bauen können. Dies Opfern macht uns unüberwindlich.

Als erste deutsche Frau erhielt die Schwester Elfriede Scherhaus von der Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands für ihre unermüdliche Hingabe das Eiserne Kreuz. Ihr Beispiel und die beiden folgenden mögen für viele gelten. Denn auch von den Frauen und Mädchen, die draußen, nichtachtend der Schrecken des Krieges, in aufopfernder Liebestätigkeit walten, kann man sagen, daß jede eine Heldin ist.

1.

Schwester Aust.

Als der Krieg ausbrach, regte sich, wie bei vielen deutschen Mädchen und Frauen, auch im Herzen einer jungen Bochumerin, Fräulein Aust der Wunsch,

als freiwillige Krankenpflegerin mit hinauszueilen an die Front, um verwundeten und kranken Kriegern beizustehen und ihre Schmerzen zu lindern.

Der Erlaubnis der Eltern zu diesem Schritt war das wackere Mädchen wohl nicht ganz sicher, darum erbat es diese Erlaubnis nicht erst, sondern gab vor, zu Verwandten nach Münster zu reisen, trat aber statt dessen in aller Stille in die Schar der freiwilligen Krankenpflegerinnen ein. Während die Eltern ihre Tochter bei den Verwandten in Münster wähnten, reiste diese nach dem Osten, wurde eingereiht und erwies sich als eine der Tapfersten und Besten. Bei Gombin, südlich Plozk und nördlich Kutno folgte die junge Heldin unsern Feldgrauen ins Getümmel der Schlacht, holte, der feindlichen Kugeln nicht achtend, Verwundete aus der Feuerlinie und verband sie zum Teil im Gefechtsfelde. Dabei wurde sie selbst zweimal verwundet. Für dieses tapfere Verhalten ist Schwester Aust mit dem **Eisernen Kreuz** ausgezeichnet worden. Der Oberbefehlshaber des Ostheeres, Generalfeldmarschall v. **Hindenburg** übersandte ihr die Auszeichnung und sprach ihr in einem persönlichen Schreiben Dank und Anerkennung für ihr opfermütiges Verhalten aus.

Außer dem Kreuz von Eisen wird noch ein anderes seltenes Ehrenzeichen die Brust der jungen Westfälerin zieren. An der schlesischen Grenze rettete Schwester Aust mit eigener Lebensgefahr zwei Kinder aus der hoch angeschwollenen Oder vom Tode des Ertrinkens. Als Lohn auf solche Tat steht die **Rettungsmedaille**.

2.

Schwester Frida Schlenker.

Das Eiserne Kreuz 2. Klasse erhielt die Rote-Kreuz-Hilfsschwester **Frida Schlenker** aus Diesdorf, Kreis Wanzleben.

Im September 1914 hatte sie einen Schwerverwundeten, der eine Gewehrkugel dicht am Herzen hatte, vom östlichen Kriegsschauplatz mit der Bahn ins Krankenhaus, wo die Operation vorgenommen werden sollte, zu bringen. Unterwegs bekam der Kranke große Beschwerden und schien ihr unter der Hand zu sterben. Ein Arzt war nicht im Zuge. Kurz entschlossen öffnete die Schwester den Verband, und als sie die Kugel wahrnahm, setzte sie sich über die Bestimmungen, die Schwestern ein eigenmächtiges Eingreifen verbieten, hinweg, nahm eine Pinzette und entfernte glücklich die Kugel. Dafür bekam sie die Auszeichnung.

Einige Wochen später hatte sie einen Verwundetenzug von Köln nach Frankfurt a. M. zu begleiten. Einem **französischen Offizier** erneuerte sie den Verband seiner Fußwunde. Als sie fertig war, sprach der Verbundene etwas, was sie nicht verstehen konnte. Sie beugte sich über ihn, um zu hören. In diesem Augenblick riß er einen **Revolver**, den er versteckt gehalten, hervor und schoß nach ihrem Munde! Die Kugel flog ihr dicht an der Wange vorbei, aber die Pulverwirkung hatte ihr das Zäpfchen im Halse weggerissen und ein Stimmband beschädigt.

Trotzdem hat die beherzte Schwester längst wieder ihren Dienst angetreten, und jeder Brief aus Feindesland atmet den Geist einer begeisterten Berufsfreudigkeit.

Ehrentafel.

Aus der Hand des Feldmarschalls Frhr. v. der Goltz erhielten Mitte Oktober 1914 zwei Krefelder Landwehrleute, Vater und Sohn, das Eiserne Kreuz wegen ihrer Tapferkeit vor Antwerpen. Der Vater, namens Kottmann, ist 71 Jahre alt. Er hatte sich als Kriegsfreiwilliger gestellt und nimmt unter der Führung des Sohnes, der die Radfahrerabteilung eines Landwehrregiments befehligt, an allen Übungen, auch an den Patrouillenfahrten, teil. Er ist bereits zum Unteroffizier befördert worden.

Den Heldentod starb im Januar 1915 der 64 Jahre alte Kriegsfreiwillige, Offizierstellvertreter Hermann Bierbaß aus Schleusingen, Gerichtsvollzieher und Ritter des Eisernen Kreuzes 2. Klasse. Der Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 32, bei dem der Gefallene stand, teilte dies dem Magistrat zu Schleusingen in einem Schreiben mit, in dem es unter anderm heißt: „Sein hohes Alter, seine nie wankende Begeisterung für die große Sache, für die er focht, seine erstaunliche Ausdauer, seine stets heitere Stimmung, sein Heldenmut vor dem Feinde auch in den schwierigsten Lagen hatten ihm die Liebe und Verehrung seiner jungen Kameraden und Vorgesetzten, die Hochachtung aller, die ihn wirken sahen, eingetragen. Das Regiment betrauert tief seinen Verlust."

Zu den älteren Kriegsfreiwilligen, die sich besonders ausgezeichnet haben, gehört auch der Unteroffizier Max Lorenz, der im Alter von 52 Jahren den Krieg bei dem sächsischen Infanterieregiment Nr. 104 mitmacht. Er ist Vater von drei Söhnen, die ebenfalls im Felde stehen. Lorenz tat sich am 11. November 1914 beim Sturm auf ein Dorf durch Unerschrockenheit hervor. Infolge seiner Ruhe und Kaltblütigkeit war es möglich, daß sich sein Zug trotz schweren Artilleriefeuers stundenlang in äußerst gefährdeter Stellung halten konnte. Lorenz selbst ist bei dieser Gelegenheit durch einen Granatsplitter schwer am Unterleib verletzt worden.

Der Gardist Treu vom Hessischen Leib-Garde-Infanterieregiment Nr. 115 hat sich in allen Gefechten hervorragend ausgezeichnet. Er stürmte als erster gegen alle Feuerstellungen der Franzosen an. Am 9./10. September 1914 erhielt er bei Maurupt zwei schwere Kopfschüsse. Abends fiel er in Gefangenschaft. Treu ist 41 Jahre alt und als Kriegsfreiwilliger eingetreten. Er ist verheiratet und hat acht Kinder.

*

Die Oberste Heeresleitung teilte am 25. September 1914 mit: „Bei einer Erkundungsfahrt auf einer Lokomotive nach Russisch-Polen hinein, bei der der auf der Lokomotive stehende Hauptmann Bader den Heldentod fand, hat sich der Lokomotivführer Beck aus Tarnowitz vortrefflich benommen. Beck erhielt, neben Hauptmann Bader stehend, außer Verletzungen durch Eisensplitter einen Schuß durch die Lunge. Trotz dieser schweren Verwundung hat Beck noch vier Stunden auf seinem Posten ausgehalten und die Lokomotive glücklich zur Abfahrtstation zurückgeführt, wo er dann zusammenbrach. Während der Rückfahrt hat er auch noch die Lokomotive ausbessern und dichten müssen, weil sie durch

feindliche Schüsse beschädigt war. Seine Majestät der Kaiser hat seine Pflichttreue, Tapferkeit und Selbstbeherrschung mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse belohnt."

Im August 1914 wurde das Landsturmbataillon Insterburg 2 in Königsberg verladen, um nach Friedland überführt zu werden. Am 27. August hatte das Bataillon ein Gefecht bei Uderwangen, während der Eisenbahnzug, in dem das Bataillon verladen gewesen war, hinter dem Frischlingsfluß hielt. Im Verlauf des Gefechts mußten unsere Truppen vor dem überlegenen Feind in Deckung gehen. Hierbei hat das Zugpersonal unter Artilleriefeuer mit außerordentlicher Ruhe und Umsicht das Verladen des Bataillons abgewartet und dann den Zug zurückgeführt. Dieser Ruhe und Umsicht war es in erster Linie zu verdanken, daß das Bataillon in Deckung gebracht werden konnte. Für ihr mutiges und unerschrockenes Verhalten haben die drei Beteiligten, Lokomotivführer Podzus, Zugführer Neumann und Hilfsheizer Feyerabend, sämtlich in Königsberg, das Eiserne Kreuz erhalten.

*

Einem ärztlichen Feldpostbriefe vom südöstlichen Kriegsschauplatz entnahm im Januar 1915 die „Frankfurter Zeitung" folgende Mitteilungen: „Unser Lazarett wurde damit beauftragt, den Hauptverbandplatz einer Sanitätskompagnie zu übernehmen. Wir fanden in drei Häusern ungefähr 300 Verwundete vor, deren Zahl infolge der unmittelbaren Nähe des Schlachtfeldes sich innerhalb der nächsten Stunden verdoppelte. Im Laufe des auf die Einrichtung folgenden Tages geriet das Lazarett in das Granatfeuer der Russen. Um die Verwundeten vor der Gefahr des Verbrennens im Stroh zu retten, wurde die Anordnung getroffen, sie aus den Häusern, die den Mittelpunkt des feindlichen Feuers bildeten, in eine gesicherte Stellung zu bringen. Während das ganze Personal einschließlich aller Offiziere und Beamten bei dieser schwierigen und gefahrvollen Tätigkeit war, schlug eine Granate in eins unserer Häuser ein, tötete zwei Sanitätsoffiziere und einen russischen Verwundeten und verletzte sechs weitere Insassen des Lazaretts. Trotzdem die Geschosse weiter um uns herum niederprasselten, gelang es uns, die Verwundeten bis auf den letzten Mann zu bergen. Am folgenden Tage wurde das Lazarett durch die Verleihung von 20 Eisernen Kreuzen an Offiziere und Mannschaften ausgezeichnet."

Der Jäger Cypalla der 4. Kompagnie des Gardejäger-Bataillons ist bei einem Gefecht, trotzdem die Kompagnie zurückging, bei seinen schwer verwundeten Kameraden die Nacht, den ganzen nächsten Tag bis die nächste Nacht hinein zurückgeblieben und hat sie unter eigener Lebensgefahr zurückgebracht. Bei dem Sturmangriff am 31. Oktober 1914 wurde durch das mörderische feindliche Feuer die ganze Gruppe außer Gefecht gesetzt, nur der Jäger Abraham von derselben Kompagnie blieb übrig. Abraham hat sich dadurch ausgezeichnet, daß er mit der größten Kaltblütigkeit verwundete Jäger wie auch den Leutnant Delius im starken feindlichen Feuer verband und zurückbrachte.

Mit dem Eisernen Kreuz wurde der Sanitätsgefreite Jakob Sedlmeier aus Achdorf, der im Reserve-Infanterieregiment Nr. 9 auf dem östlichen Kriegsschauplatz kämpft, ausgezeichnet. Sedlmeier war im stärksten Kugelregen der

Russen sprungweise in die vorderen Reihen vorgedrungen, um den Verwundeten die erste Hilfe zu leisten, und erhielt für diese aufopfernde Tat sein Eisernes Kreuz.

*

Vizefeldwebel Hettmer vom 1. Oberschlesischen Infanterieregiment Nr. 22 führte im Gefecht bei Longuyon am 24. August 1914 seinen Halbzug von den französischen Baracken aus im heftigsten Granatfeuer vor, arbeitete sich mit ihm durch das Dickicht des Waldes und brachte ihn am jenseitigen Waldrand zur Flankierung der feindlichen Linie in Stellung. Hier wurde er in dem Augenblick, als er seinen Leuten — weit voraus — Befehl zur Einnahme der Stellung und Feuereröffnung gab, zweifach, und zwar in die linke Schulter und Brust verwundet. Trotzdem hielt er aus und verharrte auf seinem Posten, bis er durch einen Schuß in die linke Bauchseite zu Boden gestreckt wurde. Hettmer war als „Draufgänger" und als schneidigster Feldwebel im Bataillon bekannt und wird von seinen Vorgesetzten als das Muster eines preußischen Unteroffiziers von untadeliger Gesinnung geschildert.

Wie durch ein Wunder mit dem Leben davongekommen ist im Oktober 1914 der Einjährig-Kriegsfreiwillige Horst Pfeiffer, Sohn des in Berlin ansässigen Oberförsters a. D. Pfeiffer, der als Radfahrerordonnanz dem Stabe eines Reservejäger-Bataillons zugeteilt war. In einem Gefecht bei Beers in der Nähe von Dixmuiden hatte er einen Befehl an die im Feuer liegenden Truppen zu überbringen. Auf einer Chaussee, die er überschreiten mußte, erhielt er zu gleicher Zeit acht Maschinengewehrkugeln. Ein Schuß ging quer über den Kopf, ein Schuß quer in den Oberkiefer, ein dritter Schuß verletzte das Kinn, ein Knochenschuß ging durch den rechten Arm, und ein letzter Schuß verletzte das linke Handgelenk. Schließlich gingen noch zwei Schüsse durch Helm und Stiefel. Schwer verwundet im Graben liegend, gab Pfeiffer seinen Befehl an einen Kameraden weiter und wurde schließlich aus seiner gefährlichen Umgebung befreit. Als Lohn wurde ihm für die bewiesene Tapferkeit das Eiserne Kreuz.

Vizefeldwebel Hartebrodt vom rheinischen Infanterieregiment Nr. 70 erhielt in der Schlacht bei Vergaville gleich am Anfang einen Schuß durch den linken Arm. Nachdem der Arm verbunden war, führte er seinen Zug trotz starken Blutverlustes ins Gefecht. Gleich darauf erhielt er einen zweiten Schuß, und zwar durch Ring- und Mittelfinger der linken Hand. Aber auch jetzt ging er nicht zurück; er nahm das Gewehr eines gefallenen Kameraden und schoß weiter. Er erhielt nun einen dritten Schuß, der ihm das linke Bein verletzte. Nachdem dieses verbunden war, blieb er trotzdem in der Stellung. Außer den drei Schüssen erhielt er noch einen vierten durch den rechten Oberarm und einen fünften durch das linke Handgelenk. Der unerschrockene Mann blieb bei der Truppe und leitete bis zum Zurückgehen des Gegners das Feuer seines Zuges. Dem Vizefeldwebel ist das Eiserne Kreuz verliehen worden.

Jäger Schmidt vom rheinischen Reserve-Jägerbataillon Nr. 8 ist in heldenmütigem Kampfe schwer verwundet worden. Am 24. September 1914 zum Sturm auf Les Celles-sur-Plaine befohlen, hatte der Zug des Leutnants Weyermann von der Ferme La Planée aus einen etwa 250 m weit auf einer

Anhöhe gelegenen, vom Feinde stark besetzten Waldrand zu nehmen. Schmidt stürmte im mörderischen feindlichen Feuer, in dem der Zugführer und 14 Jäger fielen und 14 schwer verwundet wurden, als einer der ersten vor und riß durch sein gutes Beispiel seine Kameraden mit sich. Leider erhielt der tapfere Mann Schüsse in Kopf, Hüften und Beine. Er ist aus Nordhausen, Kreis Erstein, gebürtig.

Das Verhalten des Gefreiten Stober von der 8. Batterie des Oberelsässischen Reserve-Feldartillerieregiments Nr. 51 verdient besonders hervorgehoben zu werden. Dieser ausgezeichnete Mann war zu Anfang des Krieges schon einmal verwundet worden. Später war er beim Batteriechef als Telephonist an der Beobachtungsstelle tätig. Wenigstens dreimal hat er trotz des schwersten feindlichen Feuers die unterbrochene Leitung wiederhergestellt. Als die Beobachtungsstelle durch feindliches Granatfeuer zerstört wurde, wurde ihm der rechte Unterschenkel zertrümmert, so daß ihm das Bein abgenommen werden mußte. Stober ist von Beruf Anstreicher.

*

Durch tapferes Verhalten und Ausharren im Kampfe mit Engländern haben sich zwei Unteroffiziere des westfälischen Reserve-Infanterieregiments Nr. 16 ausgezeichnet. Am 14. September 1914, 5½ Uhr morgens, erhielt der zweite Zug der Maschinengewehrkompagnie des Reserve-Infanterieregiments Nr. 16 bei der Fabrik südlich Cerny die Meldung, daß eine englische Schwadron von Troyon im Vormarsch sei. Der Zug ging sofort in Stellung. Das Maschinengewehr des Unteroffiziers Büte nahm auf der Straße nach Troyon, 300 m östlich der Fabrik, Aufstellung, das des Unteroffiziers Buschmeier etwa 30 m nördlich davon. Als die Maschinengewehre schußbereit waren, galoppierte auf der Straße von Troyon — Richtung Fabrik — eine englische Schwadron vor, die von dem Maschinengewehr Büte unter Feuer genommen und zum größten Teil vernichtet wurde. Die Trümmer der Schwadron retteten sich nach Troyon. Während dieses Gefechts entwickelte sich nördlich und südlich der Straße Troyon—Fabrik englische Infanterie. Begünstigt durch das Gelände und durch Regenwetter gelang es den Engländern, bis auf 100 m heranzukommen und die beiden Maschinengewehre mit Feuer zu überschütten. Nur dem heldenhaften Verhalten der beiden Maschinengewehrführer ist es zuzuschreiben, daß der Geger am weiteren Vorgehen verhindert wurde. Sie mußten, da ein Teil der Bedienungsmannschaften sofort fiel, selbst als Richtschütze eintreten. Die Verluste der Engländer betrugen außer der vernichteten Schwadron mindestens 300 bis 400 Mann. Es muß noch besonders hervorgehoben werden, daß die beiden Gewehrführer mit dem Rest der Bedienung, als die Munition verschossen war, Infanteriegewehre an sich rissen und den Gegner so lange aufhielten, bis Munitionsersatz zur Stelle war.

In der Nacht vom 30. zum 31. Oktober 1914 mußte die 1. Kompagnie des hannoverschen Landwehr-Infanterieregiments Nr. 74 zur Unterstützung der 4. Kompagnie einen Verbindungsgraben besetzen. Beim Vorspringen im feindlichen Infanterie- und Artilleriefeuer kam die Kompagnie auseinander und wäre vielleicht einem plötzlichen Ansturm erlegen, wenn nicht der Kompagnieführer mit nur zwei Offizierstellvertretern, fünf Unteroffizieren und elf Mann rasch einen

Graben besetzt und hartnäckig verteidigt hätten. Hierbei zeichnete sich besonders der Unteroffizier Breitrück aus. Trotzdem hinter ihm ein heller Lichtschein, der von einem in Brand geschossenen Gehöft herrührte, die Stellung dem Feinde deutlich erkennbar machte, und bereits mehrere Leute der Kompagnie an der gleichen Stellung verwundet waren, sicherte der Unteroffizier Breitrück durch ruhiges, gut gezieltes Feuer die Verteidigung des Grabens, bis er durch einen Schuß in die Brust schwer verwundet wurde. Der Unteroffizier Breitrück ist mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse belohnt worden.

Das Eiserne Kreuz erwarb sich der Landwehrmann August Wolfer durch einen freiwilligen Patrouillengang am 27. Oktober 1914 bei Hartecourt in der Gegend von Toul. Auf Anfrage des Hauptmanns meldete sich Wolfer freiwillig unter der Bedingung, er möchte allein gehen. Dann kroch er bis an die feindliche Linie heran und entdeckte zwei feindliche Batterien, die in Steingruben eingemauert waren. Die Folge war, daß die deutsche Artillerie die feindliche alsbald zum Schweigen brachte, und daß acht Kanonen erobert wurden.

*

Von Oberleutnant v. Keller, dem bekannten Rennreiter, erzählt die „Sportwelt“, auf welche Weise er sich das Eiserne Kreuz erwarb. v. Keller erhielt als Ordonnanzoffizier den Auftrag, im Automobil eine wichtige Nachricht an das Generalkommando zu bringen. Als er seinen Standort hinter sich hatte, erschien vor ihm auf einer Anhöhe eine feindliche Kavalleriepatrouille. Einige Schüsse zwangen diese zum Rückzug. Als das Automobil auf die Anhöhe gelangt war, tauchten in einer Entfernung von 300 m links und rechts von der Straße feindliche Kürassierschwadronen auf. Der Fahrer wollte anhalten, Oberleutnant v. Keller befahl aber, mit der höchsten Geschwindigkeit weiter zu fahren. Sie eröffneten sofort ein so lebhaftes Feuer, daß die Schwadronen im ersten Schreck die Straße freigaben. Das Auto sauste durch die Feinde hindurch bis ins nächste Dorf, an dessen Ausgang Gewehrfeuer laut wurde. v. Keller ließ halten und sah, daß beide Vorderreifen von den Kürassieren zerschossen waren. An ein Weiterfahren war nicht zu denken. Das Auto wurde gewendet, und Oberleutnant v. Keller fuhr auf demselben Wege zurück, stellte den Standort der Schwadronen fest und ermöglichte es, Batterien auf sie richten zu lassen. Das Feuer auf 800 m hatte die Wirkung, daß binnen kurzer Zeit von den beiden Schwadronen nur noch wenige Reiter übrig waren.

Eine kühne Tat hat der Magdeburger Herrenfahrer Paul Bruns, der bei einem Berliner Garderegiment im Felde steht, vor dem Feinde ausgeführt. Er befand sich mit dem Rad auf einem nächtlichen Patrouillenwege und hatte sich ziemlich weit an den Feind herangewagt. Plötzlich sah er sich von einer französischen Reiterpatrouille entdeckt. Er warf sofort sein Rad herum, aber die Reiter hatten ihn schon bemerkt und preschten hinter ihm her. Ein Schuß traf den hintersten Gummireifen, aus dem mit lautem Knall die Luft entwich. Jetzt wurde die Lage gefährlich, denn der luftleere Schlauchreifen drohte jeden Augenblick abzuspringen und Bruns zum Sturz zu bringen. Inzwischen hatte die wilde Jagd den Marnefluß erreicht, und zu seinem Schrecken bemerkte der Feld-

graue, daß die Brücke, die er soeben noch passiert hatte, durch feindliches Granatfeuer gesprengt worden war. Kurz entschlossen raste er vom Ufer herab in die schäumenden Fluten und erreichte schwimmend, das Rad krampfhaft festhaltend, das andere Ufer, wo er nach kurzer Fahrt seine Truppen wiederfand, und noch rechtzeitig seine wichtigen Nachrichten überbringen konnte. Er hat für seine wackere Tat das Eiserne Kreuz erhalten.

Eine alte Bekanntschaft von der Rennbahn kann auch im Kriege Nutzen bringen. In den Kämpfen an der Oise gerieten die Rathenower Husaren bei einem Patrouillenritt mit französischen Dragonern ins Gefecht. Leutnant v. Falkenhausen, ein bekannter Herrenreiter, bemerkte in dem sich entspinnenden Kampfe, daß kein anderer die französische Patrouille führte, als der beste französische Herrenreiter, M. A. de Fournas, dem er im friedlichen Wettkampf schon mehrfach in Karlshorst und Mannheim gegenüberstand. Leutnant v. Falkenhausen stürzte sich auf den Gegner und nahm ihn gefangen, eine Tat, die dem Zieten-Husaren das Eiserne Kreuz einbrachte.

*

Am Abend des 29. September 1914 sollte eine 7 Mann starke Patrouille von der 2. Kompagnie des 129. Infanterieregiments die Stellung der gegenüberliegenden Russen erkunden. Leise und vorsichtig gehen sie vor, nichts Verdächtiges ist zu hören und zu sehen. Da mit einem Male erhält die Patrouille Feuer von rückwärts; der Führer und zwei Mann fallen. Der Musketier Schlingmann übernimmt den Befehl. Die vier übriggebliebenen legen sich nieder und lassen die Russen, die sie in großer Zahl verfolgen, nahe herankommen. Schlingmann befiehlt Feuer — 4 Mann fallen; wieder Feuer — 4 Mann fallen wieder. Jetzt heißt es mit aufgepflanztem Seitengewehr „Durch.“ Unter Hurra gehen die vier im Sturmschritt auf den Feind los, sich durchzuschlagen. Dieser vermutet mehr Deutsche und — ergibt sich. Nach sechsstündiger Abwesenheit kehrten die 4 Helden mit 73 Gefangenen zur Kompagnie zurück, von der sie freudig begrüßt werden. Sie erhielten das Eiserne Kreuz.

In demselben Infanterieregiment Nr. 129 erwarb sich der Leutnant und Adjutant Erwin v. Quillfeldt das Eiserne Kreuz. Er hatte von Anfang des Krieges an die sämtlichen Schlachten und Gefechte mitgemacht, bis er vor Warschau schwer verwundet wurde. Er zeichnete sich überall durch Ausdauer und das Beispiel der Unerschrockenheit und Pflichterfüllung aus, das er seinen Leuten gab. Einer jener preußischen Offiziere, für die unsere Soldaten durchs Feuer gehen. Für sein tapferes Verhalten wurde Leutnant v. Quillfeldt zum Oberleutnant befördert.

Ausgezeichnet und das Eiserne Kreuz erworben hat sich in Frankreich Hans Hammer aus Berlin-Lichterfelde, der als Einjähriger-Unteroffizier beim 5. Feldartillerieregt. Nr. 76 in den Krieg gezogen war. Er wurde dem Stabe des Regiments zugeteilt, hat die schweren Gefechte bei Mülhausen mitgemacht und ist hier durch einen Lungenschuß verwundet worden. Im Lazarett in Metz empfing er das Eiserne Kreuz und die Beförderung zum Leutnant. Sein Regimentskommandeur schrieb an die Eltern nach Lichterfelde u. a.: „Ich möchte diese Ge-

legenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen zu sagen, daß Ihr Sohn sich während des Krieges als ein ganzer Mann bewährt hat, tapfer und schneidig, praktisch, unermüdlich und gewandt im Dienst, ein prächtiger, jederzeit hilfreicher und liebenswürdiger Kamerad, ja ich kann sagen, daß er mir in den oft schweren Tagen unseres Zusammenseins ein guter Freund geworden ist, den ich wie die andern Herren des Stabes und seine vielen Freunde schmerzlich vermissen werde." — Leutnant Hans Hammer ist der würdige Sohn seines Vaters, des Ingenieurs und Kgl. Hoflieferanten Emil Hammer in Berlin-Lichterfelde, dem es mit 61 Jahren keine Ruhe zu Hause gelassen hat, und der jetzt im Westen als Oberleutnant dem Vaterlande dient.

Unerschrocken seinen Mann stand im Osten Vizefeldwebel Horst Schliephack, Hilfsarbeiter am Museum für Völkerkunde in Berlin. Horst Schliephack, dessen wissenschaftliche Spezialität die Kenntnis der orientalischen Völker ist, wurde bei Anfang des Krieges im Osten dem Kommandierenden General des 1. Armeekorps v. François als Dolmetscher zugeteilt. Bei einer sehr gewagten Patrouillenfahrt, an der der General selber mit teilnahm, gelang es Schliephacks forschem Auftreten und seiner Sprachgewandtheit, die Patrouille durch mehrere russische Stellungen glücklich hindurchzuführen. Er erhielt dafür von General v. François das Eiserne Kreuz. Später nahm Schliephack mit Hilfe seiner Sprachbeherrschung, die er derb und sicher anzuwenden wußte, eine russische Munitionskolonne mit 30 Mann gefangen.

Eine mutige Tat vollbrachte der kriegsfreiwillige Landsturmmann R. Theile aus Stuttgart bei dem Nachtsturm auf Sommaisne—Preetz—Daux—Marieferme am 10. September 1914. Das Gefecht war schon sehr weit nach vorn gerückt, als seine Truppen plötzlich ein mörderisches Rücken- und Flankenfeuer erhielten. Mitten aus der Schützenlinie heraus sprang Theile im heftigsten Kugelregen, Granat- und Schrapnellfeuer nach hinten, stürmte mit 20 Mann den dort liegenden Wald und machte 85 Franzosen zu Gefangenen. Theile wurde noch auf dem Schlachtfelde zum Leutnant befördert, nachdem er schon vorher als erster der Mannschaften seines Regiments das Eiserne Kreuz erhalten hatte.

Ein Ruhmestag war der 26. Oktober 1914 für die 2. Eskadron des in Kassel in Garnison stehenden Husarenregiments Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg (2. Kurhessisches) Nr. 14. Wie eine in Kassel eingetroffene Feldpostkarte des Wachtmeisters der Eskadron berichtete, hat an dem genannten Tage eine Abteilung von 15 Husaren unter dem Kommando des Leutnants Frhrn. v. Buttlar auf einem Patrouillenritt in der Nähe von Ypern ein englisches Maschinengewehr erbeutet und einen Oberst und 99 Engländer gefangengenommen.

Im Waldgefecht bei Zandvoorde in Flandern hat der Oberjäger Ludwig Strauß des 1. bayerischen Jägerbataillons mit nur 5 Jägern der 4. Kompagnie den Engländern einen Verlust von nicht weniger als 50 Mann beigebracht. Als die Lage später schwierig wurde, weil die Nachbartruppen vor feindlicher Übermacht zurückgingen, nahm der Oberjäger mit seinen paar Mann doch noch

einen englischen Offizier und 60 Mann gefangen. Der Abtransport wurde durch einen heftigen feindlichen Gegenangriff erschwert, trotzdem gelang es dem energischen Verhalten des Oberjägers Strauß, sämtliche Gefangene zur Truppe zurückzubringen. — Ebenbürtig steht dieser Tat das schneidige Verhalten des Oberjägers Frey mit 5 Mann derselben Kompagnie zur Seite, der bei der gleichen Gelegenheit und unter denselben schwierigen Umständen 6 englische Offiziere und 18 Mann zu Gefangenen machte.

Beim Sturmangriff des 3. Bataillons des 2. Matrosen-Artillerieregiments in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember 1914 im Dünengelände, bemerkte der Obermatrosenartillerist Robens, geboren in Gymnich bei Köln, zwei Franzosen, auf die er mit dem Zuruf, die Waffen niederzulegen, losging. Die Franzosen warfen auch ihre Waffen sofort weg. Unmittelbar danach sah Robens eine größere Anzahl Franzosen auf sich zukommen. Er rief sie wiederum an, ihre Waffen niederzulegen, und stellte sie nach ihrer Entwaffnung mit der Front nach einem Schuppen auf. Jetzt kam ein Feuerwerker, Robens meldete ihm den Verlauf der Gefangennahme und beförderte mit seiner Hilfe dann 35 Franzosen zurück. Als Anerkennung für die bei seiner Tat bewiesene Geistesgegenwart wurde Robens mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

Am 12. September 1914 erhielt die 2. Batterie des Niederschlesischen Feldartillerieregiments Nr. 5 bei Dompierre von der Flanke her schweres Granatfeuer, wodurch mehrere Geschoßkörbe in einem Munitionswagen in Brand gesetzt wurden. Trotzdem die Bedienung sofort Befehl erhielt, den Wagen zu verlassen, versuchte der Kanonier Gorzynski, den Brand zu löschen, um einer Explosion der Geschosse und einer damit verbundenen Zerstörung des Geschützes vorzubeugen. Er zog mehrere brennende Körbe aus dem Wagen heraus und bewarf sie mit Erde, trotzdem er jeden Augenblick das Platzen der Kartuschen erwarten mußte. Durch eine Stichflamme wurde er an beiden Augen schwer verletzt. Das eine Auge ist verloren, ob das andere erhalten bleibt, ist noch zweifelhaft.

*

Eine ergreifende Szene spielte sich Anfang November 1914 in einem Reservelazarett in Striegau ab, in dem u. a. der Pionier Franz Timiner aus Bielau schwer verwundet daniederliegt. Bei einem nächtlichen Sturmangriff rettete er seinem Oberleutnant das Leben, wurde aber selbst durch einen Bajonettstich in die linke Brustseite verwundet. Eines Tages erschien die Mutter des tapferen Pioniers im Lazarett und heftete ihrem Sohn selbst das Eiserne Kreuz, das inzwischen bei den Eltern eingegangen war, an die Brust.

Die in Holwickede (Westf.) wohnende Witwe Jenschede, die fünf Söhne im Felde stehen hat, hatte sich bei Ausbruch des Krieges von ihren Söhnen mit den Worten verabschiedet: „Jungens, hau get men derbe drop." Diese Aufforderung ist von den Söhnen in die Tat umgesetzt worden, denn die Mutter erhielt Ende Oktober 1914 die Nachricht, daß dreien ihrer Söhne das Eiserne Kreuz verliehen wurde.

Lieb Vaterland magst ruhig sein...

Mein Eisernes Kreuz.

Gefechtstage bei Lille.

Von Paul Oskar Höcker.

Was sind die tausend bunten Erinnerungen, was sind alle Erlebnisse dieses Feldzuges gegen die schweren, schweren Gefechtstage, die unser Bataillon bei Lille durchzukämpfen hatte!

Sonntag, den 4. Oktober 1914, marschierte das Detachement ab. Es war schon längst bekannt, daß der Gegner eine Umgehung unseres äußersten rechten Flügels versuchte. In Lille fanden fortgesetzt Ausladungen französischer Truppen statt. Unter keinen Umständen sollte ihnen ein weiteres Vordringen ermöglicht werden. Auf verschiedenen Straßen marschierten wir vor. Eine Kavalleriedivision klärte nordwärts der Stadt auf und sandte gleichzeitig mit unserm Anmarsch eine Kompagnie Jäger und eine Kompagnie Radfahrer aus.

Um 1 Uhr erhalten wir Feuer. Die Spitze hält und erwidert es. Wie stets in Vorstadt- und Straßengefechten ist die Geschicklichkeit des Franzosen groß, vorspringende Erker, Dachausbauten, auch Alleebäume zum Feuerangriff zu verwenden. Er räumt diese Stellungen dann schnell, eilt im Schutz der Mauern zu dem nächsten Häuserblock, bis er den Gegner weit genug nach vorn gelockt hat, um ihn durch das sorglich vorbereitete Seitenfeuer zu überraschen.

Sprungweise geht es auf der breiten Chaussee bis zur Höhe der beiden Vororte Faches und Ronchin. Hier kommt es zum erstenmal zum Messen der Streitkräfte. Zweifellos ist uns der Gegner an Zahl bei weitem überlegen, und er scheint festen Willens, sich aus seinen Stellungen nicht verdrängen zu lassen.

Unsere Batterie fährt auf und läßt ihre eherne Zunge reden. Der Infanteriekampf schweigt, bis die ersten Gebäude auf allen drei Seiten

in Flammen gesetzt sind. Zugweise ergreifen nun die Franzosen die Flucht — die Mehrzahl unter Zurücklassung ihrer Patronen, wie das Prasseln der in allen Stockwerken explodierenden Munition verrät.

Doch Ronchin hält sich, während das links der Straße gelegene Faches und die in Brand geschossenen Gebäude an der Straße nach Lille selbst bald völlig vom Feinde geräumt werden. Die Radfahrerpatrouillen, die den entschlossenen Vormarsch auf Faches aufnehmen, stoßen auf keinen Gegner mehr. Aber auf die rechts neben mir vorgehenden beiden Kompagnien entlädt sich ein mörderisches Feuer, das bald starke Verluste fordert, und es ist bei dem vielfach zerrissenen Gelände ganz unmöglich, die Verstecke der Schützen und der Maschinengewehre auszukundschaften. Meister ist der Franzose in der Anlegung von Verstecken und Drahthindernissen. Er verwendet unsagbar viel Mühe darauf, sich in Verteidigungsstellungen so einzunisten, daß er Weg und Steg genau übersieht, vor allem die Punkte, an denen der Gegner wegen der sich ihm bietenden Wegschwierigkeiten im Vormarsch stocken muß, so daß er ihn da mit seinem ganzen Feuer überschütten kann.

Vier Geschütze tasten mit ihren Granaten den Dorfrand ab. Vielleicht liegen die Maschinengewehre, deren einförmiges Geknatter die Nerven aufpeitscht, drüben im Kirchturm. Aber dem Batterieführer widerstrebt es, das Gotteshaus zu beschädigen. So läßt er denn eine Lücke und bestreicht die kleinen Häuser weiter. Plötzlich schweigt das eine der Maschinengewehre — es muß in der Hecke dicht neben der Kirche versteckt gewesen, die Bedienungsmannschaft muß getroffen sein, und gleich darauf geht ein heftiges Wettlaufen rothosiger Infanteristen los. In das Dröhnen der Granaten mischt sich das Prasseln der Schrapnells. Eine ganze Gruppe überkugelt sich — dort jagt einer hin und her, bis ihn eine neue Ladung überschüttet — wie Puppen wirken sie, die auf einem Miniaturtheater auftreten; es wird einem aus dieser Entfernung kaum bewußt, daß da wirklich Menschenleben vernichtet werden.

Eine Stunde später rücken wir in Ronchin ein. Es ist Nacht geworden. Durch mächtige Löcher in den Giebelhäusern der engen Eingangsstraße schaut der Vollmond, schweigend stehen die vier Radfahrerkompagnien an den Dorfeingängen, in ihrer Mitte die Gefangenen, Infanteristen in Uniform oder in dem rasch angezogenen Zivil (einem lugt noch das verräterische Hosenrot unter der zu kurzen Weste hervor), auf den Gassen liegen seltsame Bündel, die Leichen der hier Gefallenen. Ein Verwundeter schleppt sich mit erhobenen Händen an den Unteroffizierposten heran; es

ist ein Franzose, der den blauen Rock weggeworfen hat, aber noch das Käppi trägt. Der Tritt der einziehenden Bataillone dröhnt über das Dorfpflaster — sonst eisiges Schweigen, Nacht, Brand- und Blutgeruch.

Und nun kommt uns das Grauen an. Wir grüßen den Tod. Er grüßt uns.

In Ronchin ist kaum ein Haus mehr bewohnt. Alles ist nach Lille geflüchtet. Ich muß in der Straße, die meiner Kompagnie zugeteilt ist, fast Haus für Haus gewaltsam öffnen lassen, um die vom Marsch und vom Gefecht strapazierten Leute zur Ruhe zu bringen. Da und dort kommt auf langes Klopfen endlich ein Einwohner an die Tür. Als das Granatenfeuer begann, haben sie in den Kellern Zuflucht gesucht.

In der hellgekachelten Diele eines hübschen, unversehrten Hauses sitze ich dann mit ein paar Kameraden verschiedene Stunden beim Glase Glühwein. Wir warten auf die Befehle für den folgenden Tag. Nachts um 1 Uhr treffen sie ein: das Detachement steht früh um 7 Uhr bei der Kirche, um den Vormarsch auf Lille fortzusetzen.

Aber in den Nachtstunden hat sich manches geändert. Die aus Ronchin hinausgetriebenen Truppen haben ihre Patrouillen, die schwarzen Spahis, wieder bis an den Rand der Vorstadt geschickt. Und Meldungen unserer Kavalleristen und Radfahrer lassen erkennen, daß in der Nacht in Lille bedeutende Ausladungen mit der Eisenbahn von Norden her geschickter Truppen stattgefunden haben. Man spricht von 40—50000 Mann, hauptsächlich Neuausgehobenen und Territorialtruppen; aber auch Engländer sollen dabei sein. Es liegt nicht im Sinn unserer Aufgabe, eine alles vernichtende Schlacht zu schlagen, wir sollen nur den Gegner zur Entfaltung seiner Kräfte zwingen, aus bestimmten, selbstverständlich uns nicht bekanntgegebenen strategischen Gründen. Also muß unser kleines Detachement alles daran wagen, möglichst viel feindliche Truppen auf sich zu locken. Das geschieht denn auch.

Wir beziehen die alten Stellungen. Die Kavalleriedivision ist mit ihrer Artillerie, ihren Jägern, Maschinengewehren und Radfahrerkompagnien abgerückt. Der braven Abteilung, die sich schon im ganzen Feldzug ausgezeichnet hat, harren am rechten Flügel neue Aufgaben. Wir bleiben mit unserer Batterie allein: das dritte Bataillon des aktiven Regiments und unser märkisches Landwehrbataillon.

Es wird ein schwerer, schwerer, schwerer Gefechtstag.

Patrouillen stellen fest, daß Faches vom Feinde frei ist. Aber beim Betreten der Straße nach Lille melden sich sogleich die französischen Ma-

schinengewehre. Es singt, saust und schwirrt um unsere Köpfe. Nach den gestrigen Verlusten — ein Halbzug der 5. Kompagnie ist noch immer damit beschäftigt, unsere Toten zu begraben, unsere Verwundeten in die Autos und Wagen zu verpacken, die nach den nächsten Lazaretten fahren sollen — wird die Artillerie erst Bresche schießen, bevor wir vorgehen.

Doch in den Mittagsstunden antworten bereits die Feldgeschütze der Franzosen. Sie müssen sie über Nacht aus ihren Stellungen am Kanal nach Lille verladen haben, unter dem Eindruck, daß hier gewaltige Truppenansammlungen zu einem weit ausholenden Schlage veranstaltet worden seien.

Der Zweck unserer Aufgabe wäre hiermit zum größten Teile schon erfüllt. Aber wir alle, wir Unterführer, die wir eine strategische Einsicht weder besitzen können noch sollen, haben nur den einen Wunsch: Vorwärts!

Ein paar Minuten lang nach dem ersten donnernden Einschlag der französischen Granaten herrscht tiefe Stille. Es ist, als ob selbst die Natur schweige. In den Chausseepappeln hat es gekracht. Die Straße ist wie übersät mit Ästen und Zweigen. Scharf neben dem nördlichen Zug unserer Batterie hat sich das Ungeheuer in das lehmige Erdreich eingewühlt. Ein Hagel von Erdkrume hat uns überschüttet. Anderen Schaden können wir nicht wahrnehmen. Aber alle Kompagnien, die noch geschlossen liegen, schwärmen aus, um keine dichten Ziele zu bieten.

Stundenlang geht nun das Hin und Her, diese furchtbare Zwiesprache der Batterien. So grauenvoll die Verwüstungen sind, die solch ein einziges Mordinstrument zu schaffen vermag, man gewöhnt sich allmählich an das Getöse. Und man lächelt schon fast darüber, daß man jedesmal den Kopf senkt. Bis man sich erinnert: wir grüßen den Tod, und er grüßt uns.

„Am Kirchturm südöstlich Lille, wo Bahnübergang erkennbar, feindliche Schützen, Stärke mehrere Kompagnien.“

Unsere Reiterpatrouille verschwindet wieder — ein Maschinengewehr der Franzosen nimmt sie unter Feuer, ohne zu treffen — und der Bataillonsführer ruft mir zu: „Kompagnie links über der Chaussee, rechts und links von dem Bauernhof, je einen Zug entwickeln mit weiten Zwischenräumen!“

Schnell huscht der rechte Flügelzug hinüber. Mein türkischer Professor, der Oberleutnant, richtet ihn wunderhübsch ein. Immer flitzt ein Schütze vor, wirft sich auf den Bauch, kriecht weiter, ein anderer folgt.

Auf ein, zwei Kilometer ist kaum eine Kopfscheibe sichtbar. Weniger glücklich ist der links eingesetzte Zug. Über die Köpfe der Schützen sausen sofort die Geschosse. Sie fühlen noch den Luftdruck, der ungeheure Lärm benimmt sie. „Ducken! Hinlegen! Nur einzeln vorwärts, mit Pausen! Ihr verratet ja unsere Stellung, Menschenskinder!“

Und in diesem Augenblick knattert's in den Lüften. Ein französischer Flieger ist's. „Ein Flieger, Herr Hauptmann!“ — „Ja, ja, ja, ich hab' ihn schon gehört.“ Was hier vor Schaden bewahren kann, ist nur das eine: nicht emporblicken. Nur die Reihen fleischfarbener Ei-Gesichter, die sich auf jeder Fahrt den Fliegern entgegenwenden, lassen aus solch großer Höhe noch Schlüsse auf die Stärke der Besetzung zu.

Unbedingt hat uns der Gegner zehnfach überschätzt gehabt. Sonst hätte er nicht diese ungeheuerlichen Anstrengungen gemacht. Seine Stärke in so gesicherten Stellungen würde genügen, um ein Armeekorps im Schach zu halten.

Und unser armes, schwaches Trüpplein?

Ich bin auf dem Bauch in die Schützenlinien vorgekrochen. Ein richtiges Aufrechtgehen bedeutete Selbstmord.

Sst — sst — tühiet — — bumm, bauz — tscha .. tacktacktacktack — tacktack ... Es ist eine böse Musik. Wir werden überschüttet. Wir hören es dicht neben den Ohren sausen, über die Helme hinwegfegen. Die Artillerie deckt uns von vorn zu, so daß wir die einzeln vorspritzenden Schützen nicht beschießen können. Sie ziehen sich auch links zum Eingang von Faches hinüber. Bald schlagen die Infanteriegeschosse dicht vor uns ein.

Nichts zu sehen! Nichts zu sehen!

„Wir müssen noch weiter vorwärts!“ Ich schreie es in die Schützenlinie hinein — gleichzeitig ruft es der Bataillonsführer, der sich's nicht hat nehmen lassen, mit in die vorderste Schützenkette zu kommen. Auf allen vieren geht es weiter. Nach 30 Metern halt. Noch nichts zu sehen, das Gelände vor uns steigt an. Also weiter. Noch 50, noch 80, noch 100 Meter. Endlich freie Aussicht. Die Gewehre werden vorgebracht. „Halb links, am Eingang des Dorfes, Schützen, Standvisier!“ Ein paar Schüsse aus unserer Reihe. Die blauen Gestalten wanken, fallen. Aber gleichzeitig ist unsere Stellung verraten. Und nun beginnt der Hagel von neuem.

„Die schießen alle zu hoch! Gut gezielt, Leute! Jeder Schuß ein Treffer!“

Die Stimme erreicht nur noch die zunächst liegenden Schützen. Das

Geknatter und Gekrach ist ungeheuerlich, grausamer aber noch dies singende, klingende Vorbeijagen der Geschosse; besonders, wenn die feindlichen Maschinengewehre uns bestreichen.

„Sind das unsere?" fragt mein Hornist neben mir. „Die stehen ja schon halb rechts hinter uns auf der Chaussee!"

Ein Grauen zieht über uns hin. Ja, sie haben uns mit ihrer Artillerie von vorn festgehalten — links hat sich die Infanterie gedeckt bis in unsere Flanke herangezogen — und nun pocht von rechts her das französische Maschinengewehr seinen einförmigen Takt in dies Höllenkonzert.

Hinter uns rührt sich nichts mehr. Unsere Batterie ist fort, gewiß hat sie sich verschossen.

Befehl vom Herrn Brigadeführer: „Kompagnie soll sich langsam zurückziehen!" Ein Mann des bis zur Chaussee gestaffelten Zuges hat mir den Befehl zugerufen.

Durch Rufe geht der Befehl in der Schützenlinie nach links weiter. Es dauert lange, bis er die Schützen am weitesten links erreicht hat. Und sobald sich die leiseste Bewegung in dem Rübenfelde zeigt, prasselt's wieder über uns hin.

Ein paar Leute wollen aufstehen, geduckt zurückgehen. Ich schreie ihnen zu: „Nieder! Hinlegen, kriechen! Nase nach dem Feinde!" Aber schon ist die Bewegung drüben erkannt: eine Ladung Schrapnelle prasselt in unserer Nähe nieder. Mit krummem Buckel, das Gesicht in die Erde gedrückt, bleibt alles liegen.

Mein Augenglas ist von Schweiß und Erdkrume beschmutzt. Ich reiße es herunter. Nun fliegt mir beim Aufschlagen der Geschosse der Staub in Wolken in die Augen. Ich schließe sie. Links stößt im Kriechen ein Wehrmann an mich. „Die Hunde! In die Zwickmühle haben sie uns nu!" Ich kann nicht mehr reden. 500 Meter geht's kriechend weiter. Der Revolver schlägt links, das Fernglas rechts gegen den Leib. Ich denke einen Augenblick an die drollige Offiziersaufgabe: Was würden Sie tun, wenn Sie vor sich Artillerie, links Infanterie und rechts Artillerie gegen Ihre Flanke entwickelt sähen? Antwort: Helm ab zum Gebet! würd' ich befehlen.

Helm ab zum Gebet. Ja, es ist keine Hilfe mehr. Nun heißt es, mit Anstand sterben.

„Kein Laufen, Leute! Wir sind keine Franzosen!"

An dem Heuschober links einen Augenblick verpusten. So, da rücken sie ja an, in hellen Haufen, die Blauräcke! „Links Schützen, an der Kirch-

hofsmauer, Standvisier, Schützenfeuer!" Und zwei Gruppen haben den Schneid, sich aufzustellen und zu feuern, obwohl das Maschinengewehr wieder über uns hinstreicht.

Der Mann neben mir lädt, aber er wirft plötzlich den Arm hoch. „Nanu, det is ja so heeß!" Ein Geschoß ist ihm mitten durch Laufmantel und Lauf gedrungen.

„Weiter! Langsam! Einzeln! Nicht zusammendrängen!" — An der Chaussee steht ein Mann vom zweiten Zuge an einen Baum gepreßt. „Wo ist das Bataillon?"

Er zeigt hinüber nach Ronchin. „Dort wird noch geschossen, Herr Hauptmann!"

Ja, da stehen noch Schützen, in ein Feuergefecht verwickelt. Ein Offizier dabei. „Vorwärts!" Und ich zeige die Richtung.

Aber drüben ist der Hexenkessel fast noch schlimmer. Die Maschinengewehre stehen hier näher. Nach kurzer Beratung mit dem Führer der Abteilung gebe ich den Befehl: „Abrücken! Einzeln!"

Der Hohlweg, durch den wir abziehen müssen, wird unausgesetzt mit Feuer bestrichen. Ich erklimme die Höhe. So, jetzt ist alles gleich. Nur nicht lebend denen in die Hände geraten. Sterben. Über eine Ackerwelle schlage ich hin. Ein paar Sekunden Bewußtlosigkeit. Dann wieder das Tacktacktacktack der Maschinengewehre. Herrgott, du bist unsere Zuflucht für und für. Bitte, bitte, laß mich einen ehrlichen Soldatentod sterben. Und nicht lange quälen. Jetzt. Bitte, lieber Gott, jetzt gleich. Wenn nur die Kerls nicht zu laufen anfangen. „Langsam, Leute, langsam! Am braunen Acker halt! Aufnahmestellung!"

Keuchend liegen wir dort. „Gewehre hoch! Standvisier! Schützenfeuer!"

Sobald ein paar Schüsse abgegeben sind, tritt eine kleine Feuerpause drüben ein. Die benutzen wir. Dann noch einmal hingeworfen, ein drittes Mal.

Als ich in die Konfirmandenstunde ging, da sagte der Superintendent einmal... Ach, was war das für ein seltsamer Mann —

Ich kann nicht weiter. „Geht allein, Jungens. Grüßt die Meinigen. Gott mit euch. Habt euch brav gehalten. — Verfluchter Kerl, wollen Sie nicht laufen! Hinlegen, Atempause, schießen!"

Ich möchte nur noch einen Blick in mein Gärtchen tun. Bin ein Stadtkind und hab' die Blumen so lieb gewonnen, dies Stücklein Erde...

Hui, hui, da saust es wieder über uns hinweg...

Ich grüße den Tod. Und meine Lippen berühren die Ackerkrume. Vom Staube bist du, zu Staube sollst du werden.

„Kinder, ihr habt doch keine Angst? Was?" — Und ich versuche zu lachen.

„Die Affen da drüben, die können ja jar nich schießen. So 'ne Stümper. Allens jeht zu hoch!"

Hui, hui! Tacktacktacktacktack... „Weiter! Die Dämlacks treffen ja gar nicht!"

Aber da liegt einer von der andern Kompagnie. Tot.

„Nur nicht laufen! Immer wieder stehenbleiben! Schießen!"

Von dem Dorf ein Hagel Schrapnelle. Jenseits wiederum. Aber jetzt geht keiner mehr geduckt, man ist den Kugelsegen schon gewöhnt.

Weiter, weiter. Von der Infanterie nichts mehr zu sehen. Als die Artillerie sich verschossen hatte, war der Befehl ergangen: „Alles zurück!" Mich hat er da vorn in der Schützenlinie eine volle Stunde später erreicht als die anderen.

Versprengte finden sich bei mir ein. „Wo ist unser Oberstleutnant?" — „Verwundet, am Hals. Aber nur ein Streifschuß. Ist auf einem Artilleriegaul langsam zurück. Mitten mang die Schrapnelle. Großartiger Kerl."

Den Sammelpunkt weiß keiner. Ich führe die Reste des Bataillons den anderen Kompagnien nach. Es wird Nacht. Irgendwo sagt uns eine Kavalleriepatrouille: da drüben beim Fort wird biwakiert.

Darauf marschieren wir zu. Radfahrer kommen uns entgegen. Wir hören: es hat keiner geglaubt, daß auch nur ein einziger Mann von uns diesem Teufelskessel lebendig entweicht. Mein Bursche kommt mir entgegengeritten. Er hat nasse Augen. — „Herr Hauptmann! Herr Hauptmann!"

Ich muß viele Hände drücken. Am Biwakfeuer erwärme ich mich. Es hat sachte zu regnen begonnen. Der Furier hat mir eine halbe Flasche Sekt gebracht. Für die Leute ist Rotwein bei der Bagage. Es ist schon abgekocht. Ein Teller Reissuppe. An den Lippen klebt noch die Erdkrume. Ich schlucke sie hinunter mit dem ersten Schluck Schaumwein. „Ich grüße dich, Leben! Ich grüße dich, Erde!" Und Kameraden kommen und freuen sich, mich altes Scheusal wiederzusehen.

Gottlob, meine Kompagnie hat nur geringe Verluste. Als ich den Feldwebel verlesen lasse, fehlen nur ein paar. Und den einen oder andern

hat der oder jener noch lebend nach dem Gefecht gesehen. Nur Versprengte also, die sich wieder einfinden werden.

Das Bataillon hat in diesen beiden Gefechtstagen 38 Tote und 66 Verwundete. Aber es sind da auch ganz leichte Streifschüsse mitgezählt.

*

Es liegt hinter mir wie ein wirrer Traum. In den Kasematten des Forts biwakieren wir. Ich schrecke ein paarmal auf. Tiefe, tiefe Stille. Nur der Schritt des Postens. Auf und ab, auf und ab. Er friert.

Ich krieche tiefer ins Stroh. Armer Kerl, der Posten. Wie gut ich's habe. So warm ist es hier. Ich habe heiße Augen, heiße Backen, aber eiskalte Hände.

Ich bedaure alle, die das Leben und das Sterben nur aus den Büchern kennen. Der Krieg ist ein Erzieher. Wir lernen die Erde lieben. Und so heilig wird uns die Heimat.

*

Dem Nachtlager im Stroh folgte ein Marschtag, zum Abend wurden Schützengräben ausgehoben, ein sehr, sehr kühles Biwak ward bezogen, und der folgende Tag brachte uns dann zum Glück die Erlaubnis, Ortsunterkunft zu beziehen. Da unser ganzes Bataillon beisammenlag, die Sicherung zum Teil auch durch das aktive Bataillon besorgt wurde, mit dem zusammen wir gefochten hatten, so blieb für die einzelnen Kompagnien genügend Freizeit, endlich einmal wieder die Ausrüstung in Ordnung zu bringen, das Schuhzeug, die Fußbekleidung.

Und — die Nerven und die Sinne konnten sich nach den Strapazen und den Aufregungen der schweren Tage wieder einmal erholen.

Wäre mir nicht meine kleine Taschenausgabe des „Faust" im Rübenfelde bei Faches aus dem Brotbeutel gerutscht, so hätte ich gewußt, wie ich für meine Person am raschesten wieder ins seelische Gleichgewicht komme. Ich fand's aber auch ohne diesen kleinen, großen Tröster: unser verehrter Oberstleutnant lud seine Kompagnieführer und den forschen Adjutanten zum Glase Sekt ein, und wir feierten unsere Eisernen Kreuze! Die Mannschaften bekamen Wein, der zum erstenmal zum Glühpunsch verwandelt wurde.

Wir haben getanzt, wir haben gesungen, wir haben gelacht. Nur so beim Gutenachtsagen, da traf doch wieder Blick in Blick, und für eine Sekunde hörten wir die schauerliche Musik wieder um unsere Köpfe pfeifen und surren und zischen ...

Vierter Teil.

Vorwärts Jungdeutschland!

Deutsche Jugend 1914/15 im Kriege.

Von Ernst Boerschel.

„Heilig Vaterland,
Heb' zur Stunde
Kühn dein Angesicht
In die Runde.
Sieh uns all entbrannt
Sohn bei Söhnen stehn:
Du sollst bleiben, Land!
Wir vergehn."

Rudolf Alexander Schröder.

Am 11. November 1914 hieß es im Tagesbericht der deutschen Obersten Heeresleitung u. a.:

„Am Yserabschnitte machten wir gestern gute Fortschritte. Dixmuiden wurde erstürmt, mehr als 500 Gefangene und 9 Maschinengewehre fielen in unsere Hände.

Weiter südlich drangen unsere Truppen über den Kanal vor.

Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesange „Deutschland, Deutschland über alles" gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie. Etwa 2000 Mann französischer Linieninfanterie wurden gefangen und 6 Maschinengewehre erbeutet.

Südlich Ypern vertrieben wir den Gegner aus St. Eloi, um das mehrere Tage erbittert gekämpft worden ist. Etwa 1000 Gefangene und 6 Maschinengewehre gingen dort in unsern Besitz über."

Die Regimenter, deren Kriegsruhm hier verkündigt wird, waren aus jungen Freiwilligen gebildet worden, die aus den Werkstätten und den Kontoren, von der Schulbank und aus den Hörsälen zu den Fahnen geeilt waren. Sie waren bei Ausbruch des Krieges in ihren Stuben nicht zu halten gewesen. Tausende, die sich meldeten, mußten wieder umkehren, weil die Regimenter zunächst vollauf ausgefüllt waren. Die Kommandostellen erließen die entsprechenden Bekanntmachungen. Da versuchten es

die jungen Leute in den Garnisonen außerhalb ihres Heimatsortes. In Berlin traf man junge Männer, die vom Rhein gekommen waren, und überzählige Berliner fuhren nach Westpreußen, um sich einreihen zu lassen. Die bundesstaatlichen Kultusminister und Justizminister genehmigten Notprüfungen, damit sich die jungen Freiwilligen nicht durch andere Pflichten als die gegen das Vaterland gebunden fühlten. Als im Oktober 1914 die neue Universität Frankfurt am Main eröffnet wurde, sprach der preußische Kultusminister v. Trott zu Solz in seinem Begrüßungsschreiben von den „ruhmvoll verödeten Hörsälen". Die amtlichen Stellen konnten wenige Wochen nach Ausbruch des Krieges zwei Millionen Kriegsfreiwillige melden, von denen sich der größte Teil aus jungen Männern zwischen 17 und 21 Jahren zusammensetzte. Ein Geist, der Väter würdig, glühte in den Söhnen. Die Tausende, die nicht sogleich angenommen wurden, schämten sich, weil man sie vielleicht für „Drückeberger" halten könnte. Dann zogen sie mit der ganzen Inbrunst begeisterter Jugend in den Kampf, und mit „Deutschland, Deutschland über alles" im Herzen und auf den Lippen erfochten sie den Sieg.

Rückhaltlos reichen wir der deutschen Jugend eins der schönsten Ruhmesblätter der Geschichte dieses Krieges. Sie hat sich über alle Erwartung bewährt. Wie kläglich nahm sich ihr gegenüber das Ergebnis des englischen Werbesystems aus, das eine Welt von dem Geiste schied, mit dem sie ihre selbstverständliche Pflicht begriff. Die körperliche Spannkraft, welche durch den Sport die englische Jugend vor der unserigen voraushaben mag, konnte die mangelnde moralische Kraft nicht ersetzen. Dagegen beleuchtete der eingetretene Ernstfall jetzt mit einem Schlage, welch ein Wert der deutschen nationalen Jugendpflege bei den Voraussetzungen, die in sittlicher Beziehung bei unserer Jugend vorhanden sind, beizumessen ist.

Wir haben eine deutsche Jugendbewegung erst seit wenigen Jahren: am 13. November 1911 ist der

„Jungdeutschlandbund"

gegründet worden, nachdem ihm als erste größere Jugendvereinigung am 18. Januar desselben Jahres der „Deutsche Pfadfinderbund" vorangegangen war. Die Ziele des „Jungdeutschlandbundes" als des Zentralverbandes der deutschen Jugendbünde aber sind erst in letzter Zeit bestimmter ins Verständnis weiterer Kreise unseres Volkes gedrungen. Dem Generalfeldmarschall Frhr. v. der Goltz ging es vor dreißig Jahren und später, als er für sein Ideal der Ertüchtigung unserer Jugend den Boden zu

ebnen begann, ähnlich wie dem Grafen v. Zeppelin. Er stieß auf taube Ohren und kühle Herzen. Unbeirrt ging Frhr. v. der Goltz seinen Weg weiter, und der Krieg hat bewirkt, daß die nationale Jugendpflege von seiten des Staates über die Grundsätze des „Jungdeutschlandbundes" hinaus ausgebaut worden ist. Mit Genehmigung des Kaisers erging am 16. August 1914 vom preußischen Kultusminister, Kriegsminister und Minister des Innern ein gemeinsamer Erlaß „betreffend die militärische Vorbereitung der Jugend während des mobilen Zustandes". Die Richtlinien dieses Erlasses, der sich an die Altersklassen vom 16. Lebensjahre aufwärts richtet, werden grundlegend bleiben für die spätere Ausgestaltung unserer Jugendpflege, die nun nicht mehr unter Vermeidung allen Anscheins feldmäßiger Vorbereitung, sondern im Hinblick auf die Möglichkeit eines neuen Krieges die Jugend stählen und wachsam erhalten wird.

Wenige Tage, bevor der Erlaß der drei preußischen Minister veröffentlicht wurde, hatte Generalfeldmarschall Frhr. v. der Goltz als 1. Vorsitzender des „Jungdeutschlandbundes" durch einen Aufruf zu allen dem Bunde angeschlossenen Jungmannen gesprochen. Er konnte befriedigt feststellen, daß sich die deutsche Jugend je nach ihren Kräften bereits dem Kriegsdienste hingegeben habe, und mahnte:

> „Ich glaube nicht nötig zu haben, unsere Jungmannschaft an das Ausharren in den begonnenen Hilfsleistungen zu mahnen. Sie wissen ja, daß es unser Grundsatz bei allen Übungen war, niemals ein angefangenes Werk unvollendet zu lassen. Das wird sich jetzt bewähren. Vorwärts also, deutsche Jungmannschaft! Ein jeder von euch tue seine Pflicht fürs Vaterland, für unseren geliebten Kaiser und sein Reich, gleichgültig, an welchen Platz der einzelne gestellt wird.
>
> Während der Dauer des Krieges tritt unser Bund vorübergehend in die allgemeine Neuordnung der Jugendkräfte über, die in nächster Zeit von höherer Stelle aus getroffen werden wird. In ihr sollen die älteren Klassen vom 16. Lebensjahre aufwärts eine Ausbildung erhalten, durch welche sie unmittelbarer als bisher für den Kriegsdienst vorbereitet werden.
>
> Jungdeutschland hat sich früh an den Gedanken gewöhnt, zur Verteidigung des Vaterlandes berufen zu sein. Jetzt sieht es dies schneller, als wir dachten, erfüllt. Es freue sich dessen und setze alle Kräfte ein, sich dieser Bestimmung wert zu zeigen.
>
> Es sei, wenn es zu den Fahnen berufen wird, wie unser Gesetz es befiehlt: ‚unerschrocken und tapfer, weil sein Herz es nicht anders kann. Es bekämpfe die Anwandlung von Furcht und Grauen

oder Schwäche als seiner nicht würdig. Es trage Ungemach und Beschwerde mit Gleichmut; es bewahre Ruhe in der Gefahr, es achte die Ehre höher als das Leben.'

Unser Vaterland ist schwer bedroht. Seine Feinde wollen es nicht nur schwächen, sondern zerstückeln und vernichten. Aber seine tapfere Kriegsmacht wird es retten, zum Siege führen und seinen Ruhm erhöhen. Jungdeutschland hilft dabei mit. Es glaubt fest an Deutschlands Zukunft und ist entschlossen, ihr unter seines Kaisers glorreicher Führung Gut und Leben zu opfern.

Glück auf, deutsche Jungmannschaft — ans Werk. Erfülle deine Pflicht!"

„Erfülle deine Pflicht!" über ganz Deutschland verbreiteten sich Jugendkompagnien, in Berlin allein bildeten sich 120. In Hannover beschlossen die Jungstürmer, den Generalfeldmarschall v. Hindenburg zu bitten, seinen anfeuernden Namen tragen zu dürfen. Hindenburg gab gern die Erlaubnis in der Hoffnung, „daß das Bataillon eine Pflegestätte echt deutschen Geistes werden möge". Am 22. September 1914 verlieh der Kaiser dem Generalfeldmarschall Frhr. v. der Goltz das Eiserne Kreuz 1. Klasse; wir dürfen annehmen, daß er ihm damit auch für die Verdienste um die nationale Jugendpflege Anerkennung und Dank ausdrücken wollte. Jetzt im Kriege zeigte es sich, was Erziehung zum Vaterlande, schon in frühe Jugend eingeprägt, zu leisten befähige. Ende März 1915 gab der preußische Kultusminister v. Trott zu Solz seinem Erlasse über die militärische Vorbereitung der Jugend dadurch wesentlichen Nachdruck, daß er bei Eröffnung des „Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht" in Berlin auf die Abteilung „Schule und Krieg" besonders hinwies. Die Erfahrungen sollen gesammelt werden und den späteren Geschlechtern nicht verloren gehen. Die Zukunft für unsere nationale Jugendpflege liegt endlich geöffnet da.

Aber was nützte uns alle Jugendpflege, wenn uns die Jugend mangelte! Gottlob, sie ist da. Wir wissen es aus diesem Kriege mit unerschütterlichem Vertrauen. Der Knabe hat seine Pflicht fürs Vaterland empfunden und sie nach seinen Kräften getan, der Jüngling ist zum Manne und Helden geworden und hat für Deutschland Blut und Leben geopfert. Unsere Jugend hat sich keinen Vorwurf zu machen.

2.

Wir wollen jetzt Jungdeutschland bei seiner Kriegsarbeit aufsuchen. Was leistet es, und was berechtigt, einer Organisation und einer staatlichen Förderung der jungdeutschen Kräfte das Wort zu reden?

Der volkstümlichste Jugendbund innerhalb des Jungdeutschland-Verbandes ist der

„Deutsche Pfadfinderbund"

mit seinem Reichsfeldmeister Major Maximilian Bayer an der Spitze.

Er ist seit seiner Gründung im Jahre 1911 in fast 300 Ortsgruppen mit über 60000 Pfadfindern über Deutschland verbreitet und hat nichts zu tun mit den wilden Gruppen von „Pfadfindern", die gänzlich außerhalb seines Rahmens stehen. Der richtige Pfadfinder trägt eine Binde mit einem gesetzlich geschützten Abzeichen am linken Arm und weiß, daß von den zehn Geboten der Pfadfinder als erstes obenan steht: „Auf die Ehre eines Pfadfinders muß man unerschütterlich bauen können." In dieser Richtung findet der Knabe, der bereits mit 13 Jahren in den „Deutschen Pfadfinderbund" eintreten kann, hier seine Erziehung als Pfadfinder. Ehre und Vaterland sind die beiden Güter, die ihm dargeboten werden, nicht durch lehrsame Reden in der Stube, sondern durch die Läuterung und Reinigung des Körpers und Geistes in der freien Natur. „Wir wollen starke Seelen in starken Leibern, hohen Mut im sturmerprobten Körper."

Der Pfadfinder soll jeder Lage gewachsen sein. Sein Wahlspruch ist: „Stets hilfsbereit!" Geländespiele im Freien sind die Übungen, bei denen die Gewandtheit von Körper und Geist erprobt wird. Auch die kleinste Wahrnehmung ist dabei wichtig. Im Walde werden u. a. Stunden auf die Beobachtung der Tiere verwendet. Aus Pferde-, Wild- und Vogelspuren sind Schlüsse zu ziehen. Nach dem Schall werden die Entfernungen erkundet; auf jedes Geräusch, jeden Ton wird gehorcht und aufgepaßt, woher er kam und was ihn verursachte. Das Auge, das Ohr, alle Sinne werden geschärft. Beim Lagerleben im Walde muß jeder zeigen, was er mit einfachen Hilfsmitteln vermag, und wie weit seine Geschicklichkeit und Umsicht das Fehlende zu ersetzen imstande sind. Da werden aus Zweigen und Binsen Brücken und Stege gebaut, Gräben und Schanzen werden geschüttet, und auf selbstgebundener Strickleiter geht es hoch hinauf in die Kronen der Bäume, um die „feindliche" Partei zu beobachten. Verbergen, Anschleichen, Ausnützung von Deckungen, Überbringen schwieriger Meldungen, Sicherung von ruhenden und vorgehenden Abteilungen, Samariterdienste, alles wird nach eigener Anschauung geübt. Dazu strenge Zucht, Ausdauer und Genügsamkeit. Da zeigt sich dann, wer ein ganzer Kerl zu werden verspricht. Unter der gemeinsamen Aufgabe bilden sich Kameradschaftlichkeit und die männlichen Tugenden, die den

jungen Pfadfinder später den Pfad durchs Leben leichter finden und sicherer gehen lassen.

Was diese natürliche Pflege zur Gesundung der Muskeln und der Nerven und diese Entstaubung des Geistes und der Seele im frischen Walten der Natur aber mit dem Kriege zu tun habe, das ist deutlich durch den Erfolg bewiesen. Was bisher Spiel war, ist nun Ernst geworden, doch nur bereitwilliger und gewissenhafter ward es geleistet. Der Pfadfinder hatte auf seinen Wanderungen und Übungen gelernt, daß nichts unwesentlich sei, und er ist jetzt zu jedem Dienste zu brauchen gewesen. Der Pfadfinder hatte gelernt, daß die eigene Person allemal hinter die Sache zu treten habe, und er hat jetzt seine Aufgaben mit peinlichster Pünktlichkeit und Ausdauer erfüllt. Er hatte ferner gelernt, daß sein erstes Gebot heißt: „Auf die Ehre eines Pfadfinders muß man unerschütterlich bauen können". Daß er es gehalten hatte, zeigte das Vertrauen, mit dem nun die Behörden und die Öffentlichkeit den Pfadfindern verantwortungsvolle Aufgaben zuwiesen. Der erste, der sich bei Ausbruch des Krieges für außerordentliche Dienstleistungen der Hilfe der Pfadfinder versicherte, war der Deutsche Kronprinz.

Die drei folgenden Ortsgruppenberichte mögen andeuten, was an Kriegspflichten 1914/15 unsere Pfadfinder zu erledigen hatten. Die drei Berichte sind von den Ortsgruppenführern an die Bundesleitung in Charlottenburg 2, Joachimsthalerstraße 5, eingeschickt worden; sie sind Dutzenden ähnlicher Berichte entnommen:

Breslau. Die Ortsgruppe war beim Ausbruch des Krieges 600 Köpfe stark, etwa 70 sind eingezogen, eine große Anzahl ist hinzugekommen, so daß die Stärke heute etwa 800 beträgt. Die Pfadfinder haben sich außerordentlich nützlich erwiesen und waren wie folgt beschäftigt: 150 bei den Militärbehörden, 70 als Erntearbeiter, je 20 bei der Post, beim Roten Kreuz, bei der Straßenbahn, 50 beim Magistrat. Die übrigen dort, wo sie gerade gebraucht wurden. Beim Militär wurde von den Pfadfindern folgende Tätigkeit ausgeübt: Ordonnanzdienst, Ordnen der Feldpost, Bau von Lazaretten, Bureauarbeiten, Begleitung von Militärtransporten, Hilfeleistung beim Einkleiden und bei der Verpflegung der Mannschaften. Auf der Kommandantur befindet sich eine Pfadfinderwache.

Bischofswerda. „In welchen Betrieben ist Hilfe geleistet?" Landwirtschaft: etwa 10 Mann; wenig Bedarf, da zunächst genügend erwachsene Arbeitslose zur Verfügung standen. Verpflegung am Bahnhof für durchfahrende Truppen: 5 Mann, gelegentliche Hilfeleistungen mehrmals. Rotes Kreuz, Botengänge, Zutragen von Stroh usw.: 5 Mann, gelegentlich

mehrmals. Ausfahren (Rad) der Sonderausgaben mit den neuesten Siegesmeldungen auf die Dörfer: 1 Mann regelmäßig. Bewachung einer einsam gelegenen Eisenbahnbrücke im Walde, regelmäßig 3 Wochen lang. Jede Nacht von 8—8 Uhr; und zwar jedesmal 2 Posten; insgesamt 251 Posten-Doppelstunden. Bei dieser nicht leichten und anstrengenden Pflichtleistung haben sich unsere Jungen durch ihren Eifer, ihre Pflichttreue und Aufopferung prächtig bewährt! Die ältesten Pfadfinder werden jetzt nach den Vorschriften des Roten Kreuzes als Träger ausgebildet und sollen dann zu Hilfsdiensten auf dem Bahnhof beim Transport von Verwundeten unter älteren Roten-Kreuz-Sanitätern herangezogen werden. Dies wird täglich 5 Stunden lang je 2 bis 3 Mann beanspruchen.

Oelsnitz i. E. Unser Korps hat gleich am ersten Tag der Mobilmachung sämtliche Eisenbahnbrücken in unserem Orte besetzt und abwechselnd Tag und Nacht bewacht. Weiter haben wir die Wasserleitungsanlagen besetzt und auch an der Einbringung der Ernte in mehreren Fällen mitgeholfen. Im hiesigen Korps herrscht helle Begeisterung. Alle wollen soviel als möglich mithelfen. Wir haben auch Gaben fürs Rote Kreuz eingesammelt. Unser Korps besteht in der Hauptsache aus Lehrlingen.

Allzeit bereit sind die Jungen auch zum Kampfe selber gewesen, oder wo es hieß, in dessen Nähe Dienste zu tun. Der Reichsfeldmeister der Pfadfinder, Major Maximilian Bayer, tat ihnen, während er Kommandant von Brüssel war, die Ehre an, mehrere aus ihren Reihen nach Brüssel zu berufen zur Pfadfinder-Hilfeleistung im Deutschen Gouvernement. Mit Fleiß und Gehorsam entledigten sich die Jungen ihrer Aufgaben. Viele ihrer älteren Kameraden waren auf dem Schlachtfelde, als Soldaten oder beim Verwundetendienst. Sie machten ihrem Namen als Pfadfinder alle Ehre. Manch einer von ihnen erwarb sich das Eiserne Kreuz, manch einer starb den Heldentod. Sie erwiesen die Berechtigung, unsere nationale Jugendpflege weiter zu stärken, damit sie unserm Volke in Fleisch und Blut übergehe als eine Notwendigkeit. Wir wollen uns jetzt einen langen Frieden erkämpfen, aber um dann nicht von den Gefahren des Wohllebens herabgezogen zu werden, muß unsere Jugend gestählt sein zu Einfachheit, Zucht und Sitte. Sie können nur in einem gesunden, naturfreudigen Körper gedeihen, der die Spannkraft bewahrt, alle Fäulniskeime abzustoßen.

Aus dem Kriege zurückgekehrt und zu Männern geworden, werden die einstigen Jungmannen und Pfadfinder selber daran gehen, das Haus auszubauen, dem sie die Tüchtigkeit ihrer Entwicklung mitverdanken.

3.

Ehrentafel.

Von deutschen Pfadfindern starben den Tod für's Vaterland:

Pfadfinder Willi Auras, Esch a. d. Alzette. Kornett R. Brunsberg, Remscheid. Kornett Gerhard Cramer, Leipzig. Kornett Karl Doetsch, Frankfurt a. M. Pfadfinder Artur Ferchner, Greifswald. Kornett Hans Frey, Köln. Pfadfinder Willi Grothe, Brandenburg a. H. Pfadfinder Ottokar Krieger, Offenburg (Baden). Kornett Emil Laue, Remscheid. Hilfskornett Kurt Mareck, Glatz. Kornett Otto Pfuhl, Berlin. Kornett Hans Joachim Rahn, Greifswald. Pfadfinder Paul Sasse, Leipzig. Pfadfinder Georg Schlickenrieder, Eberbach. Feldkornett Schottky, Breslau. Pfadfinder Max Schubert, Kamenz. Kornett Ernst Selle, Chemnitz. Pfadfinder W. Stasch, Brieg. Kornett Karl Wachsmann, Glatz. Kornett Kurt Zieger, Naumburg a. S. u. a.

Von deutschen Pfadfindern erwarben sich das Eiserne Kreuz:

Gefreiter W. Bullerdieck, Hann.-Münden. Pfadfinder Kurt Fielow, Kottbus. Pfadfinder Herzog, Kamenz. Pfadfinder Knoke, Halberstadt. Pfadfinder Wilhelm Pollack, Chemnitz. Pfadfinder Willi Riedel, Brieg. Pfadfinder Rittmann, Karlsruhe i. B. Pfadfinder Rudolf Sachs, Offenburg (Baden). Pfadfinder F. Schüler, Naumburg a. S. Pfadfinder H. Vespermann, Hann.-Münden. Pfadfinder P. Wewetzer, Naumburg a. S. u. a.

*

Ausgezeichnet hat sich in den Kämpfen im Westen der 15jährige Gottfried Erdmann, geb. am 22. Oktober 1899, der Sohn des verstorbenen Regierungs- und Forstrats Erdmann aus Potsdam. Er ist der — jüngste Leutnant und Ritter des Eisernen Kreuzes unseres Heeres. Als 14jähriger Fähnrich erhielt er die Feuertaufe bei Ypern. Er steht jetzt als Leutnant im Reserve-Jägerbataillon Nr. 18.

Auch die beiden nicht viel älteren Brüder des jungen Helden, Leutnant im Jägerbataillon Nr. 9 Hubertus Erdmann, und Kriegsfreiwilliger und Oberjäger im Reserve-Jägerbataillon Hans Joachim Erdmann erhielten das Eiserne Kreuz.

Neben dem jüngsten Leutnant Gottfried Erdmann steht, nur um ein paar Monate älter, Werner Kubuschok aus Rosenberg in Oberschlesien, der Sohn des verstorbenen Stabsarztes Dr. Kubuschok. Der junge Kubuschok ist als Kadett ins Feld gezogen und ist wegen seiner opferfreudigen Tapferkeit auf den Schlachtfeldern in Belgien zum Offizier befördert worden.

Arnim Krause, der noch nicht 15jährige Sohn des Oberbahnassistenten Krause in Metz-Sablon, ist der jüngste Unteroffizier der Armee. Er steht beim Badischen Leibgrenadierregiment Nr. 1 und hat sich bei den Kämpfen um Verdun so tapfer benommen, daß er zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen wurde. Weil

er zu jung war, wurde es ihm noch nicht verliehen, dafür wurde er zum Unteroffizier ernannt.

Der Generalquartiermeister nannte auf seiner „Ehrentafel" mit Auszeichnung den 17jährigen Kriegsfreiwilligen Mischner aus Drachhausen, Kr. Kottbus, der in der Nacht des 1. Januar 1915 bei hellem Mondschein an die feindlichen Linien herangegangen war und die uns gegenüberstehenden Truppen ausgekundschaftet hatte. Das ihm hierfür gezollte Lob ehrt unsere ganze kampfbegeisterte Jugend; es lautet: „Sein schneidiges Verhalten zeigt, daß unsere Jugend den kriegserprobten Mannschaften nicht an Gewandtheit und Unerschrockenheit nachsteht."

Das Eiserne Kreuz erwarben sich:

der 19jährige Kriegsfreiwillige Konrad Nier aus Halbendorf, Kr. Grottkau in Schlesien. Er hat sich wiederholt hervorgetan und kann mit Stolz beide Klassen tragen;

der 17jährige Kadett, Fähnrich Paul Gerhard Hecker, der Sohn des verstorbenen Superintendenten Hecker in Nordhausen, für seine Tapferkeit bei den Kämpfen im Osten;

der 16jährige Fähnrich Günther Paulus, Sohn des Hauptmanns Paulus in Magdeburg;

der 17jährige Kriegsfreiwillige Reinhold Klimsch, ein Sohn des Bildhauers Prof. Fritz Klimsch in Charlottenburg. Der junge Klimsch verdiente es sich in den Kämpfen an der Bzura;

der 15jährige Sohn des Oberbahnassistenten Bohn in Mülhausen. Er war als Kriegsfreiwilliger eingetreten und zeichnete sich Anfang März 1915 beim Sturm auf die Lorettohöhe besonders aus.

*

Aus den schweren Tagen Ostpreußens ist eine Geschichte verbürgt, deren Held der 9jährige Schüler Gustav Schulz aus Dorschen, Kr. Lyck, ist.

Der Knabe war bei der Flucht vor den russischen Horden von seinen Angehörigen abgekommen und hatte endlich, nachdem er sich Tage und Nächte in Wäldern versteckt gehalten hatte, bei unsern vordringenden Truppen Anschluß gefunden. Nun bewährte sich Gustav Schulz als ein echter deutscher Junge. Er ging, mitten im Gefecht, den Soldaten mit Dienstleistungen unerschrocken zur Hand, trug ihnen Munition zu und versorgte sie während des Stellungskampfes mit Brunnenwasser. Im Oktober 1914 ereilte ihn das Geschick. Er wurde von vier Kugeln getroffen und kam schwerverwundet ins Lazarett nach Marggrabowa und später nach Königsberg.

Den Dank seines Kaisers wird der tapfere Knabe dadurch erhalten, daß er in einer Kadettenanstalt zum Offizier erzogen werden wird.

Wir schließen jetzt unser Buch. Wir stehen nicht mit Überhebung, sondern in Demut und Dank vor dem Heldengeist unseres Volkes. Wir haben die Schilderungen von deutscher Opferfreudigkeit, Tapferkeit und Vaterlandsliebe in diesem Kriege nicht gelesen, um, froh der bestandenen Prü-

fung, befriedigt stille zu liegen oder uns nun in einem gesicherten Wohlleben für alle Nöte und Entbehrungen zu entschädigen — nein! sondern um fester als je auf dem Boden des Vaterlandes zu stehen, mit ihm verwachsen als sein Schutz und Verteidiger! Uns allen möge das „Deutschland, Deutschland über alles" nimmermehr aus den Herzen schwinden. Das schlichte Zeichen des Eisernen Kreuzes aber möge in den kommenden großen Friedensjahren vor unserm Auge aufgerichtet bleiben als eine Mahnung daran, daß nicht die vergänglichen Güter des Tages unser Vaterland aus dem schwersten aller Kriege gerettet haben, sondern der weltabgekehrte Heldensinn und der einfache Geist unseres Volkes.

Dann wird die Ahnung des Genius nicht zuschanden werden, daß „des Deutschen Tag wird scheinen, wenn der Zeiten Kreis sich füllt". Dann wird, so der Haß der Welt gegen uns von neuem anschwillt, der Anblick wieder heilig sein, unser Volk dastehen zu sehen mit dem Bekenntnis:

„Bei den Sternen steht,
Was wir schwören;
Der die Sterne lenkt,
Wird uns hören.
Eh der Fremde dir
Deine Krone raubt,
Deutschland, fallen wir
Haupt bei Haupt."

Quellennachweis.

S. 3. „Das Eiserne Kreuz 1813 bis 1914.“ Von Professor Dr. Max Gg. Zimmermann, dem Vorsteher des Schinkel-Museums, ist als „amtliche Veröffentlichung des Schinkel-Museums der Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin“ eine kleine Schrift „Das Eiserne Kreuz. Original-Abdruck der Akten und Zeichnungen. Berlin, Julius Bard, 1914“ herausgegeben worden, die außer der authentischen Wiedergabe der einschlägigen Urkunden Abbildungen der betr. Schinkelschen Entwürfe enthält.
— Vgl. auch die sehr hübsche und reich illustrierte Darstellung von Hanns v. Zobeltitz „Das Eiserne Kreuz“ (Velhagen & Klasings Volksbücher Nr. 123).
— Die Anzahl der Verleihungen des Eisernen Kreuzes 1813/15 und 1870/71 sind dem Herausgeber von der Kgl. Preußischen Generalordenskommission (Schreiben v. 12. Januar 1915) mitgeteilt worden.

S. 14. „Wie unser alter Heldenkaiser sich das Eiserne Kreuz erwarb.“ Den vortrefflichsten Aufschluß über den Prinzen Wilhelm 1813/15 gibt dessen damaliger Briefwechsel. Vgl. „Hohenzollernbriefe aus den Freiheitskriegen 1813—1815. Herausg. von Herman Granier. Leipzig, S. Hirzel, 1913“.

S. 25. „Das Eiserne Kreuz 1870/71.“ Der Brief König Wilhelms an die Königin Augusta S. 30 und der Feldpostbrief „Im Sturm auf St. Privat“ S. 32 sind mit gütiger Erlaubnis der Kgl. Hofbuchhandlung R. v. Deckers Verlag, G. Schenck, in Berlin dem Werke Th. Fontanes „Der Krieg gegen Frankreich 1870—1871“, Bd. 1 entnommen.
— Die drei Schilderungen S. 34, 36 und 37 stammen aus dem Ehrenbuche des Kreis-Krieger-Verbandes Bochum-Land „Kriegserinnerungen der Veteranen des Kreis-Krieger-Verbandes Bochum-Land. Herausg. vom Verbande im Selbstverlage. Bochum 1913“.

S. 39. „Der Erkundungsritt des Grafen Zeppelin...“ Den Abdruck dieser meisterhaften Schilderung Theodor Fontanes hat der R. v. Deckersche Verlag, G. Schenck, Kgl. Hofbuchhandlung in Berlin, aus Fontanes schon vorhin erwähntem Werke „Der Krieg gegen Frankreich 1870 bis 1871“ freundlichst gestattet. Fontanes Buch über den Krieg unserer Väter gehört zu dem Besten und Gehaltvollsten, was darüber geschrieben worden ist. Der Dichter gibt hier ein mächtiges Erleben, ohne sich im geringsten von der geschichtlichen Wahrheit zu entfernen.
— Die Anmerkungen zu dem Jugendkapitel seines Lebens machte Graf v. Zeppelin am 40. Jahrestage seines Erkundungsrittes auf einer Num-

mer der Schwedter Zeitung vom 22. Juli 1910, die zur Erinnerung des Tages die Fontanesche Darstellung gebracht hatte. Diese Anmerkungen hat Graf v. Zeppelin dem Herausgeber gütigst zur Verfügung gestellt.

S. 47. „Heldenväter und Heldensöhne." Die Angaben über v. Roëll (S. 50), Hiller v. Gaertringen (S. 53) und v. Wellmann (S. 56) nach Mitteilungen von Dr. Stephan Kekule v. Stradonitz. Die übrigen Angaben größtenteils aus der „Kreuz-Zeitung" und der „Täglichen Rundschau" in Berlin.

S. 65. „Das Eiserne Kreuz" von Rudolf Presber mit gütiger Erlaubnis des Dichters aus dessen Sammlung: „Der Tag des Deutschen. Kriegsgedichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt." Presber hat mit Ernst, Geist und Schwung in seinen Gedichten Stimmung und Rhythmus unserer Zeit wiedergegeben. Wenn er in der Vorrede zu seinen Kriegsgedichten so bescheiden hinter diesen zurücktreten will, so drückt das sein reines Gefühl gegenüber dem großen Gegenstande aus, der nur den Nichtkünstler bei selbstgefälliger Pose finden kann.

S. 83. „Generalfeldmarschall v. Hindenburg." Vgl. „Paul von Hindenburg. Ein Lebensbild von Bernhard von Hindenburg... Berlin, Schuster & Loeffler 1915".
— Der Feldbrief eines Mitkämpfers über die Schlacht bei Tannenberg (S. 86) ist geschrieben von Vizefeldwebel d. L. Heinrich Berlin in Berlin-Lichterfelde und war zuerst abgedruckt im „Lichterfelder Lokal-Anzeiger" vom 11. September 1914.

S. 92. „Der erste Sieg. Lüttich ist genommen." Aus der „Täglichen Rundschau" vom 21. August 1914, Unterhaltungsbeilage.

S. 96. „Eine der schönsten Waffentaten des Feldzuges." Aus Berichten von Kriegsberichterstatter A. Koschützky im „Berliner Lokalanzeiger" und Dr. Wertheimer in der „Frankfurter Zeitung".

S. 105. „Durch die Maas an den Feind." Aus der „Allgemeinen Zeitung" in Chemnitz vom 2. Dezember 1914.

S. 107. „Gegen die Russen mit sieben Mann." Aus den „Kieler Neuesten Nachrichten" vom 16. Dezember 1914.

S. 109. „Dulce et decorum est..." Aus der „Täglichen Rundschau".

S. 112. „Unsere Helden der Luft." Von Kriegsberichterstatter Heinrich Binder: „Berliner Tageblatt" vom 18. Oktober 1914.

S. 114. „Im Granatfeuer allein am Maschinengewehr." „Tübinger Chronik" vom 19. Dezember 1914.

S. 116. „Hut ab vor Unteroffizier Siewon". Ging durch mehrere Blätter.

S. 117. „Motorradfahrer Karl Schmidt." „Hamburger Fremdenblatt" vom 12. Januar 1915.

S. 117. „Beim Sturm auf Dixmuiden." Eigener Bericht an den Herausgeber.

S. 118. „Wehe den russischen Horden!" Nr. 1 nach einer Notiz in der „Ostsee-Zeitung"; Nr. 2 aus der „Kreuz-Zeitung".

S. 120. „Aufopfernd für die Kameraden." Eigener Bericht an den Herausgeber.

S. 121 f. Nach glaubwürdigen Zeitungsnotizen, nachgeprüft durch den Herausgeber.

S. 123. „Ehrentafel." Hier wurde die vom Generalquartiermeister herausgegebene „Ehrentafel" mitbenützt.

S. 143. Die Fahrt der „Ayesha" und deren Verbindung mit der „Choising" schilderte zum ersten Male der Kriegsberichterstatter des Ullsteinschen Verlages (Berlin) auf dem türkischen Kriegsschauplatze Mario Passarge in Nr. 79 und 80 der „B. Z. am Mittag", Jahrg. 1915.

S. 146. „Der deutsche Sieg bei Coronel." Brief des Leutnants z. See Walter Merz, abgedruckt in der „Kolberger Volkszeitung" vom 19. Dezember 1914.

S. 149. „Aus Tsingtaus letzten Tagen." Aus der „Täglichen Rundschau" vom 4. März 1915, Unterhaltungsbeilage.

S. 153. „Wir Lebenden aber wollen siegen." Aus einem dem Herausgeber zur Verfügung gestellten Briefe des Leutnants v. Zepelin an seine Mutter in Berlin-Lichterfelde.

S. 155. „Herr Leutnant, ich melde mich..." Ging durch viele Tageszeitungen.

S. 156. „Haltet aus...!" Aus der Chemnitzer „Allgemeinen Zeitung" vom 1. Januar 1915.

S. 157. „Sich opfern um jeden Preis." Bericht des Leutnants d. Res., Oberlehrers Dr. Biereye an den Männerchor „Bünte-Bund" in Berlin-Lichterfelde.

S. 162. „Ehre unsern deutschen Lehrern!" Nr. 1 aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 8. Dezember 1914; Nr. 2 aus dem „Vogtländischen Anzeiger" in Plauen i. V. vom 27. November 1914; Nr. 3 aus dem „Hofer Anzeiger" vom 30. November 1914.

S. 167. „Vier Patrouillengänge an einem Tage..." Eigener Bericht des Unteroffiziers Lange an den Herausgeber.

S. 169. „Ich hatt' einen Kameraden..." Aus den „Dresdner Neuesten Nachrichten" vom 29. November 1914.

S. 171. „Durchs Feuer für ihren Leutnant." Nr. 1 aus der „Straßburger Post" vom 15. November 1914; Nr. 2 aus der „Stadt- und Landzeitung" zu Crimmitschau vom 19. Februar 1915.

S. 173. „Das war schwer verdient!" Aus dem „Stadtanzeiger" in Kaiserslautern vom 16. Dezember 1914. Verfasser ist Postverwalter a. D. C. Fischer in Kaiserslautern, freiwill. Beamter im Militärbureau des Lazaretts Rupprechtschule.

S. 175. „Unsere Sanitäter im Felde." Nr. 1 eigener Bericht an den Herausgeber; Nr. 2 aus der Chemnitzer „Allgemeinen Zeitung" vom 19. Februar 1915; Nr. 3 aus dems. Blatte vom 31. Dezember 1914.

S. 176. „Einer, der mit niemandem tauschen will." Aus dem „Berliner Tageblatt" vom 15. Januar 1915, dem Herausgeber bestätigt durch den Onkel des Briefschreibers, Justizrat Sandberg in Berlin.

S. 177. „Todesmutig auf dem Beobachtungsposten." Mitteilung des Generalquartiermeisters, Ende Februar 1915.

S. 177. „Damit ergibt man sich nicht." Stand in vielen Tageszeitungen.

S. 178. „Die Fahne gerettet!" Nr. 1 aus dem „Berliner Tageblatt" vom 29. Dezember 1914; Nr. 2 aus der „Goslarer Zeitung" vom 11. Januar 1915; Nr. 3 aus der „Kreuz-Zeitung".

S. 180. „Landwehrunteroffizier Buchhändler Wolfgang." Aus dem „Roland von Berlin", Nr. vom 31. Dezember 1914. Verfasser M. Rapsilber in Charlottenburg.

S. 183. „Herr Major, die Maschinengewehre rechts, die hol' ich!" Glaubwürdiger Bericht in verschiedenen Blättern.

S. 184. „Bis in die Hauptstellung des Feindes." Aus der „Saar- und Blies-Zeitung" in Neunkirchen-Saar. Bericht des Sergeanten Dietz an seine Schwester in Neunkirchen.

S. 186. „Als Telephonist bei der Artillerie." Dieser Bericht stammt aus der „Liller Kriegszeitung" in Lille (Nr. 34), die nach der Eroberung Lilles dort von Paul Oskar Höcker, Hauptmann d. L., gegründet wurde, und zwar in der Druckerei des „Echo du Nord" und des „Grand Echo du Nord et du Pas-de-Calais". Später beteiligte sich an der Herausgabe noch Georg Frhr. v. Ompteda, der als Johanniter in Lille weilte. Eine Zeitung für im Kriege stehende Soldaten, die zu dem Ernst den Humor gesellte und eine gesunde Lesekost ohne literarisches Getue darbot. Durch ihre Verbindung mit der Heimat ein freundlicher und sinniger Heimatgruß im fremden Land, ohne Rührseligkeit und mit der steten Mahnung an Arbeit und Pflicht. Wie ihre Kollegen „Der Landsturm" in Vouziers und „Der Landsturmbote" von Briey ein Zeichen der gemütlichen und geistigen Verfassung der deutschen Barbaren in Feindesland.

S. 187. „Was ein deutscher Maschinengewehrschütze ist." Aus den „Kieler Neuesten Nachrichten" vom 3. Januar 1915.

S. 189. „Der Held der 9. Kompagnie." Aus dem „Vogtländischen Anzeiger" in Plauen i. V. vom 12. Dezember 1914. Brief an die Eltern.

S. 190. „Den feindlichen Beobachtungsposten in Brand gesteckt." Aus den „Kieler Neuesten Nachrichten" vom 13. Dezember 1914.

S. 191. „Eine englische Batterie entdeckt und vernichtet." Aus den „Chemnitzer Neuesten Nachrichten" vom 11. November 1914. Brief an den Bürgermeister von Rötha (Sachsen).

S. 194. „Mit dem Beil durchs Drahtverhau zum Sturm." Aus der „Täglichen Rundschau" in Berlin.

S. 195. „Die Bayern." Nr. 1—3 glaubwürdige Berichte aus den Tageszeitungen.

S. 197. „Wie einer 30 Russen ‚umzingelte'." Aus dem „Oberschlesischen Anzeiger" in Ratibor.

S. 197. „Ein Geschütz geholt." Aus der „Liller Kriegszeitung".

S. 199. „Voran die Elsässer!" Nr. 1 aus der „Forbacher Zeitung" in Forbach (Lothr.); Nr. 2 Mitteilung des Generalquartiermeisters.

S. 201. „Durch Nacht und Grausen." Aus den „Kieler Neuesten Nachrichten" vom 4. Dezember 1914. Brief Englers an seine Frau.

S. 202. „Um den Yserkanal." Aus den „Neuesten Nachrichten" in Berlin vom 26. November 1914. Die betr. Originalbriefe haben dem Herausgeber vorgelegen.

S. 204. „Kamerad Hans Heinemann." Stand in verschiedenen Tageszeitungen.

S. 204. „Hoch klingt das Lied ..." Aus dem „Landsturmboten" von Briey, Nr. 4 vom 1. November 1914. Vgl. Anm. zu S. 186.

S. 207. „Deutsche Heldinnen." Nr. 1 aus dem „Westfälischen Merkur" in Münster i. W.; Nr. 2 aus dem „Vogtländischen Anzeiger" in Plauen i. V. vom 12. November 1914.

S. 209. „Ehrentafel." Nach des Generalquartiermeisters „Ehrentafel", aus den Tageszeitungen usw.

S. 217. „Mein Eisernes Kreuz. Gefechtstage bei Lille." Von Paul Oskar Höcker. Aus dessen in drängendem Erleben und aus herzhafter Anschauung geschriebenem Buche „An der Spitze meiner Kompagnie. Drei Monate Kriegserlebnisse. Verlag Ullstein & Co., Berlin und Wien." Das Buch, das in bequemem Taschenformat hergestellt ist und nur 1 M. kostet, wird jedem durch seinen ehrlichen und freundlichen Ton sogleich ein lieber Kamerad, der bis zum letzten Worte sich gleichbleibt.

S. 229. „Vorwärts Jungdeutschland!" Das Motto und der Schlußvers S. 238 entstammen dem schönen Gedichte Rudolf Alexander Schröders: „Deutsches Lied", zum ersten Male abgedruckt in der „Täglichen Rundschau" vom 21. August 1914, Unterhaltungsbeilage.

S. 233. „Deutscher Pfadfinderbund." Um sich über das Wesen der deutschen Pfadfinderbewegung und den Begriff „Pfadfinder" zu unterrichten, ist warm zu empfehlen das vom Reichsfeldmeister Major Maximilian Bayer und Oberstabsarzt Dr. A. Lion herausgegebene und bereits in 5. Aufl. vorliegende „Jungdeutschlands Pfadfinderbuch", Leipzig, Verlag Otto Spamer.

— Die drei Ortsgruppenberichte S. 234/235 sind entnommen dem „Feldmeister", Beilage zu „Der Pfadfinder".

— Die Namen der Pfadfinder-Ehrentafel sind entnommen der Jugendzeitschrift des Deutschen Pfadfinderbundes: „Der Pfadfinder", herausg. von Major Maximilian Bayer und Oberleutnant d. L.-K. a. D. Schnell, Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Namenverzeichnis.

„Aboukir" 129, 134 f.
About 43.
Abraham 210.
Adalbert, Prinz von Preußen 79.
Adami 114.
Adolf, Fürst zu Schaumburg-Lippe 80.
Albert, König v. Sachsen 13.
Albrecht 9.
Albrecht, Herzog von Württemberg 70, 77, 80.
Alexander I., Zar 21.
Alkenings 119.
Antwerpen 95 f.
„Ariadne" S. M. S. 133.
Arndt, E. M. 47.
„Augsburg", S. M. S. 128.
August 136.
August Wilhelm, Prinz von Preußen 79.
Auguste Viktoria, Deutsche Kaiserin 79.
Auras 236.
Aust 207, 208.
„Ayesha" S. M. S. 131, 143 f.

Bader 209.
Bach 123.
Barby 28.
Bardeleben, v. 57.
Bar sur Aube 19.
Bayer 232, 235.
Beck 209.
Beczwarzowsky, v. 52.
Behr, v. 154.
Below, v. 91.
Bendemann, v. 127.
— 61.
Bernadotte, Kronprinz von Schweden 11.
Bernis 46.
Beseler, v. 68, 70, 96.
Besser, v. 50.
Bethmann Hollweg, v. 69, 73.
Bierbaß 209.
Biereye 157 f.
Billing 171, 172.
Binder 113.
Bismarck, Fürst v. 3, 26, 31, 32 105.
Block, v. 53.
Blücher, Fürst 11.
Blüthgen 110.
Bohn 237.
Bonin, v. 58.
Borcke, v. 11, 58.
„Bouvet" 127.
Brandenstein, v. 48.
Breitrück 213.
„Breslau", S. M. S. 128, 129, 137 f.
Bretschneider 172.
Breugel, v. 124.
Brieger 120, 121.
Briesen, v. 58.
Brockhusen, v. 85.
Brocz 155.
Bronsart, v. 31.
Bruns 213.
Brunsberg 236.
Brzeziny 98 f.
Bülow, v. 11, 70, 112.
Busserdieck 236.
Buntrock 58.
Buschmeier 212.
Büte 212.
Buttlar, v. 215.
Büttner 105.

Calm, v. 154.
Chabot, de 43.
Charlotte, Prinzessin von Preußen 15 f.
„Choising" 144 f.
Claes 114.
Coronel 67, 132, 146 f.
Cramer 236.
„Cressy" 129, 134 f.
Cynpalla 210.

Dahm 109 f.
„Defaix" 145.
Detten, v. 154.
Deutscher Pfadfinderbund 230, 233 f.
Dietz 184 f.
Dixmuiden 117.
Doetsch 236.
Drees 124.
„Dresden", S. M. S. 133, 146 f.
Dütschke 158 f.

Eberhardt, v. 59.
Egemann 194, 195.
Eggeling 204 f.
Egidy, v. 167.
Ehlers 180.
Eichhorn, v. 70, 91
Einsiedel 9.
Eitel-Friedrich, Prinz von Preußen 79.
Elias 114.
„Emden", S. M. S. 67, 130, 131, 137, 140 f.
Emmich, v. 68, 70, 95.
Endesfelder 189, 190.
Engler 200 f.
Erbstößer 198.
Erdmann 236.
Ernst, Prinz zur Lippe 82.
— II., Herzog von Sachsen-Altenburg 80.
— Prinz von Sachsen-Meiningen 81.
— August, Herzog von Braunschweig 80.
— Ludwig, Großherzog von Hessen 80.

Falkenhausen, v. 214.
Falklandsinseln 132, 133, 137, 149.
Ferchner 236.
Feyerabend 210.
Fielow 236.
Finck v. Finckenstein, Graf 61, 154.
Flormann 198, 199.
Fournas, de 214.
François, v. 215.
Frank 125.
Freiligrath 152.
Frey 216, 236.
Friedrich II., König von Preußen 3, 50, 51.
— III., Deutscher Kaiser, als Kronprinz 13, 26, 60, 79.
— Prinz v. Oranien 16.
— Prinz von Sachsen-Meiningen 81.
— Fürst zu Waldeck 80.
— August, König von Sachsen 80.
— Franz, Großherzog v. Mecklenburg-Schwerin 13.
— Karl, Prinz von Hessen 82.
— — Prinz von Preußen 13, 28.
— Wilhelm, Großer Kurfürst 3, 48.
— — Prinz zur Lippe 82.
— — III., König von Preußen 3 f., 14 f., 50, 53, 58.
— — IV., König von Preußen, als Kronprinz 15 f.

Galkow 99 f.
Gayling, v. 39, 41 f.

Gebsattel, v. 166.
Genée 112, 114.
Geyer 114.
Gillet 61.
„Glasgow" 132, 146f.
Gneisenau, v. 4, 51.
— S. M. S. 133, 146f.
Goeben, v. 13.
„Goeben", S. M. S. 128, 129, 137f.
Goltz, v. der 230f.
„Good Hope" 132, 146f.
Goralczyk 197.
Gorzynski 216.
Gostkowski, v. 59.
Grabow 122.
Gravenhorst 124.
Graewe 61.
Griesheim, v. 177, 178.
Grodnoer Reservearmee 78, 85.
Groschopf 164, 165.
Grothe 236.
Güntzel 59.

Haasengler 143.
Hailer 114.
Hale, v. 61.
Hammer 214, 215.
Hanstein, v. 53.
Hardenberg, v. 11.
Hardt, v. der 61
Hartebrodt 211.
Hartlepool 133.
Hausen, v. 167.
„Hawke" 129.
Heder 237.
Heeringen, v. 70.
Heinemann 204.
Heinrich XLVI., Prinz Reuß j. L. 82.
Heinrich 177.
Henning, v. 59.
Herold 36f.
Herrenreuther 196.
Hersing 137.
Herzog 236.
Hettmer 211.
„Highflyer" 132.
Hiller v. Gärtringen 53, 54.
Hindenburg, v. 69, 78, 83f., 124, 208, 232.
Hinüber, v. 172.
Hodeida 145.
„Hogue" 129, 134f.
Holwede, v. 61.
Holzwarth 121, 122.
Hönig 29.
Hooß 61.
Hoppe 37f.
Humboldt, Wilh. v. 11.

Jäger 38.
Janson 180.
Jaschko 49.
„Jemtschug" 131, 141f.
Jena, v. 51, 52.
Jenschede 216.
Illmann 105.
Joachim, Prinz von Preußen 78.
Joffre 109.
Jungdeutschlandbund 230f.
Junghanns 48.

„Kaiser Wilhelm der Große", Hilfskreuzer 131.
„Karlsruhe", S. M. S. 131.
Keibel 61.
Keil 173.
Keller, v. 213.
Kielebusch-Steinhöfel 61.
Kirchbach, Graf v. 59, 60.
Klaß, v. 61.
Klimsch 237.
Kluck, v. 70.
Knaebel 199.
Knote 236.
Knorr, v. 127.
„Köln", S. M. S. 133.
König 114.
„Königin Luise" 128.
Konstantin, Kaiser 5.
Köppelmann 199.
Korff, v. 61.
Körner, Theodor 6, 47.
Kortes 174, 175.
Kottmann 209.
Kraus 198.
Krause 236.
Kremer 123.
Krieger 236.
„Kronprinz Wilhelm", Hilfskreuzer 131.
Krupp v. Bohlen und Halbach 69.
Kubuschok 236.
Kühn 114.
Küttner 123,

L'Admirault 28, 29, 51.
Lancken, v. 154.
Lange 167.
Laserstein 120.
Lassicourt 19.
Laue 236.
Laufterer 114, 115.
Leboeuf 43.
„Leipzig", S. M. S. 133, 146f.
Leopold IV, Fürst zur Lippe 82.
Leszczynski, v. 39.
Lewinski, v. 54.
Lienhard 136.
Lille 217f.
Limberg 145.
Linde, v. der 104, 105.
Lindenau, v. 154.
Litzmann 70, 97f., 119
Loebell, v. 54.
Lochow, v. 70, 104
Lodz 96f., 162f.
Longwy 77, 194.
Loose 202, 203.
Loeper, v. 54.
Lorenz 209.
Luck, v. 20.
Ludendorff 70, 85.
Lüderitz, v. 61.
Ludwig III., König von Bayern 72.
Ludwig 191f.
Luickhardt 106, 107.
Luise, Großherzogin von Baden 74.
— Königin von Preußen 5f., 11, 12, 15, 17, 21, 27, 29.
Luitpold, Prinz von Bayern 80.
Lüttich 92f., 180, 204.
Lützow, v. 52, 61.
Lyck 75, 76.

Mackensen, v. 70.
Mac Mahon, 31, 39, 45.
Mahling 117, 118.
„Mainz", S. M. S. 133.
Manteuffel, v. 13.
Manz 124.
Mareck 236.
Margarete, Prinzessin von Hessen 82.
Maria Theresia, Herzogin von Württemberg 80.
Martels, v. 123.
Masuren, Winterschlacht in 76, 90f.
Maurer 195.
Maximilian, Prinz von Hessen 82.
Mellenthin, v. 61
Merkatz, v. 60.
Mertens, v. 180.
Merz 146.
Messina 137f.
„Meteor" 127.
Metz, Schlacht bei 77.
Meyer-Waldeck 67, 70, 126, 149f.
„Midilli" 129.
Minkwitz 145.
Mischner 237.
Moltke, v. 13, 26, 29, 31.
„Monmouth" 132, 146f.
„Mousquet" 131, 141f.
Mücke, v. 70, 143f.
Müller, Karl v. 67, 70, 130, 131, 141.
— 125, 169f.

Napoleon I. 4, 9, 12, 18.
— III. 12, 31, 43.
Narew-Armee 89.
Neumann-Cosel, v. 54.
— 210.
Nier 237.
Nitzschke 180.
„Nürnberg", S. M. S. 133, 146f.

Oskar, Prinz von Preußen 79.
„Otranto" 132, 146f.

Padang 143, 144.
Pannwitz, v. 114.
„Pathfinder" 137.
Paulus 237.
Petrowski 179.
Pfadfinderbund, Deutscher 230, 233f.
Pfeiffer 211.
Pfuhl 236.
Philipp, Herzog von Württemberg 80.
Pirsch 177.
Plaen 156, 157.
Plehwe-Dwarischken, v. 61.
Plotho, v. 21.
Podzus 210.
Pohl 198.
Pollack 236.
„Prinz Eitel-Friedrich", Hilfskreuzer 131.
Puttkamer-Barnow, v. 60.

Quadt, v. 61.
Quillfeldt, v. 214.

Rahn 236.
Rantzau, Graf 77.
Rauch, v. 60.
Reille, 31.
Reits 177.
Reuter 118.
Reymann 132.
Riebel 236.

Rittmann 236.
Robens 216.
Rodd 138.
Roedern, Graf v. 52.
Roëll, v. 29, 50, 51.
Romberg, v. 61.
Roon, v. 26.
Roth 136.
Rudolf, Prinz zur Lippe 82.
Rühle v. Lilienstern 168.
Rupprecht, Kronprinz von Bayern 70, 77, 79.

Sachs 236.
Samsonow 87.
Sandberg 176.
Sasse 236.
Sattler 183, 184.
Sauer 136.
Scarborough 133.
Scharnhorst, v. 11.
„Scharnhorst", S.M.S. 133, 146f.
Scheffer-Boyadel, v. 98f.
Schenkendorf, Max v. 5, 47.
Scherff 118, 119.
Scherhaus 207.
Schilling 198.
Schinkel, Karl Friedrich 10, 11.
Schirlenhof 42f.
Schitzel 195.
Schleicher, v. 61.
Schleinitz, v. 123.
Schlemmer 114.
Schlenker 208.
Schlickenrieder 236.
Schlieffen-Wisbuhr, Graf v. 55.
Schliephack 215.
Schlingmann 214.
Schmettow, Graf 55.
Schmidt, v. 61.
— 117, 156, 211.
Schmittendorf 123.
Schöler, v. 30.
Schönburg, Fürsten v. 61.
Schottky 236.
Schramm 127.
Schroeder, v. 61.
— 61, 111f., 229, 238.
Schubert 236.
Schüler 236.
Schulz 237.
Schwalm 175.
Schwedler, v. 61.
Schwedthelm 161.
Schweinitz, Graf v. 99f.
Sedan 30f.
Sedlmeier 210.
Selle 236.
Senftleben 177.
„Sidney" 131, 142f.
Sievers 91.
Siewon 116.
Sodenstern, v. 180.
Soissons 34, 102f.
Sonntag 107f.
Souchon 129, 138f.
Spee, Graf v. 67, 70, 132, 133, 137, 146f.
Stadelmeyer 114.
Stasch 236.
Stein, v. 78, 89f.
Stietencron, v. 114.
Stober 212.
Stolberg, Graf v. 30.
St. Privat 32.
Strauß 215.
Stutterheim, v. 61.
„Sultan Jawus Selim" 129.
Sutterlitti 200.
Sydow, v. 52.

Tannenberg, Schlacht bei 84, 85, 86f., 179.
Tauentzien, v. 11.
Theile 215.
Thile, v. 20.
Timtner 216.
Töpfer 29.
Toziegel 190, 191.
Treu 209.
„Troilus" 141, 142.
Trossell 61.
Trott zu Solz 230, 232.
Tschepel 61.
Tsingtau 67, 149f.

„U 9" 67, 129, 134f.
„U 21" 137.
„U 29" 130, 137.
Uebel, v. 55.
Uhlich 175, 176.

„V 187" 133.
Variatz 38.
Vaupel 34f.
Vespermann 236.
Viebahn, v. 154.
Vieth v. Golssenau 172.
Villier, v. 39f., 43.

Wachsmann 236.
Waldersee, Grafen v. 61.
Wartensleben, Graf 56.
Wechmar, v. 39, 43, 44, 56.
Weddigen 67, 70, 129, 130, 134f.
Wedell, v. 28, 51.
Wegener 114, 124.
Wehler 177.
Weick, v. 167.
Wellmann, v. 56f.
— 56f.
Weltzien, v. 180.
Werder, v. 13.
Wernitz, v. 124.
Westernhagen, v. 154.
Wewetzer 236.
Weyermann 211.
Wichura 70, 104.
Wienhold 198.
Wilhelm I., Deutscher Kaiser, als Prinz 14f.
— — als König und Kaiser 12, 13, 26, 29, 30f., 74.
Wilhelm II., Deutscher Kaiser 13, 25, 29, 47, 67, 69, 72f., 84, 104, 122, 131, 134, 143, 148, 198.
— Deutscher Kronprinz 70, 77, 78f., 232.
Wilna-Armee 78, 85, 89f.
Wimpffen, v. 31.
Winsloe 39, 41f.
Wolfer 213.
Wolfgang 180f.
Wolkonsky, Fürst 20.
Wolrad, Prinz zu Waldeck 82.
Wolzogen, v. 61.
Woyna, v. 57.
Woyrsch 70.
Wrangel, v. 51.
Wrede, Fürst 19.

Xylander, v. 195.

Yarmouth 133.
Yorck, v. 11.
Yserkanal 177, 202, 229.

Zachariae 57.
Zamory, v. 61.
Zastrow, v. 124.
Zepelin, v. 153f.
Zeppelin, Graf v. 39f., 69.
Zieger 236.
Ziehlberg, v. 36.
Zollikofer-Altenklingen, v. 61.
Zoske 38.
Zott 196.
Zucklitzsch 169.